

Wie getrennt zusammenleben? Zur Interobjektivität des Hauses

Montag, 16. Juli 2012

Ein Workshop der CSG-II
„Cultural Theory and Its
Genealogies“

Ort:

TOPOI Haus Mitte
Hannoversche Straße 6
10115 Berlin
U6 Oranienburger Tor

Kontakt:

Prof. Dr. Iris Därmann
Evke Rulffes, M.A.
Exzellenzcluster TOPOI
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Kulturwissenschaft
Georgenstraße 47
10117 Berlin
Tel.: +49.30.2093 – 66267
evke.rulffes@culture.hu-berlin.de
www.topoi.org/event/hausworkshop

9:30 Sabine Föllinger (Marburg)
Die Frau als ‚Technitin‘ in
Xenophons Oikonomikos

10:30 Winfried Schmitz (Bonn)
Türeinschlagen und Dachabdecken.
Symbolische Formen von Angriffen
gegen das Haus und deren Ahndung
im antiken Griechenland

12:00 Nacim Ghanbari (Siegen)
Hausbücher. Eine Genealogie

– Mittagspause –

14:00 Philip Hahn (Tübingen)
Das tönende Haus, oder:
Ist häusliche Ordnung hörbar?

15:00 Evke Rulffes (Berlin)
Haushalten lernen.
Germershausens ‚Hausmutter‘ [1780]

16:30 Katja Kynast (Berlin)
Das Haus des Haushundes

17:30 Thomas Macho (Berlin)
Hausgeister

Reader

Winfried Schmitz:

Winfried Schmitz, Über Grenzen hinweg. Neue sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze in der Alten Geschichte, in: *Saeculum* 60,2 (2010), S. 205–225.

Sabine Föllinger:

Platon, *Politeia* V 451B–456A.

Aristoteles, *Politik* II 5.1264a37–1264b25.

Xenophon, *Oikonomikos* 7–10.

Nacim Ghanbari:

Paul Feyerabend, *Killing Time*, Chicago/London 1995, S. 1–10.

Marie Jahoda, ‚Ich habe die Welt nicht verändert‘. Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung, Frankfurt a.M./New York 1997, S. 7–20.

Margaret Mead, *Blackberry Winter*, London/Sydney 1973, S. 1–5.

Philip Hahn:

Joachim Eibach, Das offene Haus, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 38,4 (2011), S. 621–664, davon: S. 648–655.

Jan-Friedrich Missfelder, *Period Ear*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 38 (2012), S. 21–47, davon: S. 33–46.

Evke Rulffes:

Christian Friedrich Germershausen, *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften*, Bd. 1, Leipzig 1780 [2. Aufl.], S. 429–465.

Katja Kynast:

Eberhard Wörz, *Der vollständige Vorsteh- & Gebrauchshund: seine Züchtung, Erziehung, Dressur und Führung für Haus und Jagd, in Feld, Wald und Wasser*, 2., veränd. und verm. Ausg., München 1894, S. 79–84, S. 101–109, S. 210–211.

Arthur v. Creytz, *Die Dressur des Luxushundes*, Neudamm 1900, S. 28–33.

Thomas Macho:

David Miller, *Der Trost der Dinge*. Kapitel 11: Durchlässige Dinge (*Elia*), Frankfurt a.M. 2010, S. 137–154.

SAECULUM

J A H R B U C H F Ü R U N I V E R S A L G E S C H I C H T E

Begründet von
Georg Stadtmüller

Herausgegeben von

Jan Assmann, Peter Burschel, Klaus Butzenberger, Manfred K.H. Eggert,
Herbert Franke, Thomas Höllmann, Andreas Kappeler, Hans-Henning Kortüm,
Jochen Martin, Stefan Reichmuth, Wolfgang Reinhard, Erhard Rosner,
Rüdiger Schott, Rolf Sprandel, Heinrich von Stietencron, Rolf Trauzettel,
Eckhard Wirbelauer, Hubert Wolf, Annette Zgoll

Schriftleitung:

Prof. Dr. Klaus Butzenberger, Seminar für Indologie und
Vergleichende Religionswissenschaft, Gartenstr. 19, D-72074 Tübingen
Klaus.Butzenberger@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Eckhard Wirbelauer, UMR 7044/Institut d'Histoire Romaine,
Faculté des Sciences Historiques, Université de Strasbourg,
9 place de l'Université, F-67084 Strasbourg CEDEX, wirbelau@unistra.fr

© 2011 by Böhlau Verlag GmbH & Cie., Köln Weimar Wien
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten

Satz: SatzWeise GmbH, Föhren

Druck: Strauss GmbH, Mörlenbach

Die Phönix-Zeichnung auf dem Umschlag geht zurück
auf ein chinesisches Relief um 150 n. Chr.

ISSN: 0080-5319

ISBN: 978-3-412-20373-3

Erscheinungsweise: zweimal jährlich

Preise: Abonnement € 69,90 [D]/€ 71,90 [A]; Abonnement für Studierende
€ 52,40 [D]/€ 53,90 [A]; Einzelheft: € 44,90 [D]/€ 46,20 [A]

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Böhlau Verlag unter:
vertrieb@boehlau.de, Tel. +49 221 91390-0, Fax +49 221 91390-11

Ein Abonnement verlängert sich automatisch um ein Jahr, wenn die Kündigung
nicht zum 1. Dezember erfolgt ist. Zuschriften, die Anzeigen und Vertrieb betreffen,
werden an den Verlag erbeten.

Inhalt Band 60 – Jahrgang 2010 – 2. Halbband

<i>Thomas Späth – Eckhard Wirbelauer</i> Sozialgeschichte und histoire culturelle. Perspektiven einer neuen römischen Sozialgeschichte	179
<i>Michel Humm</i> Histoire culturelle et histoire sociale	187
<i>Winfried Schmitz</i> Über Grenzen hinweg. Neue sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze in der Alten Geschichte	205
<i>Jean Andreau</i> L'Histoire sociale de Rome dans ses rapports avec l'histoire économique	227
<i>Thomas Späth</i> Sozialgeschichte mit Geschlecht	241
<i>Michael Hoblstem</i> Der Mönch. Ein kultur- und religionsübergreifender Vergleich	255
<i>Jörg Sonntag</i> Speisen des Himmels. Essgewohnheiten und ihre biblischen Konzeptionalisierungen im christlichen Kloster des Hochmittelalters zwischen Anspruch und Wirklichkeit	259
<i>Veronika Čapková</i> Askese im kulturellen Vergleich. Die Orientreisebeschreibung des Serviten Angelikus Müller (1677–1734)	277
<i>Richard D. G. Irvine</i> The mission and the cloister. Identity, tradition, and transformation in the English Benedictine Congregation	289
<i>Albert Welter</i> Secularizing the Sacred, Sacralizing the Secular. Reflections on the Buddhist Monastic Institution in China	307
Resümées	331
Autoren	339

toire économique: les autres histoires sont soit des histoires « transversales » (l'histoire des relations internationales, l'histoire sociale proprement dite ...), soit des parties de l'histoire culturelle (l'histoire religieuse ou intellectuelle, l'anthropologie historique ...). L'histoire culturelle est donc bien plus qu'une simple variante de l'histoire sociale: elle a vocation à tendre vers une forme d'histoire « totale ».

Über Grenzen hinweg. Neue sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze in der Alten Geschichte*

Winfried Schmitz

»Was ist die *παλινοτοκία*?« So lautet eine der Fragen, die Plutarch in seiner Schrift *Ἀἰτια Ἑλληνικά* stellt¹. Die Antwort lautet folgendermaßen: »Die Megarer wahrten, nachdem sie den Tyrannen Theagenes vertrieben hatten, nur kurze Zeit Besonnenheit hinsichtlich ihrer Verfassung. Anschließend nämlich schütteten die Demagogen ihnen reichlich den ungemischten Wein der Freiheit (*ἐλευθερία*) ein, wie Platon es ausgedrückt hat, und sie verfielen dem vollständig. Neben dem anderen, was sie in frecher Weise den Reichen (*πλουσίους*) antaten, drangen die Armen (*οἱ πένητες*) in deren Häuser ein und hielten es für angebracht, reichhaltig mit Speisen und Trank bewirtet zu werden. Falls dies nicht geschah, griffen sie ganz und gar zu Gewalt und machten sich der *ὑβρις* schuldig. Letztendlich faßten die Megarer einen Beschluß (*δόγμα*), mit dem sie von den Gläubigern die Zinsen (*οἱ τόκοι*), die sie hatten zahlen müssen, einforderten. Dieses Geschehnis nannten sie *παλινοτοκία* – „Rückzins“².

Unter sozialhistorischem Blickwinkel betrachtet, bietet uns Plutarch einen Beleg für einen gesellschaftlichen Konflikt zwischen „Armen“ und „Reichen“. Die Gesellschaften der griechischen Stadtstaaten im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. waren bäuerliche Gesellschaften, die häufig unter Missernten und schlechten Erntejahren litten. Die Reichen nutzten die Situation aus. Sie waren zwar dazu bereit, den in Schwierigkeiten geratenen Bauern Nahrungsmittel und Saatgut zu leihen, doch durch die hohen Zinsen war für die Bauern die Gefahr groß, in eine langfristige Abhängigkeit zu geraten. Wir haben es mit einem klassischen sozialen Konflikt zwischen Armen und Reichen zu tun, bei dem die Reichen ihre wirtschaftliche Potenz ausnutzten, um ihre soziale Position an der Spitze der Gesellschaft auf Dauer zu sichern. Die Gesellschaft, wie sie uns in der Quelle entgegentritt, ist bipolar gegliedert; die soziale Stellung hängt unmittelbar vom materiellen Reichtum ab. Eins aber ist missglückt, und dies stellt sich in der gegenwärtigen Situation als fatal heraus. Die „Reichen“ hatten es versäumt, nach dem Sturz des Tyrannen ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Dominanz auch in politische Macht umzumünzen. Nachdem der Tyrann vertrieben war,

* Der Vortrag wurde am 20. Juni 2009 im Rahmen der von Thomas Späth und Eckhard Wirbelauer organisierten Arbeitstagung „Sozialgeschichte et histoire culturelle – vers une nouvelle Histoire sociale de l'Antiquité romaine“ (Perspektiven einer neuen römischen Sozialgeschichte) gehalten. Die Form des Vortrags, der Werkstattcharakter hat, wurde weitgehend beibehalten.

¹ Plut. *Quaestiones Graecae* (Moralia 291e–304f).

² Plut. *quaest. graec.* 18 (Mor. 295 c–d) mit Verweis auf Plat. resp. 562d.

war es nicht zu einer wirkmächtigen Aristokratie, zu einer (politischen) Herrschaft der „Besten“ gekommen, sondern zu einer demokratischen Verfassung, die den Armen Selbstsicherheit und Selbstbewußtsein verlieh, – so sah es zumindest Platon, und man merkt seinen Ausführungen an, dass er nicht damit einverstanden war, wenn die „Freiheit“ der armen Bürger in solchem Maße ausgeweitet wurde.³

Die Interpretation darf aber nicht bei einer rein sozialgeschichtlichen Auswertung verharren. Insbesondere in den 1970er und 1980er Jahren hatte der Blick auf die großen sozialen Schichten, auf Adel, Bauerntum und Unterschicht – in der griechisch-römischen Antike weitgehend die Sklaven – im Vordergrund gestanden. Legt man einen im späten 20. Jahrhundert erweiterten Ansatz der *Neuen Sozialgeschichte* bzw. der *Neuen Kulturgeschichte* zugrunde, gewinnt die Quelle weitere vielfältige Dimensionen. Sie entschlüsseln sich allerdings erst dann, wenn weitere wissenschaftliche Disziplinen herangezogen werden, zum Beispiel die Rechtsgeschichte, die vergleichende Ethnologie der europäischen Kulturen und ein literaturgeschichtlicher Zugriff.

Ansetzen möchte ich bei der ungewöhnlichen Form der Gegenwehr, zu der die „Armen“ in Megara gegriffen haben: Sie drangen in die Häuser der Reichen ein, ließen sich dort bewirten, und wenn sie nicht bekamen, was sie forderten, wandten sie Gewalt an. Ist dies das schrankenlose Handeln einer von Ausbeutung bedrohten sozialen Klasse? Parallelen zeigen, dass wir es hier mit Strafritualen zu tun haben, die zwar selten angewandt, aber in ihrem Ablauf und in ihrer Bedeutung einer Gesetzmäßigkeit folgen.⁴

Mit Berufung auf den Volkskundler Hans Georg Wackernagel hat der Basler Klassische Philologe und Volkskundler Karl Meuli ein ähnliches Strafritual in einem Dorf bei Basel im Jahr 1513 beschrieben⁵. Vorgegangen wurde gegen ein-

nen gewissen Hans Brotbeck, der wegen seiner Prozessierwut, wegen seines bösen Mundwerks und als schlechter Schuldner übel beleumundet war. Eine Gruppe von ledigen, jungen Burschen drang in sein Haus ein, sie saßen dort drei Tage lang und hatten „enorm zu tun mit Schmausen, Trinken und Wüsten, bis alles ausgefressen war; nicht nur Gänse, Hühner und Enten und die Fische des Fischweihers mussten dran glauben, sondern auch sämtliches Vieh“⁶. Strafrituale dieser Art werden als ‚Rügebräuche‘ oder Charivaris bezeichnet und sind seit langem Forschungsgegenstand einer historischen Ethnologie europäischer Kulturen⁷. Es handelt sich in diesem Fall um den Rügebrauch der Heimsuchung und des Ausfressens. Opfer der Rügebräuche sind Personen, die die Normen der Gemeinschaft gebrochen hatten und dafür einer *kollektiv* ausgeübten Straffraktion verfielen. Die Strafrituale sind vielfältig, reichen vom Herausfordern aus dem Haus (um draußen für seine Ehre einzustehen), über das Einschlagen von Türen hin zum Abdecken des Dachs oder der vollständigen Hauswüstung in besonders schweren Fällen von Normbrüchen. Auch die Heimsuchung und das Ausfressen stellt eine solche Partialwüstung des Hauses dar.

Der Rügebrauch hat bestimmte Voraussetzungen. Auch in relativ einfachen, also gering stratifizierten Gesellschaften galt das Haus als Schutzbereich; seine Grenzen durften nur überschritten werden, wenn man vom Herrn des Hauses dazu aufgefordert wurde. So sehen wir es bei vielen Szenen auswärtiger Gäste in der *Odysee*, die Einlass, ein Essen und Unterkunft begehrten. Der ankommende Gastfreund blieb an der Schwelle des Hauses bzw. Hofes stehen und wartete, bis man ihn hinein bat. Wer indes die Normen der Gesellschaft nicht einhält, für den gilt der Schutzbereich des Hauses nicht mehr, dem wird der Schutz des Hauses in symbolischer Form entzogen. Es ist daher für den Rügebrauch typisch, dass die *Grenzen* des Hauses verletzt werden. Deswegen wird die Tür des Hauses eingeschlagen oder das Dach abgedeckt. Strafen gegen denjenigen, der die Normen der Gesellschaft nicht einhält, richten sich auch auf Grundbedürfnisse des menschlichen Lebens, also Speise und Trank. Nahrung

⁶ Meuli (s. vorige Anm.), 465.

⁷ Vgl. dazu P. Saintyves, *Le Charivari de l'adultère et les courses à corps nus*, in: *L'ethnographie* N. S. 31, 1935, 7–36; L. Junod, *Le charivari au pays de Vaud dans le premier tiers du XIX^e siècle*, in: *Heimat und Humanität*. Festschrift für Karl Meuli zum 60. Geburtstag, Basel 1951, 114–129; R. Pierson, *Qu'est-ce qu'un charivari?*, in: *Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung*. Festschrift für G. Heilfurth, Göttingen 1969, 383–405; N. Z. Davis, *The Reasons of Misrule: Youth Groups and Charivaris in Sixteenth Century France*, in: *Past & Present* 50, 1971, 41–75 (= dies., *Society and Culture in Early Modern France* [London 1975] 97 ff.); E. P. Thompson, *Rough Music*; *Le Charivari anglais*, in: *Annales ESC* 27, 1972, 285–312; H. Rey-Flaud, *Le Charivari. Les rituels fondamentaux de la sexualité*, Paris 1985; M. Scharfe, *Zum Rügebrauch*, in: ders. (Hrsg.), *Brauchforschung, Darmstadt 1991, 184–215* (= Hessische Blätter für Volkskunde 61, 1970, 45–68); E. Hinrichs, *Charivari* und Rügebrauch in Deutschland. Forschungsstand und Forschungsaufgaben, in: *ebd.* 430–463; K.-S. Kramer, *Art. Rügebräuche*, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte* Bd. 4, Berlin 1990, Sp. 1198–1201.

³ Zur Tyrannis und zu der auf den Sturz der Tyrannis folgenden Ordnung in Megara H. Berve, *Die Tyrannis bei den Griechen*, 2 Bde., München 1967; St. I. Oost, *The Megara of Thebes and Thebes*, in: *Classical Philology* 68, 1973, 186–196; R. P. Legon, *Megara. The Political History of a Greek City-State to 336 B.C.*, Ithaca/London 1981; K.-W. Welwei, *Die griechische Polis. Verfassung und Gesellschaft in archaischer und klassischer Zeit*, Stuttgart u.a. 1983, 274–277. Zum Scheitern stabiler Aristokratien in griechischen Städten W. Schmitz, *Verfallte Chancen. Adel und Aristokratie im archaischen und klassischen Griechenland*, in: H. Beck – P. Scholz – U. Walter (Hrsg.), *Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und ‚edler‘ Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit*, München 2008, 35–70.

⁴ Vgl. zu der hier vorgestragenen Interpretation auch S. Forsdyke, *Revelry and Riot in Archaic Megara: Democratic Disorder or Ritual Reversal?*, in: *Journal of Hellenic Studies* 125, 2005, 73–92. Forsdyke geht davon aus, dass Plutarch bei seinem Bericht der verlorenen aristokratischen „Verfassung der Megara“ folgt. Sie sieht in der Aktion eine Eskalation einer rituellen Darstellung von Herrschaft, die mit einem Rollentausch verbunden ist, in diesem Fall jedoch gewalttätige Formen annimmt. Dass damit der Übergang zu einer Demokratie verbunden war, bestreitet Forsdyke.

⁵ H. G. Wackernagel, *Heimsuchung*, in: ders., *Altes Volkstum der Schweiz. Gesammelte Schriften zur historischen Volkskunde*, Basel 1956, 259–265; K. Meuli, *Über einige alte Rechtsbräuche*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hrsg. von Th. Gelzer et al., Basel/Stuttgart 1975, Bd. 1, 445–469.

und Wasser als Grundbedürfnisse des menschlichen Lebens werden unter normalen Umständen keinem Mitmenschen verweigert, selbst dem Betler nicht. Bei der Rüge wurden dementsprechend diese Grundbedürfnisse symbolisch entzogen, indem die Rügenden den Schöpfeimer am Brunnen abschnitten, Sägespäne in den Brunnen warfen, den Herd zerstörten oder eben die Vorräte im Haus solange aufzehrten, bis sich der Bescholtene den gesellschaftlichen Normen wieder unterwarf.

Dass es sich nicht um eine willkürliche und ungerechtfertigte Racheaktion handelt, kommt darin zum Ausdruck, dass die Bestrafung öffentlich vollzogen wurde. Das bedeutet einerseits, dass die Rügenden nur dann agieren, wenn das Vergehen offenbar ist oder sich durch bewusste Indiskretion herumgesprochen hat und sich so zu einer (vermeintlichen) Tatsache verdichtet hat. Andererseits muss die Rüge so vollzogen werden, dass die Öffentlichkeit eine Kontrolle darüber ausüben kann, ob sich die Rügenden an die Grenzen des Rügebrauchs halten. Daher wurden die Opfer der Rüge aus dem Haus herausgefordert, eine eventuelle handgreifliche Auseinandersetzung hatte sich vor dem Haus abzuspielen.

Da in der griechischen Gesellschaft der Hausherr dazu verpflichtet war, über die Ehre der Frau zu wachen, zu sehen, dass sie ein eher zurückgezogenes Leben führte, nicht ungebührlich in der Öffentlichkeit erscheint, vor allem nicht ins Gerede kommen sollte, konnten die Rügenden die Ehre des Hausherrn auch dadurch angreifen, dass sie im Haus in die Räume der Frauen, in die *Gynaikónizis*, eindringen. Sie mussten diese Räume aber unverzüglich wieder verlassen, durften die Frau selbst nicht attackieren und mussten Handgreiflichkeiten mit dem Hausherrn vor dem Haus austragen.

Auch ging der Rügebrauch nicht heimlich vor sich. Die Teilnehmer an einem solchen *xómos* genannten Schandaufzug zogen vielmehr unter dem Klang der schrillen Flöte vor das Haus des Gerügten und veranstalteten einen Lärm, der der Öffentlichkeit die Rüge lauthals ankündigte.

Der Rügebrauch weist noch einen weiteren charakteristischen Zug auf. Da die Rügen mit gewaltsamen Maßnahmen einhergehen und ansonsten akzeptierte Normen der Gesellschaft – also den Schutz des Hauses, die Hilfe in der Not, die Gewährung von Essen und Trank – bewusst verletzen, sind es in der Regel die Ledigen, die die Rüge ausführen. Die Hausväter in der bäuerlichen Gemeinschaft haben für die Regeln der Gesellschaft einzustehen, dürfen sich also nicht unmittelbar beteiligen und werden nach der Strafaktion der Ledigengruppe überhaupt, sie hätten nichts gesehen, nichts gehört und nichts gewusst, akzeptieren aber die Strafaktion und gehen nicht gegen die Ausführenden vor.

Die Rügebräuche der Ledigen gewinnen damit eine wichtige soziale Funktion. Indem die unverheirateten jungen Männer die Strafrituale ausführen, verinnerlichen sie selbst die Normen und das Wertesystem der Gesellschaft. Sie müssen zur Ausübung der Rügebräuche wissen, welche Vergehen mit welchen Strafen bedacht werden, müssen einschätzen, wann die Schwelle in der Schwere der Tat

überschritten ist, die ein Strafritual rechtfertigt, und dürfen selbst die Grenzen der Rügebräuche nicht verletzen. Deswegen werden die Bescholtenen aus dem Haus herausgefordert. Die Gemeinschaft soll beobachten können, wer, in welcher Form und warum gerügt wurde. Diejenigen, die die Rüge ausüben, sind also gleichzeitig die Kontrollierenden und die Kontrollierten. Die Rügebräuche haben so eine wichtige Bedeutung für die Sozialisation der Heranwachsenden und die Aufrechterhaltung des Normen- und Wertesystems über die Generationen hinweg.⁸

Auch aus der griechischen Antike sind zahlreiche Rügebräuche bekannt, bei denen junge Männer in einem nächtlichen, lärmenden Umzug (*xómos*) zum Haus eines Normbrechers zogen.⁹ Man traf sich zunächst zum Gelage, sprach dem Wein zu und machte sich dann auf den Weg, begleitet von den schrillen Klängen einer Flöte. So ist in Versen des Theognis demjenigen ein Rügebrauch angedroht, der, obwohl zum Wachdienst in der Stadt eingeteilt, schläft und so die Stadt in Gefahr bringt:

Schlafen wir, die Bewachung der Stadt nämlich obliegt den Wächtern,
unserer geliebten, unerschütterlichen Vaterstadt,
wahrlich, bei Zeus, schläft einer von ihnen auch noch so verborgen,
wird er sehr bald unseren *xómos* zu erwarten haben.¹⁰

Wie ein solcher *xómos* ablief, erfahren wir auch aus einem Fragment des Tragicers Pratinas um 500 v. Chr. In dem Satyrspiel kämpft ein Satyrn-Chor um den Zugang zur Orchestra. Doch die war durch einen Chor besetzt, der von Flötenmusik begleitet war. Der schrillen Flöte, heißt es, gebühre aber nur der zweite Platz. „Allein beim *kómos* und beim Tür einschlagen, bei Prügeleien trunkenen Burschen darf sie [scil. die schrille Flöte] den Zug anführen“¹¹. Noch in Komödien des 4. Jahrhunderts preisen Parasiten ihre besonderen Qualitäten bei den Trinkgelagen und den anschließenden Schandaufzügen, bei denen der Bescholtene aus dem Haus herausgefordert und in eine Schlägerei verwickelt wird, Türen eingeschlagen oder Dächer abgedeckt werden. Brauche man jemanden, der den

⁸ Scharf (s. vorige Anm.).

⁹ Zu Rügebräuchen in der Antike W. Schmitz, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland, Berlin 2004, 259–329.

¹⁰ Εὐδωμὲν· φυλάττει δὲ πόλεως φυλάκισσι· μελήσει / ἀστυνόμος ἐρατῆς πατρίδος ἡμετέρας. / Νεὶ μὲν Δεῖ, εἰ τις τῶνδε καὶ ἐγκαλούμενος εὐδὲν / ἡμέτερον κώμον δέξεται ἀπαλάως. Theognis 1043–1046. Zur Interpretation dieser Verse Schmitz, Nachbarschaft 304f. Zu Theognis siehe: St. von der Laß; Dichter und Tyrannen im archaischen Griechenland. Das Corpus Theognideum als zeitgenössische Quelle politischer Wertvorstellungen archaisch-griechischer Aristokraten, München 1992; Th. J. Figueira (Hrsg.), Theognis of Megara. Poetry and the Polis, Baltimore u. a. 1985; R. J. Lanc Fox, Theognis: An Alternative to Democracy, in: Alternatives to Athens. Varieties of Political Organization and Community in Ancient Greece, hrsg. von R. Brock – St. Hockinson, Oxford 2000, 35–51; H. van Wees, Μεγάρων Μαφίσι: Timocracy and Violence in Theognis, in: ebd. 52–67.

¹¹ ὁ δ' αὐλὸς ὕστερον χοροῦντο / καὶ γὰρ ἐστὶ ὑπερέτας· κώμῳ μόνον θυγατρῶν τε / πομπῆσιν/αὐτοὶ νέων θέλοι παροῦν / ἐμμεναὶ πατρῶνδ' αὐτάς. Pratinas 708 Page.

Gegner packt, glaube man, der Parasit sei ein argivischer Ringer; brauche man einen, der gegen ein Haus anstürme, sähe man ihn als Widder; brauche man einen, der ein Leiterchen hinaufsteigt, sei er ein wahrer Kapaneus; wenn es Schlägen standzuhalten gelte, sei er ein Amboss; wenn er die Fäuste ballte, sei er ein wahrer Telamon¹².

Rügebräuche als kollektiv vollzogene Strafrituale sind charakteristisch für einfachere, bäuerliche Gesellschaften. Der Rügebrauch ist eine Form *kollektiver* Handlung, das ein lang eingetübtes Verständnis über Werte, Normen und Sanktionen voraussetzt. Eine intensive Interaktion muss gegeben sein, aber diese geschieht nicht bei formellen Zusammenkünften, bei denen debattiert wird und Beschlüsse gefasst werden, sondern in der alltäglichen Begegnung. Rügebräuche können sich nur dann herausbilden, wenn ein identischer Erfahrungshorizont innerhalb der Gesellschaft vorliegt, der sich aus dem bäuerlich geprägten Wirtschaften ergibt. Außerdem ist eine gewisse Abgeschlossenheit der sozialen Gruppe eine wichtige Voraussetzung. Denn die Normen müssen einheitlich und eindeutig sein. Bei divergierenden oder gar konkurrierenden Normen, wie sie z. B. in den attischen Tragödien und Komödien auf die Bühne gebracht werden, fehlt die Eindeutigkeit der Normverletzung; ein kollektives Handeln ist dann kaum noch möglich. Rügebräuche sind deshalb ein Charakteristikum bäuerlicher Schichten. In sozialen Eliten bestehen weit günstigere Voraussetzungen für divergierende Normen und Weltanschauungen, sind die Formen der Kommunikation differenzierter. Anders bei den Bauern: Um ein einheitliches Normensystem aufrecht zu erhalten, braucht es eine Normen ausbildende und normtragende Schicht, eine soziale Gruppe, die ein starkes Interesse daran hat, dass durch die Mitglieder der Gemeinschaft bestimmte Verhaltens-erwartungen erfüllt werden, weil man aufgrund einer prekären wirtschaftlichen Lage darauf angewiesen ist.

Tradiert werden die sozialen Normen in der bäuerlichen Schicht durch eine spezifische Form der Kommunikation, nämlich durch mahnende Sprüche, Spruchweisheiten und Sprichwörter¹³. Literarisch zählen sie zu den sog. einfachen Formen, sind in der Regel auf ein oder zwei Sätze beschränkt, häufig antithetisch aufgebaut und in gebundene Form gebracht: „Morgenstund hat Gold im Mund“, oder in den Worten Hesiods: „Früh in der Dämmerung auf, dass der Vorrat ausreicht zum Leben“. „Frührot schafft weg den dritten Teil des Tagwerks“. „Frührot bringt dich voran auf dem Weg, voran in der Arbeit“ (ὄρθρον

¹² Aristophan F 5 PCG.

¹³ Zu diesen einfachen literarischen Formen: M. Hain, *Sprichwort und Volkssprache. Eine volkskundlich-soziologische Dorfuntersuchung*, Gießen 1951; F. Seiler, *Deutsche Sprichwörterkunde*, München 1922, Ndr. 1967; W. Herzstein, *Die gewöhnliche Erziehung im deutschen Sprichwort*, Phil. Diss. Saarbrücken 1968; L. Röhrich, *Erzählforschung*, in: R. W. Brednich (Hrsg.), *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin 1994, 421–448.

ἀνιστάμενος, ἵνα τοι βίος ἀκρεὺς εἴη / ἦὼς γὰρ [τ']εῖργοιο τρίτην ἀπομείραται αἴσαν / ἦὼς τοι προφέρει μὲν ὁδοῦ, προφέρει δὲ καὶ ἔργου, erg. 577–579) oder: „Arbeit, die ist nicht Schande; das Nichtstun jedoch, das ist Schande“ (ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργία δὲ τ' ὄνειδος, erg. 311). Viele solcher mahnenden Sprüche sind von Hesiod in die *Werke und Tage* eingefügt, ein Lehrgedicht, das das bäuerliche Leben beschreibt. Wegen der Kürze und der gebundenen Form der Sprichwörter kann man sie sich leicht merken, und der Inhalt, die Aussageabsicht kann nicht verändert werden. Durch das ständige Zitieren dieser Sprüche verewert sich die bäuerliche Gemeinschaft der gemeinsamen Werte und tradiert sie unverändert von Generation zu Generation¹⁴.

Trägt man die mahnenden Sprüche einer bäuerlichen Gesellschaft zusammen, wie dies bei Hesiods *Werken und Tagen* möglich ist und wie es die französische Historikerin Marine Segalen in vorbildlicher Weise für das ländliche Frankreich des 18. und 19. Jahrhunderts durchgeführt hat, lassen sich die wichtigsten Grundlagen des bäuerlichen Lebens, die tragenden Säulen eines bäuerlichen Wertesystems daran ablesen¹⁵. Es sind dies die bäuerliche Arbeitsamkeit, die Rechtfertigung bäuerlichen Wirtschaftens, die Wahrung der hausväterlichen Autorität und die Solidarität unter den Nachbarn. Aufgrund der prekären wirtschaftlichen Lage müssen sich die Bauern der nachbarlichen Hilfe in der Dorfgemeinschaft versichern, um sich gegen Feuer, Missernten, Unwetter oder reißende Tiere zu schützen. So zitiert Hesiod den bäuerlichen Spruch: „Droht unversehens ein Unheil im Dorf, eilen die Nachbarn ungegürtet herbei, die Verwandten aber gürteten sich erst“ (εἰ γὰρ τοι καὶ χροῖμ' ἐγκώμιον ἄλλο γένηται / γέτρονες ἄζωστοι ἔκλιον, ζώσαντο δὲ πηροί, erg. 344f.)¹⁶. Der Bauer ist auf die Solidarität der Nachbarn angewiesen, und mit den mahnenden Sprüchen verpflichtet sie sich gegenseitig auf diese Hilfe. So findet sich diese Aussage, die unbedingte Angewiesenseit auf den Mitbauern, in mehreren Spruchversionen variiert: „Schlechter Nachbar ein Kreuz, so sehr wie ein guter ein Segen“ (πῆμα κακὸς γέτρον, ὄσον τ' ἀγαθὸς μέγ' ὄνεαρον). „Und kein Rind geht dir verloren, wenn dein Nachbar kein Schuft ist“ (οὐδ' ἂν βοῦς ἀπόλοιτ', εἰ μὴ γέτρον κακὸς εἴη). „Gutes Maß lass dir geben vom Nachbarn, gutes gibt wieder“ (εὖ μὲν μετρεῖσθαι παρὰ γέτρονος, εὖ δ' ἀποδοῦναι, erg. 346–349).

Die Prominenz von kurzen, mahnenden Sprüchen hat ein weiteres Ziel. Die Beschränkung auf eine so genannte reduzierte Kommunikation, wie sie für einfache bäuerliche Gesellschaften charakteristisch ist, will keine Diskussionen oder Debatten um die Sinnhaftigkeit von Normen anregen, sondern verlangt Bestätigung und soll so zu erkennen geben, dass man sich in die soziale Gruppe und deren Normen einfindet. Deshalb werden die Sprüche immer und immer wieder

¹⁴ Schmitz, *Nachbarschaft* (s. Anm. 9), 42–52.

¹⁵ Segalen, *Marrâne, Mari et femme dans la société paysanne*, Paris 1980 (engl.: *Love and Power in the Peasant Family. Rural France in the Nineteenth Century*, Southampton 1983).

¹⁶ Zur Interpretation dieser beiden Verse siehe Schmitz, *Nachbarschaft* (s. Anm. 9), 53–55.

zurzeit en vogue, nicht nur in der Geschichtswissenschaft²¹. Verstanden wird Kulturgeschichte vielfach als eine Zusammenführung verschiedener historischer Bereiche, Themen und interdisziplinärer Ansätze, bei denen durch Rückgriff auf soziologische, rechtshistorische, ethnologische etc. Methoden und aufbauend auf einer Sozial- und Familiengeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte, Alltags- und Mentalitätsgeschichte antike Gesellschaften in ihren vielfältigen Ver-netzungen und unterschiedlichen Repräsentationen beschrieben werden. Silvia Serena Tschopp beginnt ihre Einleitung zu dem von ihr herausgegebenen Band „Kulturgeschichte“ in der Reihe „Basistexte Geschichte“ mit den Sätzen:

Zu den gegenwärtig besonders intensiv diskutierten Entwicklungen innerhalb der Geisteswissenschaften gehört der Siegeszug des Begriffs ‚Kultur‘ und die damit einhergehende Veränderung der Forschungsperspektive. Dieser ‚cultural turn‘ hat auch für die Ge-schichtswissenschaft Folgen gezeitigt und neuen historischen Fragestellungen, neuen me-thodischen Ansätzen und neuen Erkenntnissen den Weg bereitet. Dass im Zuge des Gel-tungsgewinns kulturalistischer Positionen auch die Kulturgeschichte eine Renaissance erlebt hat, dürfte wenig überraschen; seit einigen Jahren bildet sie ein mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum weithin akzeptiertes Forschungsparadigma, dessen Strahl- kraft vorderhand noch ungebrochen ist²².

Silvia Tschopp will in ihrem Beitrag nicht nur die neuen Fragestellungen, die neuen methodischen Ansätze und die neuen Erkenntnismöglichkeiten aufzeigen, sondern auch die Kritik gegen die Kulturgeschichte und kulturalistische Kon- zepte entkräften. In der terminologischen Unschärfe und der Ubiquität des Be- griffs ‚Kultur‘ sieht sie einen Vorteil, da der Begriff geeignet sei, heterogene Sach-

Begriffe, Konzepte und Perspektiven der Kulturgeschichte, in: dies. (Hrsg.), Kulturgeschichte. (Ba- sistexte Geschichte 3). Stuttgart 2008, 9–32. Zu Abgrenzungen und Gemeinsamkeiten von „alter“ und „neuer“ Kulturgeschichte M. Dinges, Neue Kulturgeschichte, in: J. Eibach – G. Lottes (Hrsg.), Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch, Göttingen 2002, 179–192; U. Daniel, Alte und neue Kulturgeschichte, in: Günther Schulz u.a. (Hrsg.), Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Arbeits- gebiete – Probleme – Perspektiven, Stuttgart 2004, 345–358; M. Mauret, Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?, in: Historische Zeitschrift 280, 2005, 281–304; S. Tschopp – W. E. J. We- ber, Grundfragen der Kulturgeschichte, Darmstadt 2007, 53–82.

²¹ Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Kulturbegriff, den Ansätzen, wissenschaftlichen Tra- ditionen und der Themen- und Methodenvielfalt kann hier nicht erfolgen. Inzwischen liegt dazu auch eine reiche Literatur vor: Siehe A. Prost, Sociale et culturelle indissociabilité, in: J.-P. Rioux – J.-F. Strimelli (Hrsg.), Pour une histoire culturelle, Paris 1997, 131–146; Ph. Poirrier, L'histoire culturelle en France. „Une histoire sociale des représentations“, in: ders. (Hrsg.), L'histoire culturelle un „tournant mondial“ dans l'historiographie?, Dijon 2008, 29–39 (beide zeigen auf, wie stark die französische histoire culturelle von der Annales-Schule und der Mentalitätsgeschichte beeinflusst ist). Mit starker Berücksichtigung der englischsprachigen Forschung: Peter Burke, Was ist Kultur- geschichte?, Frankfurt a.M. 2005 (engl. 2004). Des Weiteren: U. Daniel, Kompendium Kultur- geschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, Frankfurt a.M. 2001; Tschopp – Weber, Kultur- geschichte (s. vorige Anm.). Exemplarische Publikationen zur Kulturgeschichte werden von Burke a.a.O. und U. Daniel, Geschichte schreiben nach der „kulturalistischen Wende“, in: Archiv für So- zialgeschichte 43, 2003, 567–599 vorgestellt. Vgl. auch A. Landwehr – St. Stockhorst, Einführung in die Europäische Kulturgeschichte, Paderborn etc. 2004.

²² Tschopp, Kulturgeschichte (s.o. Anm. 20), 9.

zitiert, auch wenn alle sie in der dörflichen Gemeinschaft kennen. Schon Aristot- eles ist aufgefallen, dass es die Bauern waren, die Sprichwörter „schmiedeten“, die γυναικῶντοιοί sind¹⁷, und in der Volkskunde spricht man denn auch von einer bäuerlichen Sondersprache, in der Sprichwörter und Sprüche eine wichtige Rolle spielen¹⁸.

Die Sprichwörter zeigen, dass Bauern, die ihren Hof eigenständig bewirtschaf- teren, in den griechischen Poleis keine soziale Unterschicht darstellen, sondern eine Normen ausbildende und tragende Schicht waren. Sie verpflichteten die nachbarlich organisierte Dorfgemeinschaft durch Sanktionen wie Gespött und Gerede und durch Rügebräuche zur Einhaltung und Wahrung der erwarteten Verhaltensweisen, ja sie konnten auch die Adligen mit Strafritualen solcher Art unter Druck setzen, wie das eingangs zitierte Beispiel aus Megara zeigt. Was Plutarch als blanke Form von Gewalt und Hybris erscheint, ist eine in den Au- gen der Bauern legitime und angemessene Gegenmaßnahme gegen eine über- zogene Forderung nach Zinsen, die die bäuerlichen Vorstellungen eines Gebens und Nehmens verletzt.

Die Wahrnehmung, dass es sich bei der Maßnahme in Megara um einen Rü- gebrauch handelt, eröffnet also einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten „Neuen Sozialgeschichte“ weitreichende neue Perspektiven. Der Rügebrauch setzt voraus, dass wir es bei der megarischen Bauernschaft mit einer geschlosse- nen (keineswegs unbedingt homogenen und friedfertigen) Gruppe zu tun haben, die für eine bäuerliche Schicht typische Normen ausbildet, von Generation zu Generation weitergibt und gegen Widersacher verteidigt. Anders als in einer her- kömmlichen Sozialgeschichte sind die „Armen“ nicht als unterdrückte, in Ab- hängigkeit geratene oder von Abhängigkeit bedrohte soziale Schicht anzusehen, sondern als eine breite mittlere Schicht, die in manchen Bereichen in der Lage ist, ihre Interessen gegen eine adelige Oberschicht durchzusetzen. Von hier aus er- geben sich Ansatzpunkte auch für eine politische Geschichte, nämlich für die Frage, warum im spätarchaïschen und frühklassischen Griechenland nur an we- nigen Orten starke und langlebige Aristokratien entstanden und die bäuerliche Mittelschicht einen bedeutenden Machtfaktor darstellte¹⁹.

Ich verstehe den Ansatz, wie ich ihn hier vorgestellt habe, als Beitrag zu einer Forschung, die den Anliegen einer *Neuen Kulturgeschichte*, einer *Neuen Sozial- geschichte* bzw. einer *Historischen Anthropologie* folgt²⁰. Solche Ansätze sind

¹⁷ Aristot. rhet. 2, 21, 9, 1395 a 6–8.

¹⁸ A. Iliien, Kommunikationsstile in ländlichen Gemeinden, in: H. Bausinger – E. Moser-Rath (Hrsg.), Direkte Kommunikation und Massenkommunikation, Tübingen 1976, 199–206; Schmitz, Nachbarschaft (s. Anm. 9), 44–46.

¹⁹ Dazu Schmitz, Verpasste Chancen (s. Anm. 3).

²⁰ Einen forschungsgeschichtlichen Überblick bieten L. Hunt, Introduction: History, Culture, and Text, in: dies., The New Cultural History, Berkeley/Los Angeles/London 1989, 1–22; S. S. Tschopp,

deten zu werden, der Einiges von vielen Dingen, aber nichts richtig kennt und sich nicht auf eine spezifische Methodik, die das Fach zusammenhält, berufen kann. Die Gefahr einer zunehmenden Zersplitterung ist ebenso gegeben wie die Chance zu neuen Fragestellungen und Sichtweisen.

Kritisch gefragt werden muss auch: Wenn sich Kulturwissenschaft und Kulturgeschichte als Metawissenschaft definiert, die Politik-, Wirtschaft-, Sozial-, Technik-, Religions-, Rechts-, Wissenschafts-, Ideen-, Alltags-, Geschlechter-, Umweltgeschichte etc. umfasst, was unterscheidet sie dann eigentlich von dem allgemeinen Begriff der ‚Geschichte‘?²⁶ Es war doch in der ‚traditionellen‘ Geschichtswissenschaft kein Thema tabu. Dienen die genannten Ausdifferenzierungen innerhalb der Geschichtswissenschaft nicht dazu, spezifische, diesen Feldern angemessene Methoden zu entwickeln, bzw. Methoden der Politik, der Soziologie, der Wirtschaftswissenschaften zu übernehmen und auf ihre Tauglichkeit für verschiedene historische Epochen und Räume zu prüfen? Werden diese geschärften Methoden nicht durch eine Kulturwissenschaft entwertet? Es ist daher wenig hilfreich, dabei stehen zu bleiben, Kulturwissenschaft und Kulturgeschichte als diejenige Wissenschaft zu definieren, die thematisch und methodisch *alles* umfasst²⁷. So berechtigt und wünschenswert die von Zeit zu Zeit immer wieder erhobene Forderung ist, die Behandlung historischer Sachverhalte nicht immer weiter aufsplintern zu lassen und daher die Gesamtheit aller lebensweltlichen Dimensionen neu zu postulieren, so muss doch der Fokus einer Kulturgeschichte genauer definiert werden, wenn kulturgeschichtliche Ansätze weiterführend sein sollen. Die Pluralität von Methoden ist noch keine eigene Methodik²⁸.

²⁶ Bereits Eberhard Gothein hat 1889 Kulturgeschichte als eine auf die Totalität menschlicher Erfahrung ausgerichtete Betrachtungsweise bestimmt und sie zu einer „Integrationswissenschaft“ erhoben, der sich alle anderen historischen Forschungsfelder unterzuordnen hätten, vgl. Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 15.

²⁷ Vgl. Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 10: „Vielmehr bezeichnet ‚Kultur‘ die Summe menschlicher Erfahrungen, umfasst gleichermaßen die politische, soziale, ökonomische und ästhetische Dimension menschlicher Lebenswelten“. Dasselbe gilt für die Methoden: „Der thematische Vielfalt der Kulturgeschichte entspricht ihr methodischer Pluralismus. In bewusster eklektischer Weise bedient sich die Kulturgeschichte des theoretisch-methodischen Instrumentariums von unterschiedlicher Disziplinen wie der Philosophie, der Wissenschaftstheorie, der Soziologie, der Kulturanthropologie und der Philologie, um es mit jenen empirischen und analytischen Verfahrensmodi zu kombinieren, die die Geschichtswissenschaft der sich seit dem 19. Jahrhundert etablierenden modernen Historik verdammt“. Daniel, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 357 bezeichnet Kulturgeschichte als „eine Disziplin ohne eigenen Gegenstandsbereich, aber mit einer spezifischen Heuristik, die die Analyse von Wechselwirkungen ins Zentrum rückt“.

²⁸ Dieser Vorwurf, keine eigene Methode entwickelt zu haben, wird von der Kulturgeschichte selbst durchaus wahrgenommen. Vgl. Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 13: „Der auch von der Kulturgeschichte gegenüber aufgeschlossenen Forschern erhobene Vorwurf mangelnden methodischen Bewusstseins ist symptomatisch für den tendenziell prekären Status der Kulturgeschichte innerhalb des sich modernisierenden Wissenschaftsgefüges“. Ähnlich Daniel, Geschichte schreiben

verhalte zu bezeichnen. Der Mangel an semantischer Präzision hänge mit der Komplexität des Begriffs zusammen, seiner langen Geschichte, den unterschiedlichen Bedeutungen in verschiedenen Sprach- und Kulturräumen und unterschiedlichen wissenschaftlichen Fachkulturen²³.

Der Mangel an semantischer Präzision beruht darauf, dass der Begriff ‚Kultur‘ häufig eine Entgrenzung aller historischen Untersuchungsgegenstände impliziert, und so verstehen viele Kulturhistoriker den Begriff in einem sehr weiten Sinne. Kulturgeschichte umfasst potentiell Politik und Wirtschaft, Gesellschaft und Religion, aber auch Familie, Kleidung und Wohnformen, Sprach- und Schreibkultur, Wertvorstellungen, Überlieferungs- und Erinnerungskultur und vieles andere mehr. So formuliert Michael Maurer in seiner Einführung in die *Kulturgeschichte*: „Umgangssprachlich verbindet man immer noch mit ‚Kultur‘ etwas ‚Höheres‘ [im Sinne von ‚Hochkultur‘]. Aber wissenschaftlich gesehen, ist ‚Kultur‘ alles“²⁴. Ähnlich formuliert es auch Peter Burke in seinem Beitrag *Einheit und Vielheit der Kulturgeschichte*:

Kultur ist neu definiert worden als Gesamtheit aller überlieferten Artefakte, Waren, technischen Prozesse, Ideen, Gewohnheiten und Werte (Malinowski) beziehungsweise als ‚symbolische Dimensionen des sozialen Handelns‘ (Geertz). Mit anderen Worten, der Begriff hat eine erhebliche Bedeutungserweiterung erfahren und umfasst heute sehr viel mehr Aktivitäten als früher – nicht nur die Kunst, sondern auch die materielle Kultur, nicht nur das Geschriebene, sondern auch das mündlich überlieferte Wort, nicht nur das Drama, sondern auch das Ritual, nicht nur die Philosophie, sondern auch die Mentalitäten einfacher Menschen. Eine entscheidende Rolle spielt in diesem Ansatz das Alltagsleben beziehungsweise die ‚Alltagskultur‘, vor allem die ‚Regeln‘ oder Konventionen, die dem zugrunde liegen, was Bourdieu die ‚Theorie der Praxis‘ nennt und der Semiologe Jury Lotman die ‚Poetik des Alltagsverhaltens‘²⁵.

Weil auch die Zusammenhänge zwischen diesen Bereichen und die gegenseitigen Beeinflussungen aufgedeckt werden sollen und die spezifische Ausprägung in einer Kultur oft nur durch den kontrastiven Vergleich mit anderen europäischen und außereuropäischen Gesellschaften verschiedener Epochen sichtbar gemacht werden kann, besteht für den Kulturwissenschaftler die Gefahr, zum Halbbebil-

²³ Siehe auch Tschopp – Weber, Grundfragen, 27–52. Auf die unklare begriffliche Definition weist auch Daniel, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 352 hin. Die Definition ergibt sich eher aus der Abgrenzung, im 19. Jahrhundert gegen die Politikgeschichte, in der 1980er und 1990er Jahren gegen die Sozialgeschichte (ebd. 352–355). Ebenso Daniel, Compendium Kulturgeschichte (s. o. Anm. 21), 7–25.

²⁴ M. Maurer, Kulturgeschichte. Eine Einführung, Köln/Weimar/Wien 2008 (Zitat von S. 31). Vgl. P. Orly, L'histoire culturelle, Paris 2007, 8: „On posera donc de la culture telle qu'entendue ici une définition large – parfois qualifiée d'anthropologique – qui pourrait se résumer dans la formule: *ensemble des représentations collectives propres à une société*“ und Hunt, Introduction (s. o. Anm. 20): „Economic and social relations are not prior to or determining of cultural ones; they are themselves fields of cultural practice and cultural production“.

²⁵ Peter Burke, Einheit und Vielheit der Kulturgeschichte, in: Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 147–173, hier 157.

und Abgrenzung zu sozialwissenschaftlichen Paradigmen³³. Der seit den 1960er Jahren betriebenen Sozialgeschichte wurde dabei vorgeworfen, sie richte ihr Augenmerk allein auf die tendenziell statischen strukturellen Gegebenheiten von Kollektiven und übergehe die Bedeutung individueller und gemeinschaftlichen Handelns für die Etablierung und Entwicklung von Gemeinschaftsformen. Dadurch würden all diejenigen Phänomene ausgegrenzt, die sich einer strukturalistischen und modernisierungstheoretischen Forschungsperspektive entzögen. Aus diesem Grund wollte Rudolf Vierhaus den „objektiven Strukturen gesellschaftlicher Wirklichkeit“ (einer traditionellen Sozialgeschichte) die „subjektiven Vorstellungen von dieser Wirklichkeit“ hinzufügen. Er unterscheidet deswegen auch zwischen den „strukturanalytischen Methoden der Sozialwissenschaft“ und den „phänomenologischen Methoden der Kulturwissenschaften“³⁴. In den darauf folgenden Jahren ist bei der Kulturgeschichte eine neue Position hinzuge treten, nämlich die Einbeziehung ethnologischer Ansätze. Diese neue Ausrichtung wertet die Sozialgeschichte nicht mehr als einen Gegenpol zur Kulturgeschichte, sondern sieht eine fruchtbare Verbindung von (neuer) Sozial- und Kulturgeschichte³⁵. ‚Gesellschaft‘ sei in herkömmlicher Bestimmung zu eng, um als Leitbegriff einer erneuerten Geschichtswissenschaft zu taugen. ‚Gesellschaft‘ stehe für eine auf soziale Spannungen gerichtete Betrachtungsweise und impliziere damit eine Reihe von Oppositionen: Struktur versus Handlung, Objektivität versus Subjektivität, Gesellschaft versus Individuum. Diese Oppositionen gelte es zu überwinden. Die Rückkehr des Subjekts, die Einbeziehung kollektiver Sinnkonstruktionen würde eine „symbolorientierte Wende der historischen Sozialwissenschaften“ erzwingen. Man wende sich damit ab vom „apriorischen Primat des Gesellschaftlichen“ und öffne damit den Blick auf den Menschen als ‚zoon symbolicon‘. Man versuche, das ‚Ganze der Geschichte‘ in den Blick zu nehmen, indem man einem anthropozentrischen Ansatz folge, der den Menschen als Handelnden in den Mittelpunkt historischer Betrachtung rückte³⁶. Damit stellt sich die neue Sozialgeschichte bzw. neue Kulturgeschichte

³³ Zur unterschiedlichen Ausrichtung von alter und neuer Kulturgeschichte Burke, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 21), 7–45; Daniel, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20).

³⁴ R. Vierhaus, Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 109–119, 113. Eine ähnliche Kritik hinsichtlich einer Vernachlässigung des Subjekts Hunt, Introduction (s. o. Anm. 20), 7f.

³⁵ Nach Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 28. Zu dieser Annäherung von Sozial- und Kulturgeschichte auch J. Martin, Erkenntnismöglichkeiten in der Alten Geschichte, in: ders., Bedingungen menschlichen Handelns in der Antike. Gesammelte Beiträge zur Historischen Anthropologie, Stuttgart 2009, 221–236 (zuerst 2004); Burke, Kulturgeschichte (s. Anm. 21), 165–171; Maurer, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 24), 31; „Und vor allem ist ‚Kultur‘ in den letzten Jahrzehnten weithin an die Stelle des Begriffs ‚Gesellschaft‘ getreten. Wo früher politische und ökonomische Faktoren als kanalalisierend angesehen wurden, sieht man heute ‚kulturelle‘ als entscheidend an, von der Sprache bis zur Religion“, vgl. auch dens., Neue Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 294f.

³⁶ Daniel, Kultur 177f.; „Ende des 20. Jahrhunderts geht es somit darum, den Bereich menschlicher Lebens-, Handlungs- und Deutungszusammenhänge aus dem angeblich allein wirkungsmächtigen

Man kann unter Kulturgeschichte das subsumieren, was in andere Teilbereiche nicht hineinpasst, z. B. die Geschichte des Sports, der Kleidung, der Fortbewegung, Konzepte der Erinnerung usw.²⁹. Doch die meisten Kulturwissenschaftler haben ein anderes Verständnis. Nach Silvia Tschopp würde gegenwärtig eine Auffassung von Kultur favorisiert, „die materielle, symbolisch-hermeneutische und handlungsorientierte Aspekte menschlicher Erfahrung integriert“³⁰. Otto Gerhardt Oexle definiert Kultur zwar als eine „Totalität“ und eine „Gesamtheit der Hervorbringungen des Menschen auf allen Gebieten des Lebens“ – nimmt also eine vollständige Entgrenzung vor –, versteht dann aber spezieller unter ‚Kultur‘ „all jene Werthaltungen und Wissensordnungen, welche das Denken und Handeln von Menschen steuern und von diesen zugleich immer neu konstituiert werden; sie umfasst darüber hinaus die kollektiven Sinndeutungen, die Formen der Wirklichkeitsdeutung, durch die Menschen die Welt ‚entziffern‘ und sie sich zu eigen machen“³¹. In diesem Sinne umfasst Kulturgeschichte also notwendigerweise die Ebene der menschlichen Reflexion, fragt nach den Modi, wie Werte, Normen, Rituale, Sinndeutungen zustande kommen und wieder auf den Menschen zurückwirken, ihn prägen, ihn integrieren oder ausgrenzen. Aus den Denkformen, Mentalitäten und geistigen Handlungen von Individuen und Gruppen resultiere das soziale Handeln der Menschen, aus dem objektive Hervorbringungen entstehen wie literarische und künstlerische Werke, Symbole, Lebensformen, Rituale und Institutionen, eben die *repräsentations* einer jeweiligen Kultur³².

Die Ansprüche einer seit den 1980er Jahre sich herausbildenden *Neuen Kulturgeschichte* sind hoch. Hatte sich die ältere Kulturgeschichte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts gegen das Primat einer politischen Geschichte gewandt, so steht die *Neue Kulturwissenschaft* zunächst in kritischer Auseinandersetzung

(s. o. Anm. 21), 577. Zur Reaktion bereits von J. Burckhardt auf Vorwürfe dieser Art vgl. Tschopp ebd. 13–15.

²⁹ Dinges, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 180.
³⁰ Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 10. Vgl. Dinges, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 179f.

³¹ So die Position von O. G. Oexle in der Wiedergabe durch Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 10, basierend auf O. G. Oexle, Geschichte als Historische Kulturwissenschaft, in ebd. (zuerst 1996). Vgl. ähnlich Ch. Conrad – M. Kessel, Blitkwechsel: Moderne, Kultur, Geschichte, in: dies. (Hrsg.): Kultur und Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung, Stuttgart 1998, 9–40: „Der Begriff der Kultur ... ist prozesshaft, akteursbetont, mehr am Weg als am Ergebnis interessiert. Er konzentriert sich zum einen auf die Produktion von Bedeutung. Mit dieser Definition wendet man sich ... der *Art und Weise* zu, wie Menschen ihrer Welt Sinn verleihen. ... Der hier gemeinte Kulturbegriff zielt zum anderen auf die Konstituierung von Identitäten auf jeder Ebene. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf die diskursive Konstruktion der Kategorien, welche die Subjektivierung der Individuen steuern, und läßt sie gleichzeitig als Akteure in diskursiven und symbolischen Feldern erscheinen“ (S. 10). Auch nach Daniel, Geschichte schreiben (s. o. Anm. 21), 577; dies., Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 354 stehen Fragen nach Bedeutungen, Wahrnehmungs- und Sinnstiftungsweisen und symbolische Dimensionen im Vordergrund.

³² Maurer, Neue Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 284.

niederlegt. Die Rechtspraxis festigte sich in ihrer Anwendung, nicht in schriftlicher Fixierung, nicht durch formell zustande gekommene verbindliche Beschlüsse. In Athen hingegen wurden durch Solon die Gesetze und die Rechtsverfahren verschriftet; viele Beschlüsse der Volksversammlung, Verträge und Bündnisse, Abrechnungen von Amtsträgern wurden in klassischer Zeit in Stein geschlagen und öffentlich aufgestellt. Demgegenüber kennen wir in Sparta keine Verschriftung des Rechts. Inschriften sind extrem selten. Man wird nicht ohne weiteres behaupten können, dass schriftlich fixierte Regeln ein höheres Maß an Verbindlichkeit gehabt hätten. Zentrale Einschnitte im Leben wurden in der Antike nicht schriftlich fixiert, sondern durch eine ritualisierte Praxis bestimmt. Das Heiratsversprechen, mit dem der Vater der Frau den Brautwerber akzeptierte, wurde mit einem Handschlag unter Zeugen besiegelt. Am Tag der Hochzeit übergab der Brautvater dem Bräutigam seine Tochter, und mit dem feierlichen Brautzug beginnt das eheliche Zusammenleben von Mann und Frau. *Ergyne* und *Ekdosis*, Heiratsversprechen und Übergabe der Braut, waren die konstituierenden Elemente für eine Ehe. Schriftlich verzeichnet wurde die Verbindung nicht. Das Ritual war stark genug, und wegen des feierlichen Hochzeitszugs war die gesamte Öffentlichkeit Zeuge der neuen Verbindung. Ähnliches sehen wir im Besitzrecht: Grundbücher kannte die Antike nicht.

Eine vergleichend angelegte historische und ethnologische Erforschung bäuerlicher Gesellschaften kann wesentliche Erkenntnisse zu den Fragen einer *Neuen Sozial- und Kulturgeschichte* beisteuern. Wir sehen an den Sprichwörtern, wie bäuerliche Gemeinschaften Normen ausbilden, in welche sprachliche Form sie gießen, um ihnen Bestand zu verleihen, wir erkennen an ihnen ihre Weltsicht und ihre Sinndeutungen. Sie prägen das gesamte bäuerliche Leben, den Alltag und die Feste, das Arbeiten und das Ausruhen, das Leben von der Geburt bis zum Tod. Sie fordern und bewirken eine Integration von Gemeinschaft und Grenzen diejenigen aus, die nicht bereit sind, sich in diese Verhaltenserwartungen zu fügen. Die Rügebräuche, die prinzipiell auf eine Wiedereingliederung des Gerügten in die Gemeinschaft ausgerichtet sind, zeigen sehr plastisch, wie Mechanismen der Inklusion und Exklusion funktionieren.

Angewiesen ist man bei diesen Forschungen im Rahmen einer *Neuen Sozialgeschichte, Neuen Kulturgeschichte* und *Historischen Anthropologie* auf eine Methodenvielfalt und interdisziplinäre Offenheit. Ohne die Rechtsgeschichte und die Ethnologie europäischer Kulturen erkennt man die charakteristischen Elemente und den typischen Ablauf, Voraussetzungen und Ziele der Rügebräuche nicht, ohne die literaturwissenschaftliche Forschung nicht die Spezifika der einfachen literarischen Formen, ihre soziale Einbindung und die in ihnen verborgene integrative Wirkung.

Rügebräuche sind Instrumente einfacher, also gering stratifizierter und traditionaler Gesellschaften. In klassischer Zeit finden wir sie nur noch in sekundären, also abgewandelten Formen, in komödienthaftem und karnevaleskem Gewand.

in enge Nähe zur Historischen Anthropologie. Konstitutiv für die ‚Neue Kulturgeschichte‘ sei – so Silvia Tschopp – die Konsequenz, mit der sie menschliches Handeln als symbolisches Handeln auffasst³⁷.

Die in den letzten Jahren zu beobachtende Annäherung von Sozialgeschichte, Kulturgeschichte und Historischer Anthropologie hat zu einem weitgehenden Gleichklang geführt. Weder Sozial- noch Kulturgeschichte können sich heute dem Anspruch entziehen, die Sachverhalte in den antiken Gesellschaften nicht nur zu beschreiben, sondern die Formen der Gesellschaft zu deuten, also Wahrnehmungen, Interpretationen, Reflexionen von Wirklichkeiten einzubeziehen. Allerdings ist dieser neue kultur- und sozialgeschichtliche Ansatz für die Rekonstruktion antiker Sachverhalte nicht unproblematisch. Würde der Sozialgeschichte vorgeworfen, dass sich eine soziale Realität nicht greifen und nicht adäquat beschreiben lasse, wenn sie auf erfahrungsweltliche Prägungen verzichte, so scheint es mir bei der Suche nach „subjektiven Vorstellungen von dieser Wirklichkeit“ noch schwieriger, ob sich solche in den Quellen greifbare Sichtenweisen verallgemeinern lassen. Auch besteht m. E. die Gefahr, dass dem symbolischen Akt eine zu große Bedeutung zugemessen wird. Wenn die Bauern in Megara auf unangemessene Zinsforderungen mit einem Strafritual antworten, können wir daraus auf bestimmte gesellschaftliche und rechtliche Bedingungen in Megara schließen. Doch viele andere Konflikte, z. B. die unter Solon in Athen auftretende Agrarkrise oder die in griechischen Poleis zahlreich nachgewiesenen Bürgerkriege, sind ohne solche Strafrituale ausgefochten worden, zumindest erfahren wir von keinen. Ist also Megara nicht als Ausnahme anzusehen, und können nicht alle anderen *stázeis* mit herkömmlichen politik- oder sozialgeschichtlichen Ansätzen gedeutet werden? Geht ein kulturwissenschaftlicher Ansatz mit einer Betonung von ritualisiertem Handeln und der Heranziehung von ethnologischen Deutungsmustern nicht an der Realität des 6. Jh. v. Chr. eher vorbei, weil es den Ausnahmefall zum charakteristischen Merkmal stilisiert?

Doch auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, dass neue sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze zu neuen fruchtbaren Fragen herausfordern: Woran liegt es, dass manche Gesellschaften Schriftlichkeit zu einem wichtigen Medium der Interaktion einsetzen, während andere Gesellschaften wichtige Praktiken in Rituale gießen? Die megarischen Bauern hatten ihre Normen nicht schriftlich

gesellschaftlichen Dominanzverhältnis herauszulösen und nach eigenen Fragestellungen untersuchbar zu machen – nicht um Gesellschaft nun umgekehrt auf Individuelles zu reduzieren, vielmehr um die Frage nach der jeweils konkreten Wechselwirkung zwischen Gesellschaft und Individuum durch die Abkehr vom apriorischen Primat des Gesellschaftlichen überhaupt erst formulierbar zu machen. Im Mittelpunkt dieser neueren sozialwissenschaftlichen Bemühungen um die theoretische Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft steht also die Frage danach, wie die Sinnzuweisungen, Bedeutungs- und Wahrnehmungsmuster der gesellschaftlichen Subjekte in die sozialwissenschaftliche Theoriebildung integriert werden können, und wie die theoretischen Formulierungen des Sozialen bzw. Gesellschaftlichen beschaffen sein müssen, um diese Integration zu leisten“.

³⁷ Tschopp, Kulturgeschichte (s. o. Anm. 20), 31.

Mehr noch finden wir Verbote von Rügebräuchen, so in den Gesetzen Solons, des Charondas oder auf kretischen Inschriften. In einem Gesetz der Stadt Gortyn auf Kreta wird für den Fall, dass jemand etwas „herausstößt oder zerbricht“ oder die Rauchluke beschädigt, eine Strafe von 10 Stateren festgelegt³⁸. Bei Herondas ist eine Bestimmung eines νόμος ἀξέαιας überliefert, der auf den Gesetzgeber Charondas zurückgehen soll: „Charondas sagt, wenn einer eine Tür einschlägt, büße er es mit einer Summe von einer Mine. Wenn einer mit der Faust schlägt, büße er in Höhe einer weiteren Mine. Wenn einer das Haus in Brand steckt oder die Hausgrenzen überschreitet, sei ihm eine Strafe von 1000 Drachmen auferlegt, und wenn er Schaden dabei verursacht, zahle er das Doppelte (des Wertes)³⁹. Wenn für das Einschlagen der Tür, für das Schlagen mit der Faust, für Brandstiftung und für das gewaltsame Eindringen ins Haus Strafen in ein und demselben Gesetz festgelegt waren, zielte das Gesetz auf ein sehr spezifisches Delikt, nämlich auf gewaltsame Formen eines nächtlichen, mit Partialwüstungen verbundenen *kómos*. In klassischer Zeit also war der mit Partialwüstungen verbundene Rüge- und Schandaufzug durch Gesetz verboten. Rügebräuche mit einem nächtlichen Umzug zum Haus des Devianten, ein Herausfordern aus dem Haus und die Verwicklung in eine Schlägerei, das Einschlagen von Türen und das Einreißen von Dächern vertrugen sich nicht mehr mit den Rechtsvorstellungen des 6. und 5. Jh.s. Eine ähnliche Entwicklung wird man für das frühe Rom voraussetzen können. So wurde bereits im Zwölftafelrecht untersagt, einen Balken der mit einem Gebäude oder einem Weingarten fest verbunden war und ihn fortlaufend stützt, loszumachen; ebenso wurde das Anstimmen von Schmähereien und Spottgedichten mit harten Sanktionen geahndet⁴⁰. Auch in Rom wurden also Partialwüstungen und Schandaufzüge durch das verschriftete Recht verboten. Was hat zu diesem Wandel in der Einstellung geführt, in welcher Weise normabweichendes Verhalten geahndet wurde und welche Verfahren als legitim erachtet wurden?

Um die Frage beantworten zu können, warum die in bäuerlichen Gesellschaften verbreiteten Rügebräuche durch schriftlich fixierte Gesetze verboten wurden, muss man die jeweiligen Vor- und Nachteile von Strafritualen und förmlichen Rechtsverfahren in den Blick nehmen. Dazu sei auf ein weiteres Beispiel verwiesen: Bereits in der *Odysee* Homers finden wir einen zweiten prominenten Fall des Rügebrauchs der Heimsuchung und des Ausfressens. Als die Handlung einsetzt und Athene in das Haus des Odysseus einkehrt, um Telemachos auf-

³⁸ IC IV 46 B 1 ff.

³⁹ Herond. 2, 48–54. Zum νόμος ἀξέαιας und dem gesetzlichen Verbot des Rügebrauchs Schmitz, Nachbarschaft 306–312; ders., Menschliche und göttliche Gerechtigkeitsvorstellungen im archaischen und klassischen Griechenland, in: H. Barta – R. Rollinger – M. Lang (Hrsg.), Recht und Religion. Menschliche und göttliche Gerechtigkeitsvorstellungen in den antiken Welten (Philippika 24), Wiesbaden 2008, 155–167.

⁴⁰ Zwölftafelrecht 6, 7–8; 8, 1a–b.

zufordern, nach dem Vater zu suchen, herrscht ein wüstes Treiben im Haus des Odysseus. Überall haben sich die Freier ausgebreitet, geben den Knechten Anweisungen, Schafe und Ziegen zu schlachten und ihnen vorzusetzen; in Mengen trinken sie den Wein, tanzen zur Leiter und vergnügen sich mit den Dienerrinnen. Telemachos kann ihnen keinen Einhalt gebieten, und so fürchtet er, dass die Freier sein Haus wüsten, bis es vernichtet ist. Grund für die Wüstung ist das Verhalten Penelopes. Fast 20 Jahre sind vergangen, seitdem Odysseus in den Trojanischen Krieg gezogen ist. Hoffnungen, dass er lebend zurückkehrt, bestehen eigentlich nicht mehr. Freier werben um sie und fordern von ihr, dass sie sich für einen von ihnen entscheidet. Penelope versucht sich dem Werben zu entziehen, verfällt auf die List, die Leichtentücher für den Vater zu Ende weben zu müssen, bevor sie eine Entscheidung treffe. Als die Freier entdecken, dass sie das tagsüber Gewebte nachts wieder auflöst, setzt die Rüge der Heimsuchung und des Ausfressens ein. Penelope darf sich nicht länger dem Heiratsmarkt entziehen. Die Rüge ist also berechtigt und würde enden, sobald sich Penelope für einen der Freier entschieden hätte⁴¹.

Doch dann kehrt Odysseus wider Erwarten zurück. Die Rüge der Freier beruht auf einem so genannten Voraussetzungsirrtum. Die ins Haus eingedrungenen Freier sind keine Rügenden mehr, sondern gewaltsame Eindringlinge im Haus des Odysseus, weil sie nicht eine Witwe gedrängt hatten, wieder zu heiraten, sondern die treue Ehefrau, die an die Rückkehr ihres Mannes geglaubt hatte. Odysseus hat damit das Recht, sie zu töten. Hätten am Ende nicht die Götter selbst eingegriffen, wäre es zu einem blutigen Bürgerkrieg gekommen. Eine ähnliche Konstellation finden wir in Euripides' Tragödie *Helena*. Alle halten Helena für eine Ehebrecherin, die ihren Mann Menelaos verlassen und sich mit Paris eingelassen hat. Das Vergehen erscheint offensichtlich, die Strafe berechtigt. Doch dann stellt sich im Laufe der Handlung heraus, dass Helena vorher von einer Gottheit nach Ägypten entrückt worden war. Alles nur ein Trugbild. Helena wurde zu Unrecht des Ehebruchs bezichtigt.

Bei den zwei genannten Beispielen stellt sich die Frage, warum Dichter wie Homer und Euripides die Geschichten so ausgestaltet, dass gerade ein Grenzfall thematisiert wird, ein Voraussetzungsirrtum beinahe zu verheerenden Wirkungen führt. Wollten sie die Schwächen bei einer solchen Vorverurteilung aufdecken? Bei der Rüge hatte nämlich der Bescholtene kaum eine Möglichkeit sich zu verteidigen. Waren seine Person und der (vermeintliche) Normbruch erst einmal an das Licht der Öffentlichkeit gezogen, war es schwer, die Ehre wieder herzustellen. So waren geregelte Rechtsverfahren dem Rügebrauch überlegen,

⁴¹ Zu der hier vorgelegten Deutung der Freierzonen als Rügebrauch im Einzelnen Schmitz, Nachbarschaft (s. o. Anm. 9), 320–329. Auch E. Flaig sieht in dem Verhalten Penelopes einen Normbruch, so dass das Eindringen der Freier ins Haus des Odysseus im Grundsatz berechtigt ist (Tödliches Freien. Penelopes Ruhm, Telemachs Status und die sozialen Normen, in: Historische Anthropologie 3, 1995, 364–388).

weil es eines namentlich benannten Anklägers bedurfte und Kläger und Angeklagter ihre Sichtweise der Dinge unabhängig Urteilenden vorlegen konnten. Es ist daher nur konsequent, dass das verschriftete Recht den Rügebrauch unter Strafe stellte. Beim Wandel vom Rügebrauch zum Recht ist daher auch zu fragen, welche Bedeutung literarische Ausgestaltungen dieses Motivs haben, welche Rolle Literatur als Anklage und Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse spielt. Auffällig ist, dass in der griechischen Literatur, in den Epen und in der Lyrik, in Tragödien und Komödien, häufig Normkonflikte thematisiert werden. Die Autoren forderten so eine Reflexion gesellschaftlicher Verhältnisse ein und förderten einen Diskurs über die Sinnhaftigkeit von Normen. In der Literatur der römischen Republik ist dies weit weniger der Fall, – die gesellschaftliche Struktur deswegen stabiler?

Ich hoffe deutlich gemacht zu haben, wo die Chancen einer *Neuen Sozial- und Kulturgeschichte* liegen, welche Ergebnisse eine Verbindung von Politik-, Sozial- und Familiengeschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte, Rechts- und Mentalitätsgeschichte und eine Zusammenführung interdisziplinärer Ansätze zeitigen kann. Dies umfasst nicht nur eine Beschreibung und Abgrenzung verschiedener sozialer Schichten – im Sinne einer traditionellen Sozialgeschichte –, sondern auch deren Kommunikationsformen, deren Rechtsregeln und deren Strafpraktiken, typische Formen der Vergesellschaftung durch Freundschaft, Nachbarschaft und Verwandtschaft und die gesellschaftliche Reflexion und Problematisierung von Werten und Normen.

Ausgehend von dem gewählten Beispiel über den Aufbruch der Bauern in Megara möchte ich zum Schluss einige mögliche Perspektiven für eine neue römische Sozialgeschichte bzw. *histoire culturelle* aufzeigen. Bei Plutarch ist davon die Rede, dass in Megara „die Armen“ gewaltsam in die Häuser „der Reichen“ eingedrungen waren, um sie zu zwingen, die hohen Zinsen für aufgenommene Darlehen zurückzuerstatten, weil sie den bäuerlichen Prinzipien des Gebens und Nehmens und der bäuerlichen Solidarität widersprachen und die Bauern in ihrer Existenz bedrohten. Die Schlussfolgerung, es handle sich um eine bipolare Gesellschaft und „Reiche“ und „Arme“ stünden in einem prinzipiellen Gegensatz, greift nach heutigem Verständnis einer *Neuen Sozial- und Kulturgeschichte* zu kurz. Wenn die „Armen“ in der Lage waren, sich durch einen rituell festgelegten und zumindest in ihren Kreisen akzeptierten Rügebrauch erfolgreich dagegen zur Wehr zu setzen, so lässt sich daraus erschließen, dass auch die „armen“ Bauern eine soziale Schicht darstellten, die Normen ausbildeten und deren Einhaltung gegen Widerstände durchsetzten. Dies setzt eine ständige Kommunikation und eine Verständigung über gemeinsame Werte und Normen voraus. Die in der Quelle genannten „Armen“ sind nicht die sozial unterste Schicht, sondern eine – von Abhängigkeit bedrohte – mittlere Schicht, die in der Lage war und darauf angewiesen war, in schwierigen Jahren Darlehen aufzunehmen, um ihre Höfe

weiter betreiben zu können. Die eigentliche soziale Unterschicht – Tagelöhner, Saisonarbeiter, freies Gesinde und Sklaven – sind in der Quelle ausgeblendet, m. E. aber vorauszusetzen.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich die Frage, ob nicht auch im republikanischen Rom die verbreitete Sicht einer bipolaren Gesellschaft von Patriziern und Plebejern, von *nobiles* und Volk zu kurz greift. Es ginge dabei nicht in erster Linie um die wirtschaftliche Situation der mittleren Bauern (dazu liegen Untersuchungen vor), sondern um deren spezifisches Wertesystem, um soziale Netzungen, um spezifische Kommunikations- und Strafformen. Lässt sich in Abgrenzung zur Nobilität ein Ethos bäuerlicher Arbeitsamkeit, der Rechtschaffenheit bäuerlichen Wirtschaftens und einer Solidarität unter den Bauern innerhalb von Dorfgemeinschaften feststellen? Wenn man davon ausgeht, dass sich solche sozialen Normen in anderen Kommunikationsformen niederschlagen, als wir sie etwa in historiographischen Schriften fassen können, wären Sprichwörter, Spruchweisheiten und „Dorfgeschichten“ in den Blick zu nehmen. Auch für das frühe Rom gibt es einige Hinweise auf bäuerliche Rügebräuche. Der Nachweis solcher Rügebräuche scheint mir ein wichtiges Indiz dafür, dass wir – zumindest in der Frühzeit – mit ähnlichen bäuerlichen Strukturen und Mentalitäten zu rechnen haben.

Dabei sollten aber die Unterschiede zwischen griechischer und römischer Gesellschaft nicht verwischt werden. Zu fragen wäre in diesem Zusammenhang, inwieweit die Klientelbeziehungen ein wirksames Instrument waren, bäuerliche Solidarisierungen gegen die Patrizier bzw. gegen die *nobiles* zu verhindern. Wenn die Rechtsverfahren in Rom von einem adeligen *iudex* oder *arbiter* entschieden wurden und nicht von einem aus vielen Hundert Bürgern zusammengesetzten Geschworenengericht, bedeutet das Verbot von Rügebräuchen im Zwölfafelgesetz, dass den Bauern ein wirksames Sanktionsmittel, das im Zweifelsfall auch gegen die Oberschicht angewandt werden konnte, aus der Hand genommen war.

Aufs Ganze gesehen hatte die bäuerliche Mittelschicht in den griechischen Polis größere soziale und politische Bedeutung und größere Macht als das Volk in der römischen Republik. Ungachtet der von Fergus Millar angestoßenen Diskussion über eine „Demokratie“ in Rom haben Egon Flaig, Martin Jehne und Karl-Joachim Holkeskamp deutlich gemacht, wie stark die Einflussnahme der *nobiles* und insbesondere der aus der Nobilität stammenden Amtsträger auf die Ergebnisse der Abstimmungen waren⁴². Die republikanischen Volksversam-

⁴² Ich nenne nur beispielhaft E. Flaig, *Zwängende Gesten in der römischen Politik*, in: ders., *Ritualisierte Politik. Zeichen, Gesten und Herrschaft im Alten Rom*, Göttingen 2004, 99–122; ders., *War die römische Volksversammlung ein Entscheidungsorgan?*, in: ebd. 155–180; M. Jehne, *Zur Debatte um die Rolle des Volkes in der römischen Politik*, in: ders. (Hrsg.), *Demokratie in Rom? Die Rolle des Volkes in der Politik der römischen Republik*, Stuttgart 1995, 1–9; ders., *Die Beeinflussung von Entscheidungen durch „Bestechung“: Zur Funktion des *ambitus* in der römischen Republik*, in: ebd. 51–76; ders., *Integrationsrituale in der römischen Republik. Zur einbindenden Wirkung der Volksver-*

lungen werden nach heutigem Forschungsstand eher als Konsensorgane denn als Entscheidungsorgane aufgefasst. Auch wenn das Volk die Möglichkeit hatte, „zwingende Gesten“ anzunehmen oder abzulehnen, auch wenn das Volk die Macht hatte, Magistrate zu wählen, die Akteure blieben die *nobiles* und die Wahl der Magistrate durch das Volk war nicht Ausdruck einer „Volksouveränität“. Dass die Magistrate durch die Volksversammlungen gewählt wurden, diente vorrangig dem Ziel, Kontroversen innerhalb der Elite durch eine externe Entscheidung (nämlich die Übertragung der Entscheidung auf das Volk) zu vermeiden, um so den inneren Konsens in der Oberschicht wahren zu können. Der Vergleich zwischen römischer und athenischer Gesellschaft und der politischen Ordnung zeigt jedenfalls, dass mittlere soziale Schichten in Athen mehr Einfluss hatten als in Rom.

Von welchen Faktoren aber hängen die größere Macht der mittleren bürgerlichen Schichten in griechischen Städten und die geringere Macht der *plebs* in Rom ab? Ist es die innere Kohärenz innerhalb einer dörflichen Gemeinschaft, die Möglichkeit zur sozialen Vernetzung? Sind es spezifische Kommunikationsformen und die Ausbildung von eigenen Normen und Wertvorstellungen?

In diesem Zusammenhang sind auch familiäre Strukturen zu diskutieren. In Griechenland galt die Hausübergabe zu Lebzeiten, bei der der Hausvater mit etwa 60 Jahren auf das Altenteil ging und sich der Hausgewalt des erwachsenen Sohnes unterordnen musste. Eine solche Form der Haus- und Hofübergabe beförderte Konflikte zwischen den Generationen und schwächte die Position der Alten ganz entscheidend⁴³. In Rom entwickelte sich die lebenslange *patria potestas* zum verbindlichen Modell familialer Strukturen (wobei auch dies meines Erachtens auf den starken Einfluss der sozialen Oberschicht hinweist). Dadurch konnte die bestehende soziale Ordnung gestützt und gegen Neuerungen, die in Gegensatz zur Tradition standen, geschützt werden. Denn es ist davon auszugehen, dass in sozialen Ordnungen die Stellung der Alten gestärkt wurde, um ein höheres Maß an Stabilität herzustellen. Die unterschiedliche Form der Haus- und Hofübergabe hat also weitreichende Konsequenzen für die soziale und auch politische Ordnung.

In dieselbe Richtung weist das für Rom charakteristische Element, dass die Häuser in die gesellschaftlichen Normen strikt eingebunden werden, indem der *pater familias* als Garant für die Einhaltung der Normen durch die Mitglieder der

sammlungen, in: K.-J. Hölkeskamp u. a. (Hrsg.), *Sinn (in) der Geschichte. Orientierungssysteme, Leitbilder und Wertkonzepte im Altertum*, Mainz 2003, 279–297; K.-J. Hölkeskamp, *Senatus populusque Romanus*. Die politische Kultur der Republik – Dimensionen und Deutungen, Stuttgart 2004. Vgl. auch H. Beck, *Die Rollen des Adligen. Prominenz und aristokratische Herrschaft in der römischen Republik*, in: ders. u. a. (Hrsg.), *Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und zeller Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit*, München 2008, 101–123.

⁴³ J. Martin, *Zur Stellung des Vaters in antiken Gesellschaften*, in: ders., *Bedingungen menschlichen Handelns* (s. o. Anm. 35), 251–276 (zuerst 1984); Schmitz, *Nachbarschaft* (s. o. Anm. 9), 94–98.

Familie verantwortlich gemacht wird⁴⁴. Auch in dieser Beziehung wird die soziale Ordnung durch die lebenslange *patria potestas* gefestigt. So waren die Häu-ser kaum in der Lage, außerhalb und neben der *res publica* zu agieren, weit weniger als dies in griechischen Städten der Fall war. Eine neue römische Sozialgeschichte muss also familiäre Strukturen und ihre Bedeutung für die soziale und politische Ordnung einbeziehen.

Als Bestandteil einer neuen römischen Sozialgeschichte muss darüber hinaus die Literatur als Ebene der Reflexion in Hinsicht auf Inhalt, sprachliche Formen und soziale Kontexte einbezogen werden. Über die Literatur ist nicht nur eine Rekonstruktion historischer Ereignisse möglich, sondern sie ist selbst Manifestation einer spezifischen Kultur. Zu fragen ist etwa, inwieweit sich die römische Literatur auf Normenkonflikte eingelassen und sie zum Thema gemacht hat? Zulassung oder Ausgrenzung von Normenkonflikten in der Literatur ist Ausdruck einer spezifischen politischen Kultur.

⁴⁴ Siehe dazu verschiedene Beiträge von Jochen Martin, die in ders., *Bedingungen menschlichen Handelns* (s. o. Anm. 35), 311–374 publiziert sind und auf Arbeiten insbesondere von M. Bettini und Y. Thomas aufbauen.

Workshop „Haus“

16. Juli 2012

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN



Die Frau als ‚Technitin‘ in
Xenophons ‚Oikonomikos‘

Prof. Dr. Sabine Föllinger



Texte

Platon, Politeia V 451B-456A

Aristoteles, Politik II 5.1264a37-1264b25

Xenophon, Oikonomikos 7-10

[451β] [...] και ὁ Γλαύκων γελάσας, ἀλλ' ὦ Σώκρατες, ἔφη, ἐάν τι πάθωμεν πλημμελεῖς ὑπὸ τοῦ λόγου, ἀφιεμέν σε ὥσπερ φόνου καὶ καθαρὸν εἶναι καὶ μὴ ἀπατεῶνα ἡμῶν. ἀλλὰ θαρρήσας λέγει. ἀλλὰ μέντοι, εἶπον, καθαρὸς γε καὶ ἐκεῖ ὁ ἀφεθείς, ὡς ὁ νόμος λέγει: εἰκὸς δέ γε, εἶπερ ἐκεῖ, κἀνθάδε. λέγει τοίνυν, ἔφη, τούτου γ' ἔνεκα. λέγειν δὲ, ἔφη, ἐγὼ, χρὴ ἀνάπαλιν αὐτῶν, ἂ τότε ἴσως

[451ξ] ἔδει ἐφεξῆς λέγειν: τάχα δὲ οὕτως ἂν ὀρθῶς ἔχοι, μετὰ ἀνδρείον δρᾶμα παντελῶς διαπερανθέν τὸ γυναικείον αὐτῶν περαίνεσθαι, ἀλλως τε καὶ ἐπειδὴ σὺ οὕτω προικαλῆ. ἀνθρώποις γὰρ φύσι καὶ παιδευθεῖσιν ὡς ἡμεῖς δηλήσομεν, κατ' ἐμὴν δόξαν οὐκ ἔστ' ἄλλη ὀρθὴ παίδων τε καὶ γυναικῶν κτησίς τε καὶ χρεια ἢ κατ' ἐκείνην τὴν ὀρμὴν ἰούσιν, ἥνπερ τὸ πρότερον ὠρμήσαμεν: ἐπεχειρήσαμεν δὲ που ὡς ἀγέλης φύλακας τοὺς ἀνδρας καθιστάναί τῷ λόγῳ.

ναί.

[451δ] ἀκολουθῶμεν τοίνυν καὶ τὴν γένεσιν καὶ τροφὴν παραπλησίαν ἀποδιδόντες, καὶ σκοπῶμεν εἰ ἡμῖν πρόπει ἢ οὐ. πῶς; ἔφη.

ὦδε. τὰς θηλείας τῶν φυλάκων κυνῶν πότερα συμφύλαττειν οἰόμεθα δεῖν ἄπερ ἂν οἱ ἄρρηνες φυλάττωσι καὶ συνθηρεύειν καὶ τᾶλλα κοινῇ πρόττειν, ἢ τὰς μὲν οἰκουρεῖν ἔνδον ὡς ἀδυνάτους διὰ τὸν τῶν σκυλάκων τόκον τε καὶ τροφὴν, τοὺς δὲ πονεῖν τε καὶ πᾶσαν ἐπιμέλειαν ἔχειν περὶ τὰ ποιμνία;

Da lachte Glaukon und sagte: «Nun, Sokrates, wenn wir durch deine Darlegung in Irrtum verfallen, dann sprechen wir dich gleichsam vom Morde frei und erklären, du seiest rein und auch kein Betrüger an uns. So rede also getrost.»

Wer dort freigesprochen ist, sagte ich, ist freilich rein von Schuld, wie das Gesetz sagt; wenn es aber dort gilt, dann wohl auch hier.

«Darum rede doch», sagte er.

So muß ich also das zum zweiten Male vornehmen, begann ich, was ich damals gerade der Reihe nach hätte behandeln sollen. Aber vielleicht ist es ja auch so recht: daß wir, nachdem die Rolle des Mannes zu Ende gebracht ist, nun auch die der Frau behandeln, zumal du mich so dazu aufforderst.

3. Für Männer von solcher Natur und Erziehung, wie wir sie dargestellt haben, gibt es ja nach meiner Ansicht keine andere richtige Art, Frauen und Kinder zu bekommen und mit ihnen umzugehen, als daß sie jenen Weg weitergehen, den wir zuerst angetreten haben. Wir versuchten aber doch in unserer Schilderung, die Männer gleichsam zu Wächtern einer Herde zu machen?

«Ja.»

Fahren wir also so fort: geben wir den Frauen eine ähnliche Natur und Erziehung und schauen dann, ob uns das paßt oder nicht.

«Wie denn?» fragte er.

Folgendermaßen: sind wir der Meinung, daß die weiblichen Wachthunde dasselbe mithüten sollen, was die männlichen hüten, und daß sie mit auf die Jagd gehen und auch das übrige gemeinsam tun, oder sollen sie zuhause bleiben, weil sie wegen des Gebärens und Nährens der jungen Hunde dazu unvernünftig sind, während die Männchen arbeiten und die ganze Sorge um die Herden haben?

[451ε] κοινῆ, ἔφη, πάντα: πλὴν ὡς ἀσθενεστέρας χρώμεθα, τοῖς δὲ ὡς ἰσχυροτέροις.
οἷόν τ' οὖν, ἔφην ἐγώ, ἐπὶ τὰ αὐτὰ χρησθαί τινι ζώῳ, ἂν μὴ τὴν αὐτὴν τροφήν τε καὶ παιδείαν ἀποδιδῶς;
οὐχ οἷόν τε.

εἰ ἄρα ταῖς γυναιξίν ἐπὶ ταῦτὰ χρησόμεθα καὶ τοῖς ἀνδράσι, ταῦτὰ καὶ διδακτέον αὐτάς.

[452α] ναί.

μουσικὴ μὴν ἐκεῖνοις γε καὶ γυμναστικὴ ἐδόθη.

ναί.

καὶ ταῖς γυναιξίν ἄρα τούτῳ τῷ τέχνῳ καὶ τὰ περὶ τὸν πόλεμον ἀποδοτέον καὶ χρηστέον κατὰ ταῦτα.

εὐκὸς ἐξ ὧν λέγεις, ἔφη.

ἴσως δὴ, εἶπον, παρὰ τὸ ἔθος γελοῖα ἂν φαίνοιτο πολλὰ περὶ τὰ νῦν λεγόμενα, εἰ πράξεται ἢ λέγεται.
καὶ μάλα, ἔφη.

τί, ἦν δ' ἐγώ, γελιοτάτον αὐτῶν ὄρα; ἢ δῆλα δὴ ὅτι γυμνάς τὰς γυναικας ἐν ταῖς παλαιστάραις γυμναζομένας μετὰ

[452β] τῶν ἀνδρῶν, οὐ μόνον τὰς νέας, ἀλλὰ καὶ ἡδὴ τὰς πρεσβυτέρας, ὥσπερ τοὺς γέροντας ἐν τοῖς γυμνασίοις, ὅταν ὄυσσοὶ καὶ μὴ ἡδείς τὴν ὄψιν ὅμως φιλογυμναστῶσιν;

νῆ τὸν Δία, ἔφη: γελοῖον γὰρ ἂν, ὡς γε ἐν τῷ παρεστῶτι, φανεῖη.

οὐκοῦν, ἦν δ' ἐγώ, ἐπεῖτε ὠρμήσαμεν λέγειν, οὐ φοβητέον τὰ τῶν χαριέντων σκώμματα, ὅσα καὶ οἷα ἂν εἴποιεν εἰς τὴν τοιαύτην μεταβολὴν γενομένην καὶ περὶ τὰ γυμνάσια

[452ε] καὶ περὶ μουσικὴν καὶ οὐκ ἐλάχιστα περὶ τὴν τῶν ὀπλωνσχέσιν καὶ ἵππων ὀχήσεις.

«Alles gemeinsam», erwiderte er, «nur nehmen wir bei ihrer Verwendung darauf Rücksicht, daß sie schwächer sind, die anderen aber stärker.»

Ist es nun möglich, fragte ich, irgendein Lebewesen für dasselbe zu verwenden, wenn man ihm nicht auch dieselbe Nahrung und Ausbildung zuteil werden läßt?

«Nein, das ist nicht möglich.»

Wenn wir also die Frauen für dasselbe verwenden wollen wie die Männer, dann müssen wir sie auch dasselbe lehren.

«Ja.»

Den Männern aber wurde Musenkunst und Gymnastik vermittelt.

«Ja.»

Auch den Frauen müssen wir also diese beiden Künste vermitteln und auch die Kriegskunst, und müssen sie in gleicher Weise verwenden.

«Nach dem, was du sagst, sollte man es annehmen», erwiderte er.

Manches von dem, was ich jetzt sage, fuhr ich fort, könnte vielleicht, weil es ungewohnt ist, als lächerlich erscheinen, wenn es so zur Ausführung kommt, wie ich sage.

«Ja, freilich», erwiderte er.

Und was findest du dabei wohl am lächerlichsten? fragte ich. Offenbar doch, daß die Frauen in den Ringschulen nackt mit den Männern zusammen üben, und zwar nicht nur die jungen, sondern auch die, die schon älter sind - so wie die alten Männer in den Gymnasien, auch wenn sie runzlig und unschön anzusehen sind, doch noch Freude an den Leibesübungen haben.

«Ja, beim Zeus», sagte er, «das käme uns unter den heutigen Anschauungen lächerlich vor.»

Da wir nun aber einmal mit unserer Untersuchung angefangen haben, dürfen wir die Spötterei der witzigen Leute nicht scheuen, was sie auch alles zu dieser Veränderung in den Gymnasien und in der Musenkunst und vor allem auch in der Handhabung der Waffen und im Reiten sagen würden würden.

ὀρθῶς, ἔφη, λέγεις.

ἀλλ' ἐπιτερε λέγειν ἠρξάμεθα, πορευτέον πρὸς τὸ τραχὺ τοῦ νόμου, δεηθεῖσιν τε τούτων μὴ τὰ αὐτῶν πράττειν ἀλλὰ σπουδάζειν, καὶ ὑπομνήσασιν ὅτι οὐ πολλὸς χρόνος ἔξ οὗ τοῖς Ἑλλησιν ἐδόκει αἰσχρὰ εἶναι καὶ γελοῖα ἄπερ νῦν τοῖς πολλοῖς τῶν βαρβάρων, γυμνοὺς ἀνδρας ὀράσθαι, καὶ ὅτε ἤρχοντο τῶν γυμνασίων πρῶτοι μὲν Κορήτες, ἔπειτα Λακεδαιμόνιοι, [452δ] ἔξην τοῖς τότε ἀστείοις πάντα ταῦτα κωμῶδειν. ἢ οὐκ οἶει; ἔγωγε.

ἀλλ' ἐπειδὴ οἶμαι χρωμένοις ἄμεινον τὸ ἀποδύεσθαι τοῦ συγκαλύπτειν πάντα τὰ τοιαῦτα ἐφάνη, καὶ τὸ ἐν τοῖς ὀφθαλμοῖς δὴ γελοῖον ἐξεργήσῃ ὑπὸ τοῦ ἐν τοῖς λόγοις μνησθέντος ἀρίστου: καὶ τοῦτο ἐνεδείξατο, ὅτι μάταιος ὅς γελοῖον ἄλλο τι ἡγείται ἢ τὸ κακόν, καὶ ὁ γελωτοποιεῖν ἐπιχειρῶν πρὸς ἄλλην τινὰ ὄψιν ἀποβλέπων ὡς γελοίου ἢ τὴν τοῦ ἀφρονος [452ε] τε καὶ κακοῦ, καὶ καλοῦ αὐτὸ σπουδάζει πρὸς ἄλλον τινὰ σκοπὸν στησάμενος ἢ τὸν τοῦ ἀγαθοῦ.

παντάπασι μὲν οὖν, ἔφη.
ἀρ' οὖν οὐ πρῶτον μὲν τοῦτο περὶ αὐτῶν ἀνομολογητέον, εἰ δυνατὰ ἢ οὐ, καὶ δότεον ἀμφισβήτησιν εἴτε τις φιλοπατισμῶν εἴτε σπουδαστικὸς ἐθέλει ἀμφισβήτησαι, πότερον

[453α] δυνατὴ φύσις ἢ ἀνθρωπίνῃ ἢ θήλειᾳ τῇ τοῦ ἄρρενος γένους κοινωνῆσαι εἰς ἅπαντα τὰ ἔργα ἢ οὐδ' εἰς ἓν, ἢ εἰς τὰ μὲν οἷα τε, εἰς δὲ τὰ οὐ, καὶ τοῦτο δὴ τὸ περὶ τὸν πόλεμον ποτέρων ἐστίν; ἀρ' οὐχ οὕτως ἂν κάλλιστα τις ἀρχόμενος ὡς τὸ εἶκος καὶ κάλλιστα τελευτήσειεν;
πολύ γε, ἔφη.

«Du hast recht», erwiderte er.

Doch da wir nun einmal zu reden begonnen haben, müssen wir uns auch dem zuwenden, was uns an diesem Gesetz Anstoß bietet. Wir wollen jene Spötter bitten, einmal nicht das Ihre zu tun, sondern ernst zu sein, und sie daran erinnern, daß es nicht lange her ist, daß der Anblick nackter Männer auch den Hellenen, wie jetzt noch den meisten Barbaren, anstößig und lächerlich schien. Als dann zuerst die Kreter und nachher die Lakedaimonier mit den Leibesübungen ohne Kleider begannen, da stand es auch den damaligen Spöttern frei, über das alles ihre Witze zu machen. Oder meinst du nicht?
«Freilich.»

Nachdem aber, denke ich, die Erfahrung gezeigt hatte, daß es besser ist, sich auszuziehen als alles das zu verhüllen, da erschien es den Augen nicht mehr lächerlich, weil es durch gute Gründe als das Beste erwiesen war. Und damit war der Beweis da, daß der ein Tor ist, der etwas anderes für lächerlich hält als das Schlechte, oder der es lächerlich zu machen versucht, indem er einen anderen Anblick als lächerlich ansieht als den des Unvernünftigen und Schlechten, oder der andererseits nach dem Schönen strebt und sich dabei an einem anderen Gesichtspunkt orientiert als dem des Guten.
«Allerdings», erwiderte er.

4. Müssen wir uns nun aber nicht zuerst über die .Möglichkeit oder Unmöglichkeit einigen und die Streitfrage zulassen - mag einer im Scherz oder im Ernst darüber streiten -, ob die weibliche Natur des Menschen imstande ist, mit der des männlichen Geschlechts gemeinsam an allen Leistungen teilzuhaben, oder an gar keiner, oder ob sie zu den einen fähig ist und zu den anderen nicht, und zu welchen dann das Kriegshandwerk gehört? Könnte man nicht so am besten beginnen und würde dann wahrscheinlich auch am besten zum Ziel kommen?

«Ja, bei weitem», erwiderte er.

βούλει οὖν, ἦν δ' ἐγώ, ἡμῆς πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς ὑπὲρ τῶν ἄλλων ἀμφισβητήσωμεν, ἵνα μὴ ἔρημα τὰ τοῦ ἑτέρου λόγου πολιορκηῖται; [453β] οὐδέν, ἔφη, κωλύει.

λέγωμεν δὴ ὑπὲρ αὐτῶν ὅτι ὦ Σώκρατες τε καὶ Γλαύκων, οὐδέν δεῖ ὑμῖν ἄλλους ἀμφισβητεῖν: αὐτοὶ γὰρ ἐν ἀρχῇ τῆς κατοικίσεως, ἦν ὠκίζετε πόλιν, ὠμολογεῖτε δεῖν κατὰ φύσιν ἕκαστον ἓνα ἐν τῷ αὐτοῦ πράττειν.'

ὠμολογήσαμεν οἶμαι: πῶς γὰρ οὐ;

'ἔστιν οὖν ὅπως οὐ πάμπλου διαφέρει γυνὴ ἀνδρὸς τὴν φύσιν;'

πῶς δ' οὐ διαφέρει;

'οὐκ οὖν ἄλλο καὶ ἔργον ἑκατέρω προσήκει προστάττειν'

[453ξ] τὸ κατὰ τὴν αὐτοῦ φύσιν;'

τί μῆν;

'πῶς οὖν οὐχ ἀμαρτάνετε νυνὶ καὶ τάναντία ὑμῖν αὐτοῖς λέγετε φάσκοντες αὐ τοὺς ἀνδρας καὶ τὰς γυναῖκας δεῖν τὰ αὐτὰ πράττειν, πλειστον κευωρισμένην φύσιν ἔχοντας; ἔξεις τι, ὦ θανμάσιε, πρὸς ταῦτ' ἀπολογεῖσθαι;

ὡς μὲν ἐξαίφνης, ἔφη, οὐ πάνυ ῥάδιον: ἀλλὰ σοῦ δεήσομαι τε καὶ δέομαι καὶ τὸν ὑπὲρ ἡμῶν λόγον, ὅστις ποτ' ἔστιν, ἐρημεύσαι.

ταῦτ' ἔστιν, ἦν δ' ἐγώ, ὦ Γλαύκων, καὶ ἄλλα πολλὰ [453δ] τοιαῦτα, ἃ ἐγὼ πάλαι προορῶν ἐφοβούμην τε καὶ ὠκνον ἀπτεσθαι τοῦ νόμου τοῦ περὶ τὴν τῶν γυναικῶν καὶ παίδων κτησιν καὶ τροφήν.

οὐ μὰ τὸν Δία, ἔφη: οὐ γὰρ εὐκόλῳ ἔοικεν.

οὐ γὰρ, εἶπον. ἀλλὰ δὴ ὦδ' ἔχει: ἄντε τις εἰς κολυμβήθραν μικρὰν ἐμπέσῃ ἄντε εἰς τὸ μέγιστον πέλαγος μέσον, ὅμως γε νεῖ οὐδέν ἦπτον.

πάνυ μὲν οὖν.

Bist du damit einverstanden, daß wir auch gegen uns selbst im Namen der anderen Einwendungen erheben, damit der Standpunkt des Gegners nicht gleichsam wie eine Festung ohne Besatzung angegriffen wird?

«Dem steht nichts entgegen», erwiderte er.

Sagen wir also in ihrem Namen: ‚Sokrates und Glaukon, es ist gar nicht nötig, daß andere euch widersprechen. Ihr selbst seid ja am Anfang, als ihr eure Stadt gegründet habt, darin übereingekommen, daß ein jeder seiner Natur gemäß einzig das tun soll, was das Seine ist.‘ - ‚Ja, darüber waren wir uns einig, glaube ich; warum auch nicht?‘ - ‚Kann man nun leugnen, daß die Frau ihrer Natur nach vom Mann völlig verschieden ist?‘ - ‚Natürlich unterscheidet sie sich.‘ - ‚So ist es also richtig, wenn auch die Leistung verschieden ist, die man einem jeden von ihnen seiner Natur gemäß zumutet?‘ - ‚Ohne Zweifel.‘ - ‚Dann geht ihr aber jetzt fehl und widersprecht euch selbst, wenn ihr demgegenüber behauptet, die Männer und die Frauen müßten dasselbe verrichten, obschon sie eine völlig verschiedene Natur haben.‘ - ‚Wirst du dich gegen diesen Einwand verteidigen können, du Wunderbarer?‘

«So im Augenblick ist das gar nicht leicht», sagte er. «Doch will ich dich bitten (und tue es hiemit), auch die Gründe, die für uns sprechen, vorzubringen, was das auch sein mag.»

Das ist es eben, Glaukon, was ich nebst vielem anderem dieser Art schon lange voraussah. Darum fürchtete ich mich und zauderte, mich mit dem Gesetz über die Ehe und die Aufzucht der Kinder zu befassen.

«Nein, beim Zeus», sagte er, «das scheint keine einfache Sache zu sein.»

Sicher nicht, erwiderte ich. Aber es ist doch so: ob einer in einen kleinen Weiher oder mitten in das größte Meer fällt, muß er doch genau so sehr schwimmen.

«Ja, gewiß.»

οὐκοῦν καὶ ἡμῖν νευστέον καὶ πειρατέον σῶζεσθαι ἐκ τοῦ λόγου, ἥτοι δελφινὰ τινα ἐλπίζοντας ἡμῶς ὑπολαβεῖν ἂν ἤ τινα ἄλλην ἄπορον σωτηρίαν.

[453ε] εὐικεν, ἔφη.

φέρει δῆ, ἦν δ' ἐγώ, ἐάν πη εὐρωμεν τὴν ἔξοδον. ὁμολογοῦμεν γὰρ δὴ ἄλλην φύσιν ἄλλο δεῖν ἐπιτηδεύειν, γυναϊκὸς δὲ καὶ ἀνδρὸς ἄλλην εἶναι: τὰς δὲ ἄλλας φύσεις τὰ αὐτὰ φαμεν νῦν δεῖν ἐπιτηδεύσαι. ταῦτα ἡμῶν κατηγορεῖται;

κομιδῆ γε.

[454α] ἡ γενναία, ἦν δ' ἐγώ, ὦ Γλαύκων, ἡ δύναμις τῆς ἀντιλογικῆς τέχνης.

τί δῆ;

ὅτι, εἶπον, δοκοῦσί μοι εἰς αὐτὴν καὶ ἄκοντες πολλοὶ ἐμπίπτειν καὶ οἶεσθαι οὐκ ἐρίζειν ἀλλὰ διαλέγεσθαι, διὰ τὸ μὴ δύνασθαι κατ' εἶδη διαιρούμενοι τὸ λεγόμενον ἐπισκοπεῖν, ἀλλὰ κατ' αὐτὸ τὸ ὄνομα διώκειν τοῦ λεχθέντος τὴν ἐναντίωσιν, ἔριδι, οὐ διαλέκτω πρὸς ἀλλήλους χρώμενοι.

ἔστι γὰρ δῆ, ἔφη, περὶ πολλοὺς τοῦτο τὸ πάθος: ἀλλὰ μῶν καὶ πρὸς ἡμᾶς τοῦτο τείνει ἐν τῷ παρόντι;

[454β] παντάπασι μὲν οὖν, ἦν δ' ἐγώ: κινδυνεύομεν γοῦν ἄκοντες ἀντιλογίας ἄπτεσθαι.

πῶς;

τὸ μὴ τὴν αὐτὴν φύσιν ὅτι οὐ τῶν αὐτῶν δεῖ ἐπιτηδεύματων τυγχάνειν πάνυ ἀνδρείως τε καὶ ἐριστικῶς κατὰ τὸ ὄνομα διώκομεν, ἐπεσκεψάμεθα δὲ οὐδ' ὄπηρουν τί εἶδος τὸ τῆς ἐτέρας τε καὶ τῆς αὐτῆς φύσεως καὶ πρὸς τί τεινον ὠριζόμεθα τότε, ὅτε τὰ ἐπιτηδεύματα ἄλλη φύσει ἄλλα, τῆ δὲ αὐτῆ τὰ αὐτὰ ἀπεδίδομεν. οὐ γὰρ οὖν, ἔφη, ἐπεσκεψάμεθα.

So müssen denn auch wir schwimmen und aus diesem Gespräch herauszukommen versuchen und hoffen dabei, es werde uns irgendein Delphin auf den Rücken nehmen oder es rette uns sonst ein Wunder.

«Offenbar», sagte er.

Sehen wir denn, fuhr ich fort, ob wir irgendwo einen Ausweg finden. Wir sind doch darüber einig, daß verschiedene Naturen auch verschiedene Dinge betreiben sollen, daß aber die der Frau von der des Mannes verschieden ist. Dagegen behaupten wir nun, daß die verschiedenen Naturen dasselbe treiben sollen. Das ist es doch, was ihr uns vorwerft?

«Ja, gerade das.»

Was für eine herrliche Macht, Glaukon, hat doch die Antilogik (Kunst des Widerspruchs)! sagte ich.

«Wieso denn?»

Weil ihr nach meiner Ansicht viele auch gegen ihren Willen verfallen, sagte ich, und dabei meinen, sie stritten sich nicht bloß, sondern diskutierten richtig. Sie sind nämlich nicht imstande, das Gesagte so zu behandeln, daß sie dabei die Begriffe zergliedern; vielmehr scheinen sie sich bei dem Gegensatz, der im Gesagten aufgetreten ist, nur an den bloßen Wortlaut zu halten, und haben dann einen Streit miteinander statt einer dialektischen Auseinandersetzung.

«So geht es freilich vielen», erwiderte er, «aber das betrifft doch nicht etwa auch uns in dem vorliegenden Fall?»

Durchaus, sagte ich, laufen wir doch Gefahr, ohne unser Wollen in einem Wortstreit befangen zu sein.

«Wieso?»

Den Satz, daß verschiedene Naturen auch nicht dieselben Beschäftigungen haben dürfen, verfolgen wir sehr tapfer und streitlustig gemäß seinem Wortlaut, haben uns aber dabei nicht im geringsten überlegt, um welche Art von Verschiedenheit oder Gleichheit der Natur es sich überhaupt handelt, und in Beziehung worauf wir sie seinerzeit unterschieden haben, als wir die einen

[454ε] τοιγάροτοι, εἶπον, ἔξεστιν ἡμῖν, ὡς ἔοικεν, ἀνερωτᾶν ἡμᾶς αὐτοὺς εἰ ἡ αὐτῆ φύσις φαλακρῶν καὶ κομητῶν καὶ οὐχ ἡ ἐναντία, καὶ ἐπειδὴν ὁμολογῶμεν ἐναντίαν εἶναι, ἐὰν φαλακροὶ σκυτοτομῶσιν, μὴ ἔαν κομήτας, ἐὰν δ' αὖ κομήται, μὴ τοὺς ἐτέρους.

γελοῖον μεντᾶν εἶη, ἔφη.

ἄρα κατ' ἄλλο τι, εἶπον ἐγώ, γελοῖον, ἢ ὅτι τότε οὐ πάντως τὴν αὐτὴν καὶ τὴν ἐτέραν φύσιν ἐπιθέμεθα, ἀλλ' ἐκεῖνο τὸ εἶδος τῆς ἀλλοιώσεως τε καὶ ὁμοιώσεως μόνον

[454δ] ἐφυλάττομεν τὸ πρὸς αὐτὰ τεῖνον τὰ ἐπιτηδεύματα; οἷον ἱατρικὸν μὲν καὶ ἱατρικὴν τὴν ψυχὴν ὄντα τὴν αὐτὴν φύσιν ἔχειν ἐλέγομεν: ἢ οὐκ οἶε;

ἱατρικὸν δέ γε καὶ τεκτονικὸν ἄλληλην;

πάντως που.

οὐκοῦν, ἦν δ' ἐγώ, καὶ τὸ τῶν ἀνδρῶν καὶ τὸ τῶν γυναικῶν γένος, ἐὰν μὲν πρὸς τέχνην τινα ἢ ἄλλο ἐπιτηδεύμα διαφέρον φαίνεται, τοῦτο δὴ φήσομεν ἐκατέρω δεῖν ἀποδιδόναι: ἐὰν δ' αὐτῶ τούτῳ φαίνεται διαφέρειν, πῶ τὸ μὲν θῆλυ τίκτειν,

[454ε] τὸ δὲ ἄρρεν ὀχεύειν, οὐδὲν τί πω φήσομεν μάλλον ἀποδεδειχθαι ὡς πρὸς ὃ ἡμεῖς λέγομεν διαφέρει γυνὴ ἀνδρός, ἀλλ' ἔτι οἰησόμεθα δεῖν τὰ αὐτὰ ἐπιτηδεύειν τοὺς τε φύλακας ἡμῖν καὶ τὰς γυναικας αὐτῶν.
καὶ ὀρθῶς γ', ἔφη.

Beschäftigungen dieser, die anderen aber jener Natur zuwiesenen, dabei aber stets die gleichen auch den gleichen Naturen.

«Ja, das haben wir uns nicht überlegt», sagte er.

Wir können uns also offenbar die Frage stellen, fuhr ich fort, ob die Kahlköpfigen und die mit starkem Haarwuchs von gleicher oder von entgegengesetzter Natur sind. Geben wir dann zu, sie sei entgegengesetzt, so müßten wir wohl, wenn Kahlköpfige das Schusterhandwerk treiben, denen mit üppigem Haarwuchs dies verbieten, oder wenn diese es treiben, es den anderen nicht erlauben.

«Das wäre freilich zum Lachen », sagte er.

Aus was für einem anderen Grunde, sagte ich, sollte es aber lächerlich sein als nur deshalb, weil wir damals nicht an die gleiche und die verschiedene Natur im allgemeinen gedacht haben, sondern nur jene Art von Verschiedenheit und Gleichheit im Auge hatten, die sich gerade auf die Beschäftigungen selbst bezieht. Wir sagten zum Beispiel, ein Arzt und einer, der eine ärztliche Seele habe, seien von gleicher Natur; oder meinst du nicht?

«Ja.»

Ein Arzt dagegen und ein Zimmermann hätten eine verschiedene Natur?

«Ganz und gar.»

5. Zeigt sich nun, fuhr ich fort, daß das männliche Geschlecht gegenüber dem weiblichen in bezug auf irgendeine Kunst oder sonst eine Beschäftigung verschieden ist, so würden wir verlangen, daß einem jeden das Seine zugewiesen wird. Stellt sich dagegen heraus, daß der Unterschied nur gerade darin besteht, daß das Weib gebiert und der Mann zeugt, so werden wir darin noch gar keinen Beweis dafür sehen, daß sich das Weib auch auf dem Gebiet, wovon wir reden, vom Manne unterscheidet, sondern bleiben noch immer der Meinung, unsere Wächter und ihre Frauen sollten die selben Beschäftigungen ausüben.

«Und das mit Recht», sagte er.

οὐκοῦν μετὰ τοῦτο κελεύομεν τὸν τὰ ἐναντία λέγοντα
[455α] τοῦτο αὐτὸ διδάσκειν ἡμᾶς, πρὸς τίνα τέχνην ἢ τί
ἐπιτήδευμα τῶν περὶ πόλεως κατασκευῆν οὐχ ἢ αὐτὴ ἀλλὰ ἑτέρα
φύσις γυναικὸς τε καὶ ἀνδρός;

δίκαιον γοῦν.

τάχα τοίνυν ἄν, ὅπερ σὺ ὀλίγον πρότερον ἔλεγες, εἶποι ἄν καὶ
ἄλλος, ὅτι ἐν μὲν τῷ παραχρηῆμα ἱκανῶς εἶπεν οὐ ῥάδιον,
ἐπισκεψαμένῳ δὲ οὐδὲν χαλεπὸν.

εἴποι γὰρ ἄν.

βούλει οὖν δεώμεθα τοῦ τὰ τοιαῦτα ἀντιλέγοντος ἀκολουθήσαι

[455β] ἡμῖν, ἐάν πως ἡμεῖς ἐκείνῳ ἐνδειξώμεθα ὅτι οὐδὲν ἐστὶν
ἐπιτήδευμα ἴδιον γυναικὶ πρὸς διοίκησιν πόλεως;

πάνυ γε.

ἴθι δὴ, φήσομεν πρὸς αὐτόν, ἀποκρίνου: ἄρα οὕτως ἔλεγες τὸν μὲν
εὐφρῆ πρὸς τι εἶναι, τὸν δὲ ἀφρῆ, ἐν ᾧ ὁ μὲν ῥαδίως τι μανθάνοι, ὁ
δὲ λαλεπῶς; καὶ ὁ μὲν ἀπὸ βραχείας μαθήσεως ἐπὶ πολὺ
εὐρετικὸς εἶη οὐ ἔμαθεν, ὁ δὲ πολλῆς μαθήσεως τυχῶν καὶ
μελέτης μηδ' ἂ ἔμαθε σφῶζοιτο; καὶ τῷ μὲν τὰ τοῦ σώματος ἱκανῶς
ὑπηρετοῖ τῇ διανοίᾳ, τῷ

[455ε] δὲ ἐναντιοῖτο; ἄρ' ἄλλα ἄττα ἐστὶν ἢ ταῦτα, οἷς τὸν εὐφρῆ
πρὸς ἕκαστα καὶ τὸν μὴ ῥαδίου;

οὐδεῖς, ἢ δ' ὅς, ἄλλα φήσει.

οἷσθά τι οὖν ὑπὸ ἀνθρώπων μελετώμενον, ἐν ᾧ οὐ πᾶντα ταῦτα
τὸ τῶν ἀνδρῶν γένος διαφερόντως ἔχει ἢ τὸ τῶν γυναικῶν; ἢ
μακρολογῶμεν τὴν τε ὑφαντικὴν λέγοντες καὶ τὴν τῶν ποπάνων
τε καὶ ἐψημάτων θεραπείαν, ἐν οἷς δὴ τι δοκεῖ τὸ γυναικεῖον γένος
εἶναι, οὐ καὶ καταγελαστοτάτον

Daraufhin werden wir den Verfechter der gegenteiligen Ansicht doch auffordern, uns nun eben zu zeigen, zu welcher Kunst oder welcher Beschäftigung im Dienste der Stadt die Natur der Frau und des Mannes nicht gleich, sondern verschieden sind.

«Das ist freilich recht und billig.»

Vielleicht wird nun auch ein anderer das sagen, was du eben vorhin gesagt hast: im Augenblick sei es zwar nicht leicht, die rechte Antwort zu geben; wenn man es aber überlegt habe, so sei es gar nicht schwierig.

«Das könnte man freilich sagen.»

Möchtest du also, daß wir den, der diesen Einwand macht, bitten, er soll unserer Überlegung folgen? Vielleicht können wir ihm zeigen, daß es bei der Verwaltung der Stadt keine Beschäftigung gibt, die eigens der Frau vorbehalten ist.

«Ja, gewiß.»

Gib uns also Antwort, werden wir zu ihm sagen: wenn du gesagt hast, der eine sei von Natur zu etwas begabt und der andere unbegabt, meinst du das so, daß der eine etwas leicht lernt, der andere aber schwer? Und daß der eine nach kurzem Unterricht in weitem Maße das, was er gelernt hat, erforderlich weiterbildet, während der andere trotz vieler Unterweisung und Übung nicht einmal das behalten kann, was er gelernt hat? Und daß bei dem einen der Leib der Vernunft recht zu Diensten steht, beim anderen aber ihr hinderlich ist? Oder gibt es noch andere Merkmale als diese, nach denen du unterscheiden kannst, ob einer zu dem oder jenem begabt ist oder nicht?

«Niemand wird noch andere nennen können », erwiderte er.

Kennst du nun irgendeine menschliche Betätigung, bei der sich nicht in allen diesen Beziehungen das männliche Geschlecht vor dem weiblichen auszeichnet? Oder müssen wir etwa ausführlich von der Webekunst reden oder vom Kuchenbacken und vom Kochen, wovon ja freilich das weibliche Geschlecht offenbar etwas versteht und wo es

[455δ] ἔστι πάντων ἠττώμενον;

ἀληθῆ, ἔφη, λέγεις, ὅτι πολὺ κρατεῖται ἐν ἅπασιν ὡς ἔπος εἰπεῖν τὸ γένος τοῦ γένους. γυναικες μέντοι πολλαὶ πολλῶν ἀνδρῶν βελτίους εἰς πολλὰ: τὸ δὲ ὅλον ἔχει ὡς σὺ λέγεις.

οὐδὲν ἄρα ἔστιν, ὦ φίλε, ἐπιτήδευμα τῶν πόλιν διοικούντων γυναικὸς διότι γυνή, οὐδ' ἀνδρὸς διότι ἀνὴρ, ἀλλ' ὁμοίως διεσπαρμέναι αἱ φύσεις ἐν ἀμφοῖν τοῖν ζώοις, καὶ πάντων μὲν μετέχει γυνὴ ἐπιτηδευμάτων κατὰ

[455ε] φύσιν, πάντων δὲ ἀνὴρ, ἐπὶ πᾶσι δὲ ἀσθενέστερον γυνὴ ἀνδρὸς.

πάνυ γε.

ἢ οὐν ἀνδράσι πάντα προστάξομεν, γυναικὶ δ' οὐδέν;

καὶ πῶς;

ἀλλ' ἔστι γὰρ οἶμαι, ὡς φήσομεν, καὶ γυνὴ ἱατρικὴ, ἢ δ' οὐ, καὶ μουσικὴ, ἢ δ' ἄμουσος φύσει.

τί μῆν;

[456α] καὶ γυμναστικὴ δ' ἄρα οὐ, οὐδὲ πολεμικὴ, ἢ δὲ ἀπόλεμος καὶ οὐ φιλογυμναστικὴ;

οἶμαι ἔγωγε.

τί δέ; φιλόσοφος τε καὶ μισόσοφος; καὶ θυμοειδής, ἢ δ' ἄθυμος ἔστι;

καὶ ταῦτα.

ἔστιν ἄρα καὶ φυλακικὴ γυνή, ἢ δ' οὐ. ἢ οὐ τοιαύτην καὶ τῶν ἀνδρῶν τῶν φυλακικῶν φύσιν ἐξελεξάμεθα;

τοιαύτην μὲν οὐν.

καὶ γυναικὸς ἄρα καὶ ἀνδρὸς ἢ αὐτὴ φύσις εἰς φυλακὴν πόλεως, πλὴν ὅσα ἀσθενέστερα, ἢ δὲ ἰσχυροτέρα ἔστιν.

φαίνεται.

sich ja auch im höchsten Grade lächerlich machte, wenn es dort übertroffen würde.

«Du hast recht», sagte er: «Auf allen Gebieten sozusagen ist jenes eine Geschlecht diesem anderen weit überlegen. Freilich sind viele Frauen zu manchen Dingen tüchtiger als viele Männer; im ganzen verhält es sich aber so, wie du sagst.»

Es gibt also, mein Freund, in der Verwaltung der Stadt keine Beschäftigung eigens für die Frau, nur weil sie Frau ist, und auch keine für den Mann, nur weil er Mann ist. Die Begabungen finden sich vielmehr gleichmäßig bei beiden Geschlechtern verteilt, und an allen Beschäftigungen hat die Frau und hat auch der Mann von Natur aus Anteil, nur ist das Weib überall schwächer als der Mann.
«Gewiß.»

Werden wir also den Männern alles zuweisen, und den Frauen nichts? - «Wie sollten wir auch!»

Ich glaube, es ist eher so, daß wir sagen können, die eine Frau eigne sich ihrer Natur nach zur Heilkunst, die andere aber nicht, oder die eine sei musikalisch und die andere nicht. - «Ohne Zweifel.»

Und so ist also auch die eine für die Gymnastik geeignet und für den Kriegsdienst, während die andere unkriegerisch ist und an der Gymnastik keine Freude hat? - «Ja, ich glaube.»

Und die eine liebt die Weisheit, während die andere sie haßt? Und die eine ist mutig, die andere mutlos? - «Ja, auch das gibt es.»

So ist denn auch die eine Frau zum Wächteramt geeignet, die andere nicht. Auch unter den Männern haben wir ja im Hinblick auf diese Veranlagung die Wächter ausgewählt? - «Ja, gerade so.»

So ist also die Veranlagung der Frau und des Mannes dieselbe in bezug auf das Wächteramt in der Stadt; nur daß die eine schwächer, die andere stärker ist.

«Offenbar.»

ἀλλὰ γὰρ εἴτ' ἀναγκαῖα ταῦθ' ὁμοίως εἶτε μῆ, νῦν γε οὐδὲν διώριστα. καὶ περὶ τῶν ἐχομένων τίς ἢ τούτων τε πολιτεία καὶ παιδεία καὶ νόμοι τίνες. ἔστι δ' οὐθ' εὐρεῖν ῥάδιον, οὔτε τὸ διαφέρων μικρόν, τὸ ποιούς τινας εἶναι [40] τούτους πρὸς τὸ σφύζεσθαι τὴν τῶν φυλάκων κοινωσίαν.

ἀλλὰ μὴν εἴ γε τὰς μὲν γυναικας ποιήσει κοινὰς τὰς δὲ κτήσεις ἰδίας, τίς οικονομήσει ὥσπερ τὰ ἐπὶ τῶν ἀγρῶν οἱ ἄνδρες αὐτῶν — κὰν εἰ κοινὰί αἱ κτήσεις καὶ αἱ τῶν γεωργῶν γυναικες ... ἄτοπον δὲ καὶ τὸ ἐκ τῶν θηρίων ποιῆσθαι τὴν παραβολήν, [5] ὅτι δεῖ τὰ αὐτὰ ἐπιτηδεύειν τὰς γυναικας τοῖς ἀνδράσιν, οἷς οικονομίας οὐδὲν μέτεστιν.

ἐπισφαλές δὲ καὶ τοὺς ἄρχοντας ὡς καθίστησιν ὁ Σωκράτης. αἰεὶ γὰρ ποιεῖ τοὺς αὐτοὺς ἄρχοντας: τοῦτο δὲ στάσεως αἴτιον γίνεταί καὶ παρὰ τοῖς μηδὲν ἀξίωμα κειτημένοις, ἧ που δῆθεν παρὰ γε θυμοειδέσι [10] καὶ πολεμικοῖς ἀνδράσιν. ὅτι δ' ἀναγκαῖον αὐτῶ ποιεῖν τοὺς αὐτοὺς ἄρχοντας, φανερόν: οὐ γὰρ ὅτε μὲν ἄλλοις ὅτε δὲ ἄλλοις μέμεικται ταῖς ψυχαῖς ὁ παρὰ τοῦ Θεοῦ χρυσός, ἀλλ' αἰεὶ τοῖς αὐτοῖς. φησὶ δὲ τοῖς μὲν εὐθὺς γινόμενοις μείξαι χρυσόν, τοῖς δ' ἄργυρον, χαλκὸν δὲ καὶ σίδηρον [15] τοῖς τεχνίταις μέλλουσιν ἔσεσθαι καὶ γεωργοῖς. ἔτι δὲ καὶ τὴν εὐδαιμονίαν ἀφαιρούμενος τῶν φυλάκων, ὅλην φησὶ δεῖν εὐδαιμόνα ποιεῖν τὴν πόλιν τὸν νομοθέτην. ἀδύνατον δὲ εὐδαιμονεῖν ὅλην, μὴ τῶν πλείστων ἢ μὴ πάντων μερῶν ἢ τινῶν ἐχόντων τὴν εὐδαιμονίαν. οὐ γὰρ τῶν αὐτῶν τὸ εὐδαιμονεῖν [20] ὄνπερ τὸ ἄριστον: τοῦτο μὲν γὰρ ἐνδέχεται τῶ ὅλω ὑπάρχειν, τῶν δὲ μερῶν μηδέτερω, τὸ δὲ εὐδαιμονεῖν ἀδύνατον. ἀλλὰ μὴν εἰ οἱ φύλακες μὴ εὐδαιμονες, τίνες ἔτεροι; οὐ γὰρ δὴ οἷ γε τεχνίται καὶ τὸ πλῆθος τῶν βαναύσων.

Aber ob solche Regelungen (über den Besitz und die Familie der Bauern) in gleichem Maße notwendig sind (wie bei den Wächtern) oder nicht, darüber hat er keine genauen Festlegungen getroffen, auch nicht über die damit zusammenhängenden Fragen, wie ihre politische Rechtsstellung, ihre Erziehung und wie ihre Gesetze sind. Dies läßt sich nicht leicht herausfinden, und doch kann die erhebliche Bedeutung ihrer Qualität für den Erhalt der Gemeinschaft unter den Wächtern nicht unterschätzt werden.

Jedoch wenn er vorsehen sollte, daß die Frauen allen (Bauern) gemeinsam 1264 b gehören, der Besitz aber Privateigentum der einzelnen ist, wer wird dann den Haushalt führen, so wie ihre Männer die Arbeit auf den Feldern verrichten - und wer für den Fall, daß sowohl der Besitz wie auch die Frauen der Bauern allen gemeinsam gehören? Unangebracht ist es auch, aus einem Vergleich mit der Tierwelt den Schluß zu ziehen, daß die Frauen die gleichen Aufgaben wahrnehmen müssen wie die Männer, da die Tiere doch keine Sorge um den Haushalt kennen. Gefährlich ist aber auch die Art und Weise, wie Sokrates die Regierenden einsetzt. Denn er läßt immer nur die gleichen regieren. Dies löst aber politische Unruhen schon bei Leuten, die kein Selbstwertgefühl haben, aus, erst recht aber bei Männern mit Mut und kriegerischer Gesinnung. Es ist aber klar, daß er immer den gleichen die Herrschaft übertragen muß; denn das von Gott beigegebene Gold ist nicht für einige Zeit diesen, bald wieder jenen in den Seelen beigemischt, sondern immer den gleichen. Er behauptet ja, Gott habe gleich bei der Geburt den einen Gold, den anderen Silber und denen, die Handwerker und Bauern werden sollen, Bronze und Eisen beigemischt. 15 Hinzukommt folgendes: Während er den Wächtern das Glück vorenthält, behauptet er, der Gesetzgeber müsse den ganzen Staat glücklich machen. Unmöglich kann aber der ganze Staat glücklich sein, wenn nicht die meisten Teile oder alle oder wenigstens einige sich des Glücks erfreuen können. Glücklichsein gehört ja nicht in die gleiche Klasse von Begriffen wie eine gerade Zahl. Denn eine Summe kann eine gerade Zahl sein, ohne daß die Summanden, aus denen sie gebildet ist, selber gerade sind; aber niemals kann (aus mehreren unglücklichen Teilen) eine glückliche (Staatsgemeinschaft) entstehen. Aber wenn die Wächter nicht glücklich sind, wer soll es sonst sein? Sicher nicht die 20 Facharbeiter und die Menge der einfachen Handwerker.

συνεγεύομην ποτέ ἀνδρί, ὃς ἐμοὶ ἐδόκει εἶναι τῷ ὄντι τούτων τῶν ἀνδρῶν ἔφ' οἷς τοῦτο τὸ ὄνομα δικαίως ἐστὶν ὃ καλεῖται καλὸς τε κάγαθος ἀνὴρ;

Πάνυ ἄν, ἔφη ὁ Κριτόβουλος, βουλομένη ἂν οὕτως ἀκούειν, ὥς καὶ ἔγωγε ἔρῳ τούτου τοῦ ὀνόματος ἕξις γενέσθαι.

13 Λέξω τοῖνυν σοι, ἔφη ὁ Σωκράτης, ὥς καὶ ἦλθον ἐπὶ τὴν σκέψιν αὐτοῦ. τοὺς μὲν γὰρ ἀγαθοὺς τέκτονας, χαλκείας ἀγαθοὺς, ζωγράφους ἀγαθοὺς, ἀνδριαντοποιούς, καὶ τέλλα τὰ τοιαῦτα, πάνυ ὀλίγος μοι χρόνος ἐγένετο ἱκανὸς 14 περιελθεῖν τε καὶ θεάσασθαι τὰ δεδοκιμασμένα κατὰ ἔργα αὐτοῖς εἶναι. ὅπως δὲ δὴ καὶ τοὺς ἔχοντας τὸ σεμνὸν ὄνομα τοῦτο τὸ καλὸς τε κάγαθος 15 ἐπισκευαίμην, τί ποτε ἐργαζόμενοι τοῦτ' ἀξιοῖντο καλεῖσθαι, πάνυ μου ἡ ψυχὴ ἐπέθυμι αὐτῶν τινι συγγενέσθαι. καὶ πρῶτον μὲν ὅτι προσέκειτο τὸ καλὸς τῷ 16 ἀγαθῷ, ὄντινα ἴδοιμι καλόν, τούτῳ προσήην καὶ ἐπειρώμην καταμανθάνειν εἶ 17 ἄλλ' ἐνίοις ἐδόκουν καταμανθάνειν τῶν καλῶν τὰς μορφὰς πάνυ μοχθηροῦς ὄντας τὰς ψυχάς. ἔδοξεν οὖν μοι ἀφήμενον τῆς καλῆς ὄψεως ἐπ' αὐτῶν τινα 18 ἔλθειν τῶν καλουμένων καλῶν τε κάγαθῶν. ἐπεὶ οὖν τὸν Ἰσχόμαχον ἤκουον πρὸς πάντων καὶ ἀνδρῶν καὶ γυναικῶν καὶ ξένων καὶ ἀστῶν καλὸν τε κάγαθόν 19 ἐπνομαζόμενον, ἔδοξε μοι τούτῳ πειραθῆναι συγγενέσθαι.

7 Ἰδῶν οὖν ποτε αὐτὸν ἐν τῇ τοῦ Διὸς τοῦ ἐλευθερίου στοᾶ καθήμενον, ἐπεὶ μοι ἔδοξε σχολάζειν, προσῆλθον αὐτῷ καὶ παρακαθιζόμενος εἶπον· Τί, 20 ὦ Ἰσχόμαχε, οὐ μάλα εἰωθὸς σχολάζειν κῆθησαι; ἐπεὶ τὰ γε πλείστα ἢ πρᾶττοντά τι ὄρῳ σε ἢ οὐ πάνυ σχολάζοντα ἐν τῇ ἀγορᾷ.

2 Οὐδὲ ἂν γε νῦν, ἔφη ὁ Ἰσχόμαχος, ὦ Σώκρατες, ἑώρας, εἰ μὴ ξένους τινας 21 συνθεμένη ἀναμένειν ἐνθάδε.

3 Ὅταν δὲ μὴ πρᾶττης τι τοιοῦτον, πρὸς τῶν θεῶν, ἔφην ἐγὼ, ποῦ διατρίβεις 22 καὶ τί ποιεῖς; ἐγὼ γάρ τοι πάνυ βούλομαι σοῦ πυθέσθαι τί ποτε πρᾶττων καλὸς 23 κάγαθος κέκλησαι, ἐπεὶ οὐκ ἔνδον γε διατρίβεις οὐδὲ τοιαύτη σου ἡ ἕξις τοῦ 24 σώματος καταφαίνεται.

3 Καὶ ὁ Ἰσχόμαχος γελᾶσας ἐπὶ τῷ τί ποῖόν καλὸς κάγαθος κέκλησαι, καὶ 25 ἡσθεῖς, ὥς γ' ἐμοὶ ἔδοξεν, εἶπεν· Ἄλλ' εἰ μὲν ὅταν σοι διαλέγωνται περὶ ἐμοῦ 26 τινες καλοῦσί με τοῦτο τὸ ὄνομα οὐκ οἶδα· οὐ γὰρ δὴ, ὅταν γέ με εἰς ἀντίδοσιν 27 καλῶνται τριηραρχίας ἢ χορηγίας, οὐδεὶς, ἔφη, ζητεῖ τὸν καλὸν τε κάγαθόν, 28 ἀλλὰ σαφῶς, ἔφη, ὀνομάζοντές με Ἰσχόμαχον πατράθεν προσκαλοῦνται. ἐγὼ 29 μὲν τοῖνυν, ἔφη, ὦ Σώκρατες, ὁ με ἐπήρου, οὐδαμῶς ἔνδον διατρίβω. καὶ γὰρ 30 δὴ, ἔφη, τὰ γε ἐν τῇ οἰκίᾳ μου πάνυ καὶ αὐτῇ ἡ γυνὴ ἔστιν ἱκανὴ διοικεῖν. 31

6-7 ἀγαθοὺς χαλκείας, ἀγαθοὺς ζωγράφους, ἀγαθοὺς ἀνδριαντοποιούς *Stobaios* II τὸ κάλλος
HNDC ὁ καλὸς *Stobaios*

wie ich einmal mit einem Mann zusammentraf, der mir in der Tat einer der Männer zu sein schien, die zu Recht diesen Ehrennamen eines „schönen und guten“ Mannes³² tragen?

Sehr gern, antwortete Kritobulos, würde ich es so ausführlich hören, denn auch ich habe das Verlangen, dieses Ehrennamens würdig zu werden.

13 Ich werde dir also zunächst berichten, sagte Sokrates, wie ich dazu kam, ihn zu beobachten. Die guten Baumeister, Schmiede, Maler, Bildhauer und anderes dieser Art reihum aufzusuchen und ihre als schön beurteilten Werke zu betrachten, dazu genügte mir eine sehr kurze Zeit. Um aber auch diejenigen zu prüfen, die diesen ehrenvollen Namen 14 eines „Schönen und Guten“ tragen, was sie denn leisten, um dieses Ehrennamens würdig genannt zu werden, verlangte meine Seele sehr danach, mit einem von ihnen zusammenzutreffen. Und weil das „Schöner“ vor dem „Guten“ stand, wendete ich mich zunächst, 15 wenn ich einen Schönen sah, an diesen, und versuchte herauszubekommen, ob ich irgendwo mit dem Schönen das Gute verbunden sähe. Aber es verhielt sich nicht so, sondern 16 ich glaubte herauszufinden, daß einige der von Gestalt Schönen sehr schlecht in ihrer Seele waren. Ich beschloß nun, mich von dem schönen Anblick zu lösen und zu einem der sogenannten „Schönen und Guten“ zu gehen. Da ich nun hörte, daß Ischomachos³³ 17 von allen, Männern und Frauen, Fremden und Bürgern, „schön und gut“ genannt wurde, beschloß ich, den Versuch zu unternehmen, mit diesem zusammenzukommen.

Als ich ihn nun einmal in der Säulenhalle des Zeus Eleutherios³⁴ sitzen sah, ging ich, da es mir vorkam, als habe er Muße, zu ihm, setzte mich neben ihn und sagte: Wie kommt es, Ischomachos, daß du hier sitzt, obwohl es doch überhaupt nicht deine Gewohnheit ist, Muße zu haben? Denn meist sehe ich dich irgendetwas unternehmen oder doch nicht ganz müßig auf dem Markt.³⁵

Auch jetzt, Sokrates, antwortete Ischomachos, würdest du mich nicht sehen, wenn ich nicht vereinbart hätte, hier auf einige Fremde zu warten.

Wenn du aber etwas derartiges nicht vorhast, bei den Göttern, frage ich, wo hältst du dich auf und was machst du? Ich möchte nämlich gar zu gern von dir erfahren, was du eigentlich unternimmst, daß du „schön und gut“ genannt wirst; denn im Hause hältst du dich nicht auf, und auch deine körperliche Verfassung sieht nicht danach aus.

Und Ischomachos lachte über die Frage, was er unternehme, daß er schön und gut genannt werde, und belustigt, wie es mir schien, antwortete er: Nun ja, ob mich manche Leute, wenn sie mit dir über mich reden, mit diesem Namen benennen, weiß ich nicht; denn wenn man mich zum Vermögenstausch bei einer Trierarchie oder Choregie³⁶ aufordert, fragt niemand nach dem „Schönen und Guten“, sondern man läßt mich vor Gericht und bezeichnet mich dabei deutlich mit Ischomachos und dem Vatersnamen. Übrigens, fuhr er fort, wonach du mich gefragt hast, Sokrates, ich verbringe meine Zeit keineswegs innerhalb des Hauses. Denn, sagte er, die Arbeiten in meinem Hause zu leiten, ist die Frau auch ganz allein imstande.

4 Ἄλλα καὶ τοῦτο, ἔφην, ἔγωγε, ὦ Ἰσχόμαχε, πάνυ ἂν ἡδέως σου πυθοίμην, πότερα αὐτὸς σὺ ἐπαίδευσας τὴν γυναῖκα ὥστε εἶναι οἷαν δεῖ ἢ ἐπισταμένην ἑλαβες παρὰ τοῦ πατρὸς καὶ τῆς μητρὸς διοικεῖν τὰ προσήκοντα αὐτῇ.
5 Καὶ τί ἂν, ἔφην, ὦ Σώκρατες, ἐπισταμένην αὐτὴν παρέλαβον, ἢ ἔτη μὲν οὕτω πεντεκαίδεκα γεγονυῖα ἦλθε πρὸς ἐμέ, τὸν δ' ἐμπροσθεν χρόνον ἐξῆ ὑπὸ πολλῆς ἐπιμελείας ὅπως ὡς ἐλάχιστα μὲν ὄψοιτο, ἐλάχιστα δ' ἀκούσοιτο, 6 ἐλάχιστα δ' ἔροιτο; οὐ γὰρ ἀγαπητόν σοι δοκεῖ εἶναι, εἰ μόνον ἦλθεν ἐπισταμένη ἔρια παραλαβοῦσα ἰμάτιον ἀποδείξαι, καὶ ἑώρακυῖα ὡς ἔργα ταλάσια θερσαπίναις δίδονται; ἐπεὶ τὰ γε ἀμφὶ γαστέρα, ἔφην, πάνυ καλῶς, ὦ Σώκρατες, ἦλθε πεπαιδευμένη· ὅπερ μέγιστον ἔμοιγε δοκεῖ παιδεύμα εἶναι καὶ ἀνδρὶ καὶ 10 γυναίκί.

7 Τὰ δ' ἄλλα, ἔφην ἐγώ, ὦ Ἰσχόμαχε, αὐτὸς ἐπαίδευσας τὴν γυναῖκα ὥστε ἱκανὴν εἶναι ὧν προσήκει ἐπιμελεῖσθαι;

8 Οὐ μὰ Δι', ἔφην ὁ Ἰσχόμαχος, οὐ πρὶν γε καὶ ἔθυσα καὶ ἠύξαμην ἐμέ τε τυγχάνειν διδάσκοντα καὶ ἐκείνην μανθάνουσαν τὰ βέλτιστα ἀμφοτέροις ἡμῖν.
9 Οὐκοῦν, ἔφην ἐγώ, καὶ ἡ γυνὴ σοι συνέθνε καὶ συνήχετο ταῦτά ταῦτα; Καὶ μάλα γ', ἔφην ὁ Ἰσχόμαχος, ἢ πολλὰ ὑπισχνουμένη μὲν πρὸς τοὺς θεοὺς γενέσθαι οἷαν δεῖ, ἢ καὶ εὐδηλος ἦν ὅτι οὐκ ἀμελήσει τῶν διδασκαλιῶν.

10 Πρὸς θεῶν, ἔφην ἐγώ, ὦ Ἰσχόμαχε, τί πρῶτον διδάσκειν ἦρχου αὐτῆν, διηγοῦ μοι· ὡς ἐγὼ ταῦτ' ἂν ἦδιόν σου διηγουμένου ἀκούοιμι ἢ εἴ μοι γυμνικὸν ἢ ἵππικὸν ἀγῶνα τὸν κάλλιστον διηγοῖο.

11 Καὶ ὁ Ἰσχόμαχος ἀπεκρίνατο· Τί δ'; ἔφην, ὦ Σώκρατες, ἐπεὶ ἦδη μοι χειροθήης ἦν καὶ ἐτετιθάσεντο ὥστε διαλέγεσθαι, ἠρόμην αὐτῆν ὧδέ πως· Εἰπέ μοι, ὦ γύναι, ἄρα ἦδη κατενόησας τίνος ποτὲ ἔνεκα ἐγώ τε σὲ ἔλαβον καὶ οἱ σοὶ γονεῖς ἔδοσαν σε ἐμοί; ὅτι μὲν γὰρ οὐκ ἀπορία ἦν μεθ' ὅτου ἄλλου 12 ἑκαθεύδομεν ἂν, οἷδ' ὅτι καὶ σοὶ καταφανὲς τοῦτ' ἐστί. βουλευόμενος δ' ἔγωγε ὑπὲρ ἐμοῦ καὶ οἱ σοὶ γονεῖς ὑπὲρ σοῦ τίν' ἂν κοινῶν βέλτιστον οἴκου τε καὶ τέκνων λάβοιμεν, ἐγώ τε σὲ ἐξελεξάμην καὶ οἱ σοὶ γονεῖς, ὡς εἰκόσιν, ἐκ τῶν 13 δυνατῶν ἐμέ. τέκνα μὲν οὖν ἂν θεός ποτε διδῶ ἡμῖν γενέσθαι, τότε βουλευσόμεθα περὶ αὐτῶν ὅπως ὅτι βέλτιστα παιδεύσομεν αὐτά· κοινὸν γὰρ ἡμῖν καὶ τοῦτο ἀγαθόν, συμμάχων καὶ γηροβοσκῶν ὅτι βέλτιστων τυγχάνειν· νῦν δὲ δὴ οἴκος 14 ἡμῖν ὅδε κοινὸς ἐστί. ἐγώ τε γὰρ ὅσα μοι ἔστιν ἅπαντα εἰς τὸ κοινὸν ἀποφαινω, σὺ τε ὅσα ἠνέγκω πάντα εἰς τὸ κοινὸν κατέθηκας. καὶ οὐ τοῦτο δεῖ λογίζεσθαι, πότερος ἄρα ἀριθμῶ πλείω συμβέβληται ἡμῶν, ἀλλ' ἐκείνο εὖ εἰδέναι, ὅτι 15 ὀπίτερος ἂν ἡμῶν βελτίων κοινῶν ἦ, οὗτος τὰ πλείονος ἄξια συμβάλλεται.

17 ὑπισχνουμένη **HN** ὑπισχομένη(ν **O**) *oder* ὑποσχόμενη *übrige Hss.* | πολλὰ μὲν εὐχομένη πρὸς τοὺς θεοὺς, πολλὰ δ' ὑπισχνουμένη ἐμοὶ γενήσεσθαι *verbessert Schenkl* | πολλὰ, ὑπισχνουμένη μὲν, εὐχομένη δὲ πρὸς *Marthant* 27 οἴκου **A** *über der Zeile* οἴκοι *übrige Hss.*

Auch das, sagte ich, möchte ich sehr gern von dir erfahren, Ischomachos, ob du selbst deine Frau erzogen hast, daß sie so ist, wie sie sein soll, oder ob du sie fertig ausgebildet zur Leitung der ihr zukommenden Arbeiten von ihrem Vater und ihrer Mutter bekommen hast.

Und wie, Sokrates, meinte er, hätte ich sie fertig ausgebildet bekommen sollen, da sie doch mit nicht einmal fünfzehn Jahren zu mir kam, die Zeit davor aber unter ständiger Aufsicht lebte, damit sie möglichst wenig sähe, möglichst wenig hörte und möglichst wenig fragte? Denn du hältst es wohl kaum für ausreichend, daß sie lediglich mit dem Wissen zu mir kam, Wolle entgegenzunehmen und ein Obergewand daraus anzufertigen, und wenn sie gesehen hatte, wie den Sklavinnen Wollarbeiten zugeteilt werden? Übrigens, fuhr er fort, was die Magenfrage betrifft, Sokrates, kam sie recht gut ausgebildet zu mir, und das scheint mir wenigstens für Mann und Frau ein sehr wichtiges Erziehungsziel zu sein.³⁷
Im übrigen aber, Ischomachos, fragte ich, hast du deine Frau selbst erzogen, daß sie fähig ist, sich um die ihr zukommenden Aufgaben zu kümmern?

Nein, bei Zeus, antwortete Ischomachos, nicht bevor ich geopfert und gebetet hatte, daß ich als Lehrender und sie als Lernende das Beste für uns beide erreichen.

Opferte und betete also, fragte ich, auch deine Frau gemeinsam mit dir für eben dasselbe?

Allerdings, sagte Ischomachos, denn vor den Göttern hat sie fest versprochen, so zu werden, wie sie sein soll, und sie war offensichtlich bemüht, das Gelehrte nicht zu vernachlässigen.

Bei den Göttern, Ischomachos, sagte ich, berichte mir, was hast du sie als erstes zu lehren begonnen; denn davon möchte ich dich lieber erzählen hören, als wenn du mir von einem noch so schönen Wettkampf oder Pferderennen berichtest.

Und Ischomachos antwortete: Was das war, Sokrates? Als sie sich schon an mich gewöhnt und ihre Scheu soweit überwunden hatte, daß man sich mit ihr unterhalten konnte, fragte ich sie etwa so: Sag mir, Frau, hast du schon darüber nachgedacht, weshalb ich dich eigentlich genommen und deine Eltern dich mir gegeben haben? Denn daß es nicht an andern mangelte, mit denen wir hätten schlafen können, das ist, wie ich weiß, auch dir klar. Als ich für mich und deine Eltern für dich überlegte, wen wir als besten Partner für Haus und Kinder nähmen, habe ich dich, und deine Eltern, wie es scheint, aus den in Frage Kommenden mich ausgewählt. Wenn ein Gott einmal gewährt, daß wir Kinder haben, dann werden wir ihrretwegen beraten, wie wir sie am besten erziehen; denn auch das ist für uns ein gemeinsames Gut, möglichst tüchtige Helfer und Pfleger im Alter zu bekommen; schon jetzt aber ist uns dieses Haus hier gemeinsam. Denn ich erkläre alles, was mir gehört, für unser gemeinsames Eigentum, und auch du hast alles, was du mitgebracht hast, zu unserem gemeinsamen Eigentum gemacht. Und nicht das kann unsere Aufgabe sein, zu rechnen, wer von uns beiden der Zahl nach mehr beige-steuert hat, sondern das, genau zu erkennen: wer von uns beiden der tüchtigere Partner ist, der steuert das Wertvollere bei.

14 Ἄπεκρίνατο δὲ μοι, ὦ Σώκρατες, πρὸς ταῦτα ἡ γυνή. Τί δ' ἂν ἐγὼ σοι, ἔφη, δυναμίην συμπαράξαι; τίς δὲ ἡ ἐμὴ δύναμις; ἀλλ' ἐν σοὶ πάντα ἐστίν· ἐμὸν δ' ἔφησεν ἡ μήτηρ ἔργον εἶναι σωφρονεῖν.

15 Ναὶ μὰ Δί', ἔφην ἐγὼ, ὦ γύναι, καὶ γὰρ ἐμοὶ ὁ πατήρ. ἀλλὰ σωφρονῶν τοί ἐστι καὶ ἄνδρὸς καὶ γυναικὸς οὕτω ποιεῖν, ὅπως τά τε ὄντα ὡς βέλτιστα ἔξει καὶ ἄλλα ὅτι πλείεστα ἐκ τοῦ καλοῦ τε καὶ δικαίου προσγενήσεται.

16 Καὶ τί δή, ἔφη, ὄρθς, ἡ γυνή, ὅ τι ἂν ἐγὼ ποιούσα συναύξοιμι τὸν οἶκον; Ναὶ μὰ Δί', ἔφην ἐγὼ, ἄ τε οἱ θεοὶ ἔφυσάν σε δύνασθαι καὶ ὁ νόμος συνεπαίει, ταῦτα περὶ ὡς βέλτιστα ποιεῖν.

17 Καὶ τί δή ταῦτ' ἐστίν; ἔφη ἐκείνη.

18 Οἶμαι μὲν ἐγωγε, ἔφην, οὐ τὰ ἐλαχίστου ἄξια, εἰ μὴ πέρ γε καὶ ἡ ἐν τῷ σιμῆναι ἡγεμῶν μέλιττα ἐπ' ἐλαχίστου ἄξιοις ἔργοις ἐφέστηκεν. ἐμοὶ γὰρ τοι, ἔφη φάναι, καὶ οἱ θεοί, ὦ γύναι, δοκοῦσι πολὺ διασκεμμένους μάλιστα τὸ ζεύγος τοῦτο συνθεικέναι ὁ καλεῖται θῆλυ καὶ ἄρρεν, ὅπως ὅτι ὠφελιμώτατον ἡ αὐτῶ 15 εἰς τὴν κοινωνίαν· πρῶτον μὲν γὰρ τοῦ μὴ ἐκλιπεῖν ζῶων γένη τοῦτο τὸ ζεύγος κεῖται μετ' ἀλλήλων τεκνοποιούμενον, ἔπειτα τὸ γηροσοκοῦς κεκτῆσθαι 20 ἑαυτοῖς ἐκ τούτου τοῦ ζεύγους τοῖς γοῦν ἀνθρώποις πορίζεται. ἔπειτα δὲ καὶ ἡ δίκαια τοῖς ἀνθρώποις οὐχ ὥσπερ τοῖς κτήνεσιν ἐστίν ἐν ὑπαίθρῳ, ἀλλὰ στεγνῶν δεῖται δῆλον ὅτι. δεῖ μὲντοι τοῖς μέλλουσιν ἀνθρώποις ἔξεν ὁ τι εἰσφέρουσιν εἰς τὸ στεγνὸν τοῦ ἐργασσομένου τὰς ἐν τῷ ὑπαίθρῳ ἐργασίας. καὶ γὰρ νεατὸς καὶ σπόρος καὶ φυτεία καὶ νομαὶ ὑπαίθρια ταῦτα πάντα ἔργα ἐστίν· 21 ἐκ τούτων δὲ τὰ ἐπιτήδεια γίνεταί. δεῖ δ' αὖ, ἐπειδὴν ταῦτα εἰσενεχθῆ εἰς τὸ στεγνόν, καὶ τοῦ σώσαντος ταῦτα καὶ τοῦ ἐργασσομένου δ' ἂ τῶν στεγνῶν ἔργα δεόμενά ἐστι. στεγνῶν δὲ δεῖται καὶ ἡ τῶν νεογνῶν τέκνων παιδοτροφία, 25 στεγνῶν δὲ καὶ αἱ ἐκ τοῦ καρποῦ σιτοποιαὶ δέονται· ὡσαύτως δὲ καὶ ἡ τῆς ἐσθῆτος ἐκ τῶν ἐρίων ἐργασία. ἐπεὶ δ' ἀμφοτέρα ταῦτα καὶ ἔργων καὶ ἐπιμελείας δεῖται τὰ τε ἔνδον καὶ τὰ ἔξω, καὶ τὴν φύσιν, φάναι, εὐθύς παρεσκεύασεν ὁ θεός, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, τὴν μὲν τῆς γυναικὸς ἐπὶ τὰ ἔνδον ἔργα καὶ ἐπιμελήματα, <τὴν 30 δὲ τοῦ ἀνδρὸς ἐπὶ τὰ ἔξω>. ῥίγη μὲν γὰρ καὶ θάλαττα καὶ ὀδοιπορίας καὶ στρατείας τοῦ ἀνδρὸς τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν μᾶλλον δύνασθαι καρτερεῖν κατεσκεύασεν· ὥστε τὰ ἔξω ἐπέταξεν αὐτῶ ἔργα· τῆ δὲ γυναικὶ ἤττον τὸ σῶμα δυνατὸν πρὸς 34 ταῦτα φύσας τὰ ἔνδον ἔργα αὐτῆ, φάναι ἔφη, προστάξαι τὴν τῶν νεογνῶν τέκνων τροφήν, δὲ ὅτι τῆ γυναικὶ καὶ ἐνέφουσε καὶ προστάξαι τὴν αὐτῆ ἐδάσαστο ἢ τῷ ἀνδρὶ. ἐπεὶ δὲ καὶ τοῦ στέργειν τὰ νεογνὰ βρέφη πλέον αὐτῆ ἐδάσαστο ἢ τῷ ἀνδρὶ. ἐπεὶ δὲ καὶ τὸ φυλάττειν τὰ εἰσενεχθέντα τῆ γυναικὶ προστάξαι, γυνώσκων ὁ θεός ὅτι πρὸς τὸ φυλάττειν οὐ κάκιον ἐστὶ φοβεράν εἶναι τὴν ψυχὴν πλέον μέρους καὶ τοῦ φόβου ἐδάσαστο τῆ γυναικὶ ἢ τῷ ἀνδρὶ. εἰδὼς δὲ ὅτι καὶ ἀρήγειν αὐ δεήσει,

28-29 τὴν ... ἔξω *zugsfähig* Stephanus

14 Darauf antwortete mir meine Frau, Sokrates: Was könnte ich dir denn helfen? Worin besteht denn meine Fähigkeit?²⁸ Alles liegt doch bei dir; meine Aufgabe ist es, wie meine Mutter sagte, besonnen zu sein.

15 Bei Zeus, Frau, antwortete ich, das hat mir mein Vater auch gesagt. Aber es ist doch Sache der Besonnenen – ob Mann oder Frau –, so zu handeln, daß einerseits das Vorhandene bestmöglich erhalten wird, andererseits aber möglichst viel aus anständigem und gerechtem Wirken hinzukommt.

16 Und siehst du etwas, fragte meine Frau, was ich tun könnte, um das Haus vergrößern zu helfen?

Bei Zeus, antwortete ich, wozu die Götter dich fähig geschaffen haben und was das Gesetz guthelßt, das versuche möglichst gut zu tun.

17 Und was ist das denn?, fragte sie.

18 Wenigstens meiner Meinung nach nicht das Unwürdigste, antwortete ich, es sei denn, daß auch die Königin im Bienenstock die unwürdigsten Arbeiten leitet. Denn mir scheinen, 18 Frau, habe er gesagt²⁹, die Götter dieses Paar, das Mann und Frau genannt wird, mit größter Umsicht zusammengefügt zu haben, damit es sich selbst möglichst nützlich sei bei seinem gemeinsamen Leben. Erstens nämlich ist dieses Paar dazu bestimmt, miteinander Kinder 19 zu zeugen, damit die Gattungen nicht aussterben; sodann wird aus dieser Verbindung – wenigstens bei den Menschen – erreicht, Pfleger für das eigene Alter zu haben; schließlich leben die Menschen nicht wie das Vieh unter freiem Himmel, sondern brauchen offensichtlich Behausungen. Die Menschen, die etwas haben wollen, was sie unter Dach und Fach 20 bringen können, brauchen natürlich Arbeitskräfte für die Arbeiten auf dem Felde. Denn Bodenbearbeitung, Aussaat, Pflanzen und Viehhüten – all das sind Arbeiten im Freien, und aus ihnen entstehen die Mittel zum Leben. Wenn sie unter Dach und Fach gebracht 21 sind, wird wieder jemand gebraucht, der sie aufbewahrt und der die Arbeiten verrichtet, die im Hause zu erledigen sind. Das Haus ist nötig für die Versorgung der neugeborenen Kinder, aber auch für die Zubereitung der Speisen aus den Feldfrüchten, ebenso auch 22 für die Herstellung von Kleidung aus Wolle. Da aber die Arbeiten drinnen und draußen beide der Ausführung und Aufsicht bedürfen, hat der Gott, so habe er gesagt, von vornherein die Natur entsprechend eingerichtet, und zwar, wie mir scheint, die der Frau für die Arbeiten und Beschäftigungen im Inneren des Hauses, die des Mannes für die Arbeiten 23 und Beschäftigungen im Freien. Denn Kälte und Hitze, Märsche und Feldzüge besser aushalten zu können, hat er Leib und Seele des Mannes eingerichtet; deshalb übertrug er ihm die Arbeiten außerhalb des Hauses; der Frau aber hat der Gott anscheinend einen dazu weniger fähigen Körper geschaffen und ihr daher, so habe er gesagt, die Arbeiten 24 im Inneren des Hauses zugewiesen. In dem Bewußtsein, daß er der Frau die Nahrung der neugeborenen Kinder in den Körper eingepflanzt und ihre Ernährung als Aufgabe zugewiesen hatte, teilte er ihr auch mehr Liebe zu den Neugeborenen zu als dem Mann. 25 Da der Gott aber der Frau auch das Bewachen des ins Haus Eingebachten zuwies und dabei wußte, daß es nicht schlecht ist, zum Bewachen eine ängstliche Seele zu haben, maß er der Frau auch einen größeren Anteil der Ängstlichkeit zu als dem Mann. In dem Bewußtsein, daß derjenige, der die Arbeiten außerhalb des Hauses verrichtet, auch die Ver-

26 ἐάν τις ἀδικῆ, τὸν τὰ ἔξω ἔργα ἔχοντα, τοῦτ' αὖ πλεόν μέρος τοῦ θράσους
 27 ἐπιμέλειαν εἰς τὸ μέσον ἀμφοτέρους δεῖ καὶ διδόναι καὶ λαμβάνειν, τὴν μνήμην καὶ τὴν
 28 τὸ ἔθνος τὸ θῆλυ ἢ τὸ ἄρρεν τούτων πλεονεκτεῖ. καὶ τὸ ἐγκρατεῖς δὲ εἶναι ὧν
 29 δεῖ εἰς τὸ μέσον ἀμφοτέρους κατέθηκε, καὶ ἔξουσιαν ἐποίησεν ὁ θεός, ὁπότερος
 30 ἂν ἦ βελτίων, εἶθ' ὁ ἀνὴρ εἶθ' ἡ γυνή, τοῦτον καὶ πλεόν φέρεσθαι εὐπερὸν αὐτῷ
 31 διὰ τοῦτο καὶ δέονται μάλλον ἀλλήλων καὶ τὸ ζεῦγος ὠφελιμώτερον αὐτῶ
 32 γηγενήται, ἃ τὸ ἕτερον ἐλλείπεται τὸ ἕτερον δυνάμενον. ταῦτα δέ, ἔφην, δεῖ
 33 ἡμῶς, ὧ γύναι, εἰδῶτας, ἃ ἑκατέρω ἡμῶν προστέτακται ὑπὸ τοῦ θεοῦ, πειράσθαι
 34 ὅπως [ὧς] βέλτιστα τὰ προσήκοντα ἑκάτερον ἡμῶν διαπράττεσθαι. συνεπαίνει
 35 δέ, ἔφη φάναι, καὶ ὁ νόμος αὐτά, συζευγνύς ἀνδρα καὶ γυναῖκα· καὶ κοινῶν
 36 ὥσπερ τῶν τέκνων ὁ θεός ἐποίησεν, οὕτω καὶ ὁ νόμος <τοῦ οἴκου> κοινῶν
 37 καθίστησι. καὶ καλὰ δὲ εἶναι ὁ νόμος ἀποδεικνυσιν <ἃ> καὶ ὁ θεός ἔφουσεν ἑκάτερον
 38 μάλλον δύνασθαι. τῆ μὲν γὰρ γυναικὶ κάλλιον ἔνδον μένειν ἢ θυραυλεῖν, τῷ δὲ
 39 ἀνδρὶ αἰσχυριῶν ἔνδον μένειν ἢ τῶν ἔξω ἐπιμελεῖσθαι. εἰ δέ τις παρ' ἃ ὁ θεός ἔφουσε
 40 ποιεῖ, ἴσως τι καὶ ἀτακτῶν τοὺς θεοὺς οὐ λήθει καὶ δίκην διδῶσιν ἀμελῶν τῶν
 41 ἔργων τῶν αὐτοῦ ἢ πράττων τὰ τῆς γυναικὸς ἔργα. δοκεῖ δέ μοι, ἔφην, καὶ
 42 ἡ τῶν μελιττῶν ἡγεμῶν τοιαῦτα ἔργα ὑπὸ τοῦ θεοῦ προστεταγμένα
 43 διαπονεῖσθαι.

Καὶ ποῖα δὴ, ἔφη ἐκείνη, ἔργα ἔχουσα ἢ τῶν μελιττῶν ἡγεμῶν ἐξομοιοῦται
 τοῖς ἔργοις οἷς ἐμὲ δεῖ πράττειν;

33 Ὅτι, ἔφην ἐγώ, ἐκείνη γε ἐν τῷ σιμῆι μένουσα οὐκ ἔξ ἄργους τὰς μελίττας
 εἶναι, ἀλλ' ἄς μὲν δεῖ ἔξω ἐργάζεσθαι ἐκπέμπει ἐπὶ τὸ ἔργον, καὶ ἃ ἂν αὐτῶν
 34 ἑκάστη εἰσφέρει οἶδέ τε καὶ δέχεται, καὶ σώζει ταῦτα ἔστ' ἂν δέη χρῆσθαι. ἐπειδὴ
 35 δὲ ἡ ὥρα τοῦ χρῆσθαι ἦκη, διανέμει τὸ δίκαιον ἑκάστη. καὶ ἐπὶ τοῖς ἔνδον
 36 δ' ἐξυφαινομένοις κηρίοις ἐφέστηκεν, ὡς καλῶς καὶ ταχέως ὑφαίνηται, καὶ τοῦ
 37 γιγνομένου τόκου ἐπιμελεῖται ὡς ἐκτρέφεται· ἐπειδὴ δὲ ἐκτραφῆ καὶ ἀξιοεργοὶ
 οἱ νεοττοὶ γένωνται, ἀποικίζει αὐτοὺς σὺν τῶν ἐπιγόνων τινὶ ἡγεμόνι.

35 Ἡ καὶ ἐμὲ οὖν, ἔφη ἡ γυνή, δεήσει ταῦτα ποιεῖν;

36 Δεήσει μέντοι σε, ἔφην ἐγώ, ἔνδον τε μένειν καὶ οἷς μὲν ἂν ἔξω τὸ ἔργον
 ἢ τῶν οἰκετῶν, τούτους συνεκπέμπειν, οἷς δ' ἂν ἔνδον ἔργον ἐργαστέον, τούτων
 37 σοὶ ἐπιστατητέον, καὶ τὰ τε εἰσφερόμενα ἀποδεκτέον καὶ ἃ μὲν ἂν αὐτῶν δέη
 38 δαπανᾶν σοὶ διανεμητέον, ἃ δ' ἂν περιττεῖν δέη, προνοητέον καὶ φυλακτέον
 39 ὅπως μὴ ἡ εἰς τὸν ἐνιαυτὸν κειμένη δαπάνη εἰς τὸν μῆνα δαπανᾶται. καὶ ὅταν
 40 ἔρια εἰσνεχθῆ σοι, ἐπιμελητέον ὅπως οἷς δεῖ ἰμάτια γίγνηται. καὶ ὁ γε ξηρὸς
 41 σῖτος ὅπως καλῶς ἐδώδιμος γίγνηται ἐπιμελητέον. ἐν μέντοι τῶν σοι

II ὡς *getilgt Marriant* 13 τοῦ οἴκου *zugefigt Stephanus* 14 ἃ καὶ *Leonianus*

teidigung übernehmen muß, wenn jemand Unrecht tut, hat er diesem wiederum einen
 größeren Teil an Mut verliehen. Weil aber beide geben und empfangen müssen, hat er
 26 beiden Gedächtnis und Sorgfalt zu gleichen Teilen gegeben, so daß man nicht unterscheiden
 27 kann, welches Geschlecht, das weibliche oder das männliche, mehr davon besitzt. Auch
 Selbstbeherrschung zu üben, wo es nötig ist, gab er beiden gleichermaßen Gelegenheit,
 zugleich aber ermöglichte es der Gott demjenigen, der der Bessere ist, sei es nun der
 28 Mann oder die Frau, auch mehr von diesem Gut davonzutragen. Dadurch, daß beide
 29 Natur nicht für dies alles gleich gut geschaffen ist, brauchen sie auch einander mehr, und
 die Verbindung ist nützlicher für sie; was dem einen abgeht, das kann der andere. Da
 wir, Frau, sagte ich, das wissen, was jedem von uns durch den Gott zugewiesen ist, muß
 30 jeder von uns aufs beste auszuführen versuchen, was ihm zukommt. Es heißt dies auch
 das Gesetz gut, habe er gesagt, indem es Mann und Frau verbindet; und wie der Gott
 sie zu Partnern bei der Zeugung von Kindern machte, so bestimmt sie das Gesetz zu
 Partnern bei der Führung des Haushalts. Das Gesetz bestätigt auch, daß es schön ist,
 wenn jeder von beiden auf dem Gebiet mehr leiste, für das ihn der Gott schuf. Denn für
 die Frau ist es schicklicher, im Inneren des Hauses zu bleiben, als sich im Freien aufzuhalten,
 für den Mann dagegen ist es schimpflich, im Inneren des Hauses zu bleiben, statt sich
 31 um die Arbeiten im Freien zu kümmern. Wenn aber jemand dem zuwiderhandelt, wofür
 ihn der Gott schuf, bleibt er wohl als Befehlsverweigerer den Göttern nicht verborgen
 und zahlt Strafe, weil er die eigenen Arbeiten vernachlässigt oder die Arbeiten der Frau
 32 erledigt. Mir scheint auch die Bienenkönigin, habe er gesagt, solche Arbeiten angestrengt
 zu verrichten, wie sie ihr vom Gott zugewiesen sind.

Und welche Arbeiten hat denn die Bienenkönigin, fragte sie, die sich mit den Arbeiten
 vergleichen lassen, die ich ausführen muß?

33 Daß sie, erwiderte ich, im Stock bleibt und nicht zuläßt, daß die Bienen untätig sind,
 sondern diejenigen, die draußen arbeiten müssen, zur Arbeit hinausdrückt und auch weiß,
 was jede von ihnen in den Stock hineinträgt, es entgegennimmt und es aufbewahrt, bis
 es benötigt wird. Wenn aber die Zeit zum Gebrauch gekommen ist, teilt sie einer jeden
 34 das ihr Gebührende zu. Auch leitet sie den Bau der Wäben im Inneren des Stocks, daß
 sie schön und schnell gebaut werden; außerdem kümmert sie sich um die junge Brut,
 damit sie großgezogen wird; wenn aber die jungen Bienen großgezogen sind und arbeits-
 fähig werden, läßt sie sie mit einer Königin für die Nachkommenschaft auswandern.

35 Werde auch ich dies tun müssen?, fragte meine Frau.

Du wirst allerdings, antwortete ich, im Hause bleiben und diejenigen Sklaven los-
 schicken müssen, die draußen Arbeit haben, diejenigen dagegen, die eine Arbeit im Hause
 36 verrichten sollen, die mußt du beaufsichtigen, auch das ins Haus Gebrachte entgegenneh-
 men, und was davon verwendet werden muß, austeilen, was aber übrigbleiben muß, das
 hast du im voraus zu bedenken und zu bewachen, damit nicht der für ein Jahr bestimmte
 Vorrat in einem Monat verbraucht wird. Und wenn Wolle ins Haus gebracht wird, mußt
 du dich darum kümmern, daß diejenigen Kleidung bekommen, die sie nötig haben. Auch
 darum, daß die trockenen Früchte⁵⁾ zum Essen gut zubereitet werden, hast du dich zu
 kümmern. Eine der dir zufallenden Beschäftigungen allerdings, sagte ich, scheint vielleicht

5 Xenophon, Ök. Schr.

προσηκόντων, ἔφην ἐγώ, ἐπιμελημάτων ἴσως ἀχριστότερον δόξει εἶναι, ὅτι, ὃς ἂν κάμνη τῶν οἰκετῶν, τούτων σοι ἐπιμελητέον πάντων ὅπως θεραπεύηται.

Νῆ Δί', ἔφη ἡ γυνή, ἐπιχαριτώτατον μὲν οὖν, ἂν μέλλωσί γε οἱ καλῶς θεραπευθέντες χάριν εἴσασθαι καὶ εὐνότεροι ἢ πρόσθεν ἔσεσθαι.

38 Καὶ ἐγώ, ἔφη ὁ Ἰσχύμαχος, ἀγασθεὶς αὐτῆς τὴν ἀπόκρισιν εἶπον· Ἔρα γέ, ὧ γύναι, διὰ τοιαύτας τινάς προνοίας καὶ τῆς ἐν τῷ σμήνῃ ἡγεμόνος αἱ μέλιττα οὕτω διατίθενται πρὸς αὐτὴν, ὥστε, ὅταν ἐκείνη ἐκλίπῃ, οὐδέμια οἶεται τῶν μελιττῶν ἀπολειπτόν εἶναι, ἀλλ' ἔπονται πάσαι;

39 Καὶ ἡ γυνὴ μοι ἀπεκρίνατο· Θαυμάζοιμ' ἂν, ἔφη, εἰ μὴ πρὸς σέ μᾶλλον τεῖνοι τὰ τοῦ ἡγεμόνος ἔργα ἢ πρὸς ἐμέ. ἡ γὰρ ἐμὴ φυλακὴ τῶν ἔνδον καὶ διανομὴ γελοία τις ἂν, οἶμαι, φαίνεται, εἰ μὴ σύ γε ἐπιμελοῖο ὅπως ἔξωθέν τι εἰσφέρειτο.

40 Γελοία δ' αὖ, ἔφην ἐγώ, ἡ ἐμὴ εἰσφορά φαίνεται ἂν, εἰ μὴ εἴη ὅστις τὰ εἰσνεχθέντα σώζοι. οὐχ ὄραξ, ἔφην ἐγώ, οἱ εἰς τὸν τετραήμερον πίθον ἀντλεῖν λεγόμενοι ὡς οἰκτῖρονται, ὅτι μάτην πονεῖν δοκοῦσι;

Νῆ Δί', ἔφη ἡ γυνή, καὶ γὰρ πλήμονές εἰσιν, εἰ τοῦτό γε ποιοῦσιν.

41 Ἄλλαι δέ τοι, ἔφην ἐγώ, ἴδαι ἐπιμέλειαι, ὧ γύναι, ἡδεῖαί σοι γίνονται, ὅπότεν ἀνεπιστήμωνα ταλασίαι λαβοῦσα ἐπιστήμωνα ποιήσῃς καὶ διπλασίω σοι ἀξία γένηται, καὶ ὅπότεν ἀνεπιστήμωνα ταμείας καὶ διακονίας παραλαβοῦσα ἐπιστήμωνα καὶ πιστὴν καὶ διακονικὴν ποιησαμένη παντὸς ἀξίαν ἔχῃς, καὶ ὅπότεν τοὺς μὲν σώφρονάς τε καὶ ὠφελίμους τῷ σῶ οἴκῳ ἐξῆ σοι εὖ ποιῆσαι, ἂν δὲ τις πονηρὸς φαίνεται, ἐξῆ σοι κολάσαι· τὸ δὲ πάντων ἥδιστον, ἂν βελτίων ἐμοῦ φανῆς, καὶ ἐμὲ σὸν θεράποντα ποιήσῃ, καὶ μὴ δέῃ σε φοβεῖσθαι μὴ προϊούσης τῆς ἡλικίας ἀτιμότερα ἐν τῷ οἴκῳ γένη, ἀλλὰ πιστευῆς ὅτι πρεσβυτέρα γιγνομένη ὄσω ἂν καὶ ἐμοὶ κοινωνὸς καὶ παισὶν οἴκου φύλαξ ἀμείνων

42 γίνῃ, τοσοῦτω καὶ τιμωτέρα ἐν τῷ οἴκῳ ἔσει. τὰ γὰρ καλὰ τε κάγαθά, ἐγὼ ἔφην, οὐ διὰ τὰς ὠραιότητας, ἀλλὰ διὰ τὰς ἀρετὰς εἰς τὸν βίον τοῖς ἀνθρώποις ἐπαύζεται. τοιαῦτα μὲν, ὧ Σώκρατες, δοκῶ μεμνησθαι αὐτῆ τὰ πρῶτα διαλεχθείς.

8 Ἦ καὶ ἐπέγνωσ τῆ, ὧ Ἰσχύμαχε, ἔφην ἐγώ, ἐκ τούτων αὐτὴν κекηνημένην μᾶλλον πρὸς τὴν ἐπιμέλειαν;

2 Ναὶ μὰ Δί', ἔφη ὁ Ἰσχύμαχος, καὶ δηχθεῖσάν γε οἶδα αὐτὴν καὶ ἐρυθριάσασαν σφόδρα ὅτι τῶν εἰσνεχθέντων τι αἰτήσαντος ἐμοῦ οὐκ εἶχέ μοι δοῦναι. καὶ ἐγὼ μὲν τοῖς ἰδὼν ἀχθεσθεῖσαν αὐτὴν εἶπον· Μηδέν τι, ἔφην, ἀθυμῆσῃς, ὧ γύναι, ὅτι οὐκ ἔχεις δοῦναι ὅ σε αἰτῶν τυγχάνω. ἔστι μὲν γὰρ πενία αὕτη σαφής, τὸ δόεμον πινος μὴ ἔχειν χρῆσθαι· ἀλυπτοτέρα δὲ αὕτη ἡ ἔνδεια, τὸ ζητοῦντά τι μὴ δύνασθαι λαβεῖν, ἢ τὴν ἀρχὴν μηδὲ ζητεῖν εἰδότα ὅτι οὐκ ἔστιν.

2 τούτου ... πάντως *Coblet* 24 οἴκου *vor* κοινωνός *zugefügt* *Marchant* | φύλαξ ἀμείνων **F. KL** φυλαξαμένων *oder* φυλαξαμένων *übrige Hss.*

weniger erfreulich zu sein: daß du dich, wenn einer von den Sklaven krank ist, um alles kümmern mußt, damit er gesund wird.

Bei Zeus, sagte meine Frau, das ist doch eine besonders dankbare Beschäftigung, wenn die gut Gepflegten ihren Dank abstatten und ergebener als vorher sein werden.

Und ich, erzählte Ischomachos, war freudig erstaunt über ihre Antwort und sagte: Frau, sind nicht wegen solcher Fürsorge, wie sie auch die Königin im Bienenstock übt, die Bienen ihr so zugetan, daß keine der Bienen glaubt, zurückbleiben zu dürfen, wenn jene den Stock verläßt, sondern alle ihr folgen?

Und meine Frau antwortete mir: Ich würde mich wundern, wenn sich die Aufgaben der Bienenkönigin nicht mehr auf dich als auf mich beziehen. Denn meine Aufsicht über die Vorgänge im Hause und das Austeilen erwiesen sich, glaube ich, als lächerlich, wenn du nicht dafür sorgtest, daß von draußen etwas eingebracht wird.

Als lächerlich wiederum, antwortete ich, dürfte mein Einbringen erscheinen, wenn nicht jemand da wäre, der das Eingebrachte bewahrt. Siehst du nicht, fragte ich, wie diejenigen bedauert werden, die dem Mythos zufolge Wasser in das durchlöcherete Faß schöpfen, weil sie sich offensichtlich vergeblich abmühen?⁴¹

Bei Zeus, meinte meine Frau, sie sind wirklich bedauernswert, wenn sie das tun.

Andere Aufgaben, eigens für dich, Frau, sagte ich, sind dir angenehm: wenn du eine Sklavin nimmst, die nichts von Wollarbeiten versteht, sie darin kundig machst und sie dir doppelt soviel wert wird; ebenso, wenn du eine Sklavin übernimmst, die nichts von Haushaltung und Bedienung versteht, sie kundig, treu und dienstfertig machst und an ihr eine überaus wertvolle Sklavin hast; oder auch, wenn es dir freisteht, die vernünftigen und deinem Hause nützlichen Sklaven zu belohnen, wenn dagegen einer sich als schädlich erweist, ihn zu bestrafen. Das Erfreulichste von allem wird sein, wenn du dich mir als

überlegen erweist, auch mich zu deinem Diener gemacht hast und nicht zu befürchten brauchst, bei fortschreitendem Alter im Hause weniger geachtet zu werden, sondern darauf vertrauen kannst, daß du – älter geworden – in dem Maße auch mehr geehrt im Hause sein wirst, wie du mir eine bessere Partnerin und den Kindern eine bessere Behüterin des Hauses wirst. Denn das Schöne und Gute, sagte ich, wird den Menschen für ihr Leben nicht durch die Reize der Jugend, sondern durch verdienstvolle Taten zunehmend erwachsen. So etwa, Sokrates, glaube ich mich zu erinnern, mit ihr anfangs gesprochen zu haben.

Hast du auch bemerkt, Ischomachos, fragte ich, daß sie sich auf Grund dessen ihrer Sorgspflicht stärker zugewandt hat?

Ja, bei Zeus, antwortete Ischomachos, und ich weiß, daß sie betroffen war und sehr errötete, weil ich einmal etwas von dem Eingebrachten verlangte und sie es mir nicht geben konnte. Und als ich sah, daß sie deshalb bedrückt war, sagte ich: Verliere den Mut nicht, Frau, weil du mir nicht geben kannst, was ich gerade von dir verlange. Es bedeutet dies zwar sichere Armut, wenn jemand nicht zur Verfügung hat, was er benötigt; aber dieser Mangel ist weniger betrüblich, daß jemand etwas sucht und es nicht finden kann, als wenn er von vornherein nicht sucht, weil er weiß, daß es nicht da ist. Im übrigen,

3 ἄλλα γὰρ, ἔφην ἔγώ, τούτων οὐ σὺ αἰτία, ἀλλ' ἐγὼ οὐ τάξας σοι παρέδωκα
 ὅπου χρῆ ἕκαστα κέσθαι, ὅπως εἰδῆς ὅπου τε δεῖ τίθεται καὶ ὁπότεν λαμβάνειν.
 4 ἔστι δ' οὐδὲν οὕτως, ὦ γύναι, οὐτ' εὐχρηστον οὐτε καλὸν ἀνθρώποις ὡς τάξις.
 καὶ γὰρ χορὸς ἐξ ἀνθρώπων συγκαίμενος ἔστιν· ἀλλ' ὅταν μὲν ποιῶσιν ὁ τι ἂν
 τύχη ἕκαστος, παραχῆ τις φαίνεται καὶ θεῖσθαι ἀτερπές, ὅταν δὲ τεταγμένως
 5 ποιῶσι καὶ φθέγγωνται, ἅμα οἱ αὐτοὶ οὕτω καὶ ἀξιόθεστοι δοκοῦσιν εἶναι καὶ
 ἀξιάκουστοι. καὶ στρατιὰ γε, ἔφην ἔγώ, ὦ γύναι, ἄτακτος μὲν οὔσα
 παραχωδέστατον καὶ τοῖς μὲν πολέμοις εὐχειρωτότατον, τοῖς δὲ φίλοις
 6 ἀκλεέστατον ὄραν καὶ ἀχρηστότατον, ὄνος ὁμοῦ, ὀπλίτης, σκευόφορος, ψιλός,
 ἱππεύς, ἄμαρξα – πῶς γὰρ ἂν πορευθεῖσαν, (ἐὰν) ἔχοντες οὕτως ἐπικωλύσασθαι
 7 ἀλλήλους, ὁ μὲν βαδίζων τὸν τρέχοντα, ὁ δὲ σκευόφορος τὸν ὀπλίτην; εἰ δὲ καὶ μάχεσθαι
 8 τὸν ἱππέα, ὁ δὲ ὄνος τὴν ἄμαρξαν, ὁ δὲ σκευόφορος τὸν ὀπλίτην; εἰ δὲ καὶ μάχεσθαι
 9 δεοί, πῶς ἂν οὕτως ἔχοντες μάχεσθαι; οἷς γὰρ ἀνάγκη αὐτῶν τοὺς ἐπιόντας
 10 φεύγειν, οὗτοι ἱκανοὶ εἰσι φεύγοντες καταπατῆσαι τοὺς ὅπλα ἔχοντας –
 11 τεταγμένη δὲ στρατιὰ κάλλιστον μὲν ἰδεῖν τοῖς φίλοις, δυσχερέστατον δὲ τοῖς
 12 πολέμοις. τίς μὲν γὰρ οὐκ ἂν φίλος ἠδέως θεόσαιτο ὀπλίτας πολλοὺς ἐν τάξει
 13 πορευομένους, τίς δ' οὐκ ἂν θαυμάσειεν ἱππέας κατὰ τάξεις ἐλαύνοντας, τίς δὲ
 14 οὐκ ἂν πολέμιος φοβηθεῖ ἰδὼν διηκρινημένους ὀπλίτας, ἱππέας, πελταστὰς,
 15 τοξότας, σφενδονήτας, καὶ τοῖς ἔρχουσι τεταγμένους ἐπομένους; ἀλλὰ καὶ
 16 πορευομένων ἐν τάξει, κἂν πολλοὶ μυριάδες ᾧσιν, ὁμοίως ὥσπερ εἰς ἕκαστος
 17 καθ' ἡσυχίαν πάντες πορεύονται· εἰς γὰρ τὸ κενούμενον αἰεὶ (οἱ) ὀπισθεν
 18 ἐπέρχονται. καὶ τριήρης δὲ τοι ἡ σεσαγμένη ἀνθρώπων διὰ τί ἄλλο φοβερόν
 19 ἔστι πολέμοις ἢ φίλοις ἀξιόθεστον ἢ διότι ἐν τάξει μὲν κáθηται, ἐν τάξει δὲ
 20 ἀλλήλοις εἰσὶν οἱ ἐμπλέοντες ἢ διότι ἐν τάξει μὲν κáθηται, ἐν τάξει δὲ
 21 προνεύουσι, ἐν τάξει δ' ἀναπίπτουσι, ἐν τάξει δ' ἐμβαίνουσι καὶ
 22 ἐκβαίνουσι; ἢ δ' ἀτάξια ὁμοίων τί μοι δοκεῖ εἶναι οἰόντες εἰ γεωργὸς ὁμοῦ
 23 ἐμβάλοισι κριθὰς καὶ πυροῦς καὶ ὄσπριον, κάπειτα, ὁπότε δεοί ἢ μάξης ἢ ἄρτου
 24 ἢ ὄψου, διαλέγειν δεοὶ αὐτῶ ἀντὶ τοῦ λαβόντα διηκρινημένους χρῆσθαι. καὶ
 25 σὺ οὖν, ὦ γύναι, (εἰ) τοῦ μὲν παράχου τούτου μὴ δέοιο, βούλοιο δ' ἀκριβῶς
 26 διοικεῖν τὰ ὄντα εἰδέναι καὶ τῶν ὄντων εὐπόρως λαμβάνουσα ὄτω ἂν δέη
 27 χρῆσθαι, καὶ ἐμοί, ἐὰν τι αἰτῶ, ἐν χάριτι διδόναι, χάραν τε δοκιμασώμεθα τὴν
 28 προσήκουσαν ἕκαστοις ἔχειν καὶ ἐν ταύτῃ θέντες διδάξωμεν τὴν διάκονον
 29 λαμβάνειν τε ἐντεῦθεν καὶ κατατιθέναι πάλιν εἰς ταύτην· καὶ οὕτως εἰσόμεθα τὰ
 30 τε σῶα ὄντα καὶ τὰ μὴ ἢ γὰρ χώρα αὐτῆ τὸ μὴ ὄν ποθήσει, καὶ (τὸ) δεόμενον
 31 θεραπείας ἐξετάσει ἢ ὄψις, καὶ τὸ εἰδέναι ὅπου ἕκαστόν ἐστι ταχὺ ἐγχειρεῖ,

2 ὁπότεν *Schneider* ὅπου ὁδοὶ ὅπου *Hss.* 9 ἀκλεέστατον | ἀγλευκέστατον *Zenne* 10 ἐὰν *zugefügt*
Castalio | ἐπικωλύσασθαι *Castalio* ἐπικώλωσιν *Hss.* 21 οἱ *zugefügt* *Camerarius* 29 εἰ *zugefügt*
Ernesti 34 τὸ *zugefügt* *Hirschig*

1 sagte ich, bist nicht du daran schuld, sondern ich, weil ich dir alles übergeben, aber nicht
 angewiesen habe, wo ein jedes liegen soll, damit du weißt, wo es abzulegen und woher
 2 es zu nehmen ist. Es gibt aber, Frau, für die Menschen nichts so Brauchbares und Schönes
 wie Ordnung. Denn auch ein Chor ist aus Menschen zusammengesetzt; wenn sie aber
 3 machen, was ein jeder gerade will, bietet er sich dar als ein Durcheinander und ein un-
 erfreulicher Anblick, wenn sie aber geordnet auftreten und singen, dann sind genau diesel-
 4 ben Menschen offenkundig sehens- und hörens wert. Erst recht ein Heer, Frau, sagte ich,
 ist ungeordnet ein einziges Durcheinander und für die Feinde sehr leicht zu überwältigen,
 für die Freunde aber höchst unruhig anzusehen und völlig unbrauchbar, alles durch-
 5 einander: Esel, Schwerbewaffnete, Lastträger, Leichtbewaffnete, Reiter, Wagen. Wie sollen
 sie denn vorankommen, wenn sie sich so verhalten und einander im Wege sind, der Gehende
 dem Laufenden, der Laufende dem Stehenden, der Wagen dem Reiter, der Esel dem Wagen,
 6 der Lastträger dem Schwerbewaffneten? Wenn gar noch gekämpft werden muß, wie sollten
 sie wohl kämpfen, wenn sie sich so verhielten? Denn diejenigen von ihnen, die sich not-
 wendig den Angreifern entziehen müssen⁴², reichen aus, bei ihrem Rückzug die Waffen-
 7 tragenden niederzutreten. Ein geordnetes Heer ist dagegen der schönste Anblick für die
 Freunde, der beklemmendste aber für die Feinde. Denn wer sähe nicht gern als Freund
 viele Schwerbewaffnete in gehöriger Ordnung marschieren, wer bewunderte nicht Reiter,
 8 die in Abteilungen vorrücken, wer gerietete nicht als Feind in Furcht, wenn er Schwerbe-
 waffnete, Reiter, Pelastan⁴³, Bogenschützen und Schleuderer klar voneinander geschieden
 9 und den Befehlshabern geordnet folgen sieht? Und wenn sie in gehöriger Ordnung
 marschieren, dann gehen alle, selbst wenn sie viele Zehntausend sind, ganz wie ein Mann
 10 in Ruhe vorwärts, denn in die Lücke rücken stets die Nachfolgenden auf. Auch ein mit
 Mannschaft voll besetztes Kriegsschiff⁴⁴ – aus welchem anderen Grund ist es den Feinden
 11 furchtbar oder aber den Freunden sehenswert, als daß es schnell fährt? Aus welchem an-
 deren Grund behindern die darin Fahrenden einander nicht, als daß sie in gehöriger Ord-
 12 nung sitzen, in gehöriger Ordnung sich vorbeugen, in gehöriger Ordnung sich zurück-
 lehnen, in gehöriger Ordnung ein- und aussteigen? Die Unordnung scheint mir etwas
 13 Ähnliches zu sein, wie wenn ein Landwirt zugleich Gerste, Weizen und Hülsenfrüchte in
 14 braucht, erst aussortieren müßte, anstatt zuzugreifen und das klar voneinander Geschiedene
 15 zu verwenden. Wenn auch du nun, Frau, nach einem solchen Durcheinander kein Verlangen
 16 hast, sondern wissen willst, wie du das Vorhandene genau verwalten und vom Bestand
 17 bequem nehmen willst, was du zum Gebrauch nötig hast, auch wie du mir, wenn ich
 18 etwas verlange, es gefällig darreichst, dann wollen wir einen Platz auswählen, der geeignet
 19 ist, die einzelnen Dinge aufzunehmen, sie dort ablegen und die Dienerin belehren, sie
 20 von dort zu nehmen und dorthin wieder abzulegen. So werden wir auch wissen, was
 21 vorhanden ist und was nicht. Denn der Platz selbst wird nach dem verlangen, was nicht
 22 da ist, und was der Wartung bedarf, wird der prüfende Blick ausfindig machen, und das
 23 Wissen, wo jedes sich befindet, wird es schnell in die Hand geben, so daß man nicht in

Schwierigkeiten kommt, will man es verwenden. Die schönste und sorgfältigste Ordnung von Gerätschaften, Sokrates, glaube ich einmal gesehen zu haben, als ich zur Besichtigung auf das große phönikische Schiff ging. Denn sehr viel Gerät sah ich auf engstem Raum säuberlich getrennt untergebracht. Mit Hilfe von vielen hölzernen Geräten und Tauen wird nämlich, sagte er, ein Schiff in den Hafen und aufs offene Meer gebracht, mit Hilfe einer vielfältigen sogenannten Takelage segelt es, durch viele Vorrichtungen ist es gegen feindliche Schiffe gewappnet, viele Waffen für die Besatzung führt es mit, alles Gerät, das die Menschen zu Haus benutzen, enthält es für jede Messe, es ist aber neben all dem mit Fracht voll beladen, die ein Schiffseigentümer des Gewinns wegen befördert. Und alles, was ich aufzähle, sagte er, lag in einem Raum, der nicht viel größer ist als ein mäßig großes Zimmer für zehn Liegen. Auch bemerkte ich, daß die einzelnen Stücke so lagen, daß sie einander nicht im Wege waren, niemanden zum Suchen brauchten, weder unvorbereitet noch schwer zu zerlegen waren, so daß es Zeit gekostet hätte, wenn es galt, etwas rasch zu verwenden. Der Gehilfe des Steuermanns aber, der Bug-Maat genannt wird, kannte, wie ich fand, den Platz jedes einzelnen Stücks so genau, daß er auch in Abwesenheit hätte sagen können, wo sie liegen und wie viele es sind, ebensogut wie jemand, der Buchstaben kennt, sagen könnte, wie viele Buchstaben das Wort „Sokrates“ enthält und wo jeder einzelne steht. Ich sah aber auch, berichtete Ischomachos, wie er in seiner freien Zeit alles selbst überprüfte, was nur eben auf dem Schiff zu gebrauchen notwendig ist. Während ich seiner Musterung staunend zusah, fragte ich, was er mache.

Er antwortete: Ich untersuche, Fremder, für den Fall, daß sich etwas ereignen sollte, wie das Gerät im Schiff liegt, ob etwas fehlt oder ob etwas verquer liegt. Denn es geht nicht an, meinte er, wenn der Gott auf dem Meer einen Sturm schickt, zu suchen, was man braucht, oder verquer Liegendes herausgeben zu wollen. Denn der Gott bedroht und bestraft die Nachlässigen. Wenn er nur die nicht untergehen läßt, die sich nichts zuschulden kommen lassen, kann man vollauf zufrieden sein; wenn er aber auch diejenigen rettet, die ihren Dienst in jeder Weise ordentlich versehen, gilt den Göttern vielmal Dank.

Nachdem ich nun diese Sorgfalt bei der Einrichtung gesehen hatte, sagte ich zu meiner Frau: Es wäre doch sehr dumm von uns, wenn die Leute auf den Schiffen, selbst wenn diese klein sind, Platz finden, trotz heftigen Schwankens die Ordnung wahren und in größter Angst dennoch das Nötige zu fassen wissen, wenn wir aber, obwohl im Haus für jedes große und gesonderte Behälter vorhanden sind und das Haus im Erdboden fest verankert ist, für all dies keinen guten und leicht auffindbaren Platz fänden – wie wäre das nicht eine große Dummheit von uns? Daß es also etwas Gutes ist, wenn die Unterbringung der Geräte planvoll geschieht, und daß es leicht ist, Platz für jedes von ihnen im Haus zu finden, um es abzustellen, wie es einem jeden entspricht, ist damit gesagt. Wie schön sieht es doch aus, wenn Schuhe der Reihe nach aufgestellt sind, welcher Art sie auch sein mögen, wie schön, Kleider an ihrem Platz zu sehen, welcher Art sie auch sein mögen, wie schön, Teppiche, wie schön, Kupfergeschirr, wie schön das, was zum Tisch gehört, wie schön auch, was von allem zwar nicht der Ernsthaftige, wohl aber der Schönggeist am meisten verspotten dürfte, daß sogar Kochtöpfe eine Harmonie erkennen

ὥστε μὴ ἀπορεῖν χρῆσθαι. καλλίστην δὲ ποτε καὶ ἀκριβεστάτην ἔδοξα σκευῶν τάξιν ἰδεῖν, ὃ Σώκρατες, εἰσβὰς ἐπὶ θέαν εἰς τὸ μέγα πλοῖον τὸ Φοινικικόν. πλείστα γὰρ σκευὴ ἐν μικροτάτῳ ἀγγείῳ διακεχωρισμένα ἔθεσάμην. διὰ πολλῶν μὲν γὰρ δήπου, ἔφη, ξυλίνων σκευῶν καὶ πλεκτῶν ὀρμίζεται ναὺς καὶ ἀνάγεται, διὰ πολλῶν δὲ τῶν κρεμαστῶν καλουμένων πλεῖ, πολλοῖς δὲ μηχανήμασιν ἀνώπλιστα πρὸς τὰ πολέμια πλοῖα, πολλὰ δὲ ὄπλα τοῖς ἀνδράσι συμπεριέργει, πάντα δὲ σκευὴ ὄσοισπερ ἐν οἰκίᾳ χρώνται ἀνθρωποὶ τῆ συσσιτίᾳ ἐκάστη κομίζει· γέμει δὲ παρὰ πάντα φορτίων ὅσα ναύκληρος κέρδους ἕνεκα ἄγεται. καὶ ὅσα λέγω, ἔφη, ἔγω, πάντα οὐκ ἐν πολλῷ τινι μείζονι χώρῳ ἔκειτο ἢ ἐν δεκακλίῳ στέγῃ συμμέτρῳ. καὶ οὕτω κείμενα ἕκαστα κατενόησα ὡς οὔτε ἀλληλα ἐμποδίζει οὔτε μαστευτοῦ δεῖται οὔτε ἀσυσκεύαστά ἐστίν οὔτε δυσλύτως ἔχει, ὥστε διατριβὴν παρέχειν, ὅταν τῷ ταχὺ δέη χρῆσθαι. τὸν δὲ τοῦ κυβερνήτου διάκονον, ὃς πρῶτος τῆς νεὸς καλεῖται, οὕτως ἤρρον ἐπιστάμενον ἐκάστων τὴν χώραν ὡς καὶ ἀπῶν ἀν εἶποι ὅπου ἕκαστα κείται καὶ ὅποσα ἐστὶν οὐδὲν ἥττον ἢ ὁ γράμματα ἐπιστάμενος εἶποι ἀν Σωκράτους καὶ ὅποσα γράμματα καὶ ὅπου ἕκαστον τέτακται. εἶδον δέ, ἔφη ὁ Ἰσχόμαχος, καὶ ἐξετάζοντα τοῦτον αὐτὸν ἐν τῇ σχολῇ πάντα ὁπόσοις ἄρα δεῖ ἐν τῷ πλοίῳ χρῆσθαι. θαυμάσας δέ, ἔφη, τὴν ἐπίσκεψιν αὐτοῦ ἠρόμην τί πράττοι.

‘Ὅ δ’ εἶπεν Ἐπισκοπῶ, ἔφη, ὃ ξένη, εἴ τι συμβαίνει γίνεσθαι, πῶς κείται, ἔφη, τὰ ἐν τῇ νηί, ἢ εἴ τι ἀποστατεῖ ἢ εἰ δυσπραπέλως τι σύγκεται. οὐ γάρ, ἔφη, ἐγχορεῖ, ὅταν χειμᾶζι ὁ θεὸς ἐν τῇ θαλάττῃ, οὔτε μαστεύειν ὅπου ἀν δέη οὔτε δυσπραπέλως ἔχον διδόναι. ἀπειλεῖ γὰρ ὁ θεὸς καὶ κολάζει τοὺς βλάκας. ἐὰν δὲ μόνον μὴ ἀπολέσῃ τοὺς μὴ ἀμορτάνοντας, πάνυ ἀγαπητὸν ἐὰν δὲ καὶ πάνυ καλῶς ὑπηρετοῦντας σώξῃ, πολλὰ χάρις, ἔφη, τοῖς θεοῖς.

Ἐγὼ οὖν κατιδὼν ταύτην τὴν ἀκριβειαν τῆς κατασκευῆς ἔλεγον τῇ γυναικί ὅτι πάνυ ἀν ἡμῶν εἴη βλακικόν, εἰ οἱ μὲν ἐν τοῖς πλοίοις καὶ μικροῖς οὔσι χώρας εὐρίσκουσι, καὶ σαλεύοντες ἰσχυρῶς ὅμως σώζουσι τὴν τάξιν, καὶ ὑπέρφουβούμενοι ὅμως εὐρίσκουσι τὸ δέον λαμβάνειν, ἡμεῖς δὲ καὶ διηρημένων ἐκάστοις θηκῶν ἐν τῇ οἰκίᾳ μεγάλων καὶ βεβηκυίας τῆς οἰκίας ἐν δαπέδῳ, εἰ μὴ εὐρήσομεν καλὴν καὶ εὐερετον χώραν ἐκάστοις αὐτῶν, πῶς οὐκ ἀν πολλῇ ἡμῶν ἀσυνεσία εἴη; ὡς μὲν δὴ ἀγαθὸν τετάχθαι σκευῶν κατασκευὴν καὶ ὡς ῥάδιον χώραν ἐκάστοις αὐτῶν εὐρεῖν ἐν οἰκίᾳ θείναι ὡς ἐκάστοις συμφέρει εἴρηται· ὡς δὲ καλὸν φαίνεται, ἐπειδὴν ὑποδήματα ἐφεξῆς κέηται, κἂν ὁποῖα ἦ, καλὸν δὲ ἱμάτια κεχωρισμένα ἰδεῖν, κἂν ὁποῖα ἦ, καλὸν δὲ στρώματα, καλὸν δὲ χαλκία, καλὸν δὲ τὰ ἀμφὶ τραπέζας, καλὸν δὲ καὶ ὁ πάντων καταγελάσειεν ἀν μάλιστα οὐχ ὁ σεμνὸς ἀλλ’ ὁ κομψός, [ὅτι] καὶ χύτρας [φησὶν] εὐρυθμιον φαίνεσθαι εὐκρινῶς

2 Φοινικικὸν *Σιναξ* φοινικικόν *His.* 31 ἀγαθὸν **II A am Rand V.** 2 ἀγαθὸν *ibid.* *His.* 36 ὅτι *fehlt II*

20 κειμένος – τὰ δὲ ἄλλα ἥδη που ὀπὸ τούτου ἄπαντα καλλίω φαίνεται κατὰ κόσμον κείμενα· χορὸς γὰρ σκευῶν ἕκαστα φαίνεται, καὶ τὸ μέσον δὲ πάντων τούτων καλὸν φαίνεται, ἐκποδῶν ἑκάστου κειμένου· ὥσπερ καὶ κύκλιος χορὸς οὐ μόνον αὐτὸς καλὸν θέαμά ἐστιν, ἀλλὰ καὶ τὸ μέσον αὐτοῦ καλὸν καὶ καθαρὸν φαίνεται – εἰ δὲ ἄληθῆ ταῦτα λέγω, ἔξεστιν, ἔφην, ὦ γύναι, καὶ πείραν λαμβάνειν 21 αὐτῶν οὔτε τι ζημιωθέντας οὔτε [τι] πολλὰ πονήσαντας. ἀλλὰ μὴν οὐδὲ τούτο δεῖ ἀθυμῆσαι, ὦ γύναι, ἔφην ἕγώ, ὡς χαλεπὸν εὐρεῖν τὸν μαθησόμενόν τε τὰς 22 χώρας καὶ μνησόμενον καταχωρίζειν ἕκαστα. ἴσμεν γὰρ δῆπου ὅτι μυριοπλάσια ἡμῶν ἄπαντα ἔχει ἢ πᾶσα πόλις, ἀλλ' ὁμῶς, ὅποῖον ἂν τῶν οἰκετῶν κελύσης πριάμενόν τι σοὶ ἐξ ἀγορᾶς ἐνεγκέιν, οὐδεὶς ἀπορήσει, ἀλλὰ πᾶς εἰδὼς 10 φανεῖται ὅποι χρῆ ἑλθόντα λαβεῖν ἕκαστα. τούτου μέντοι, ἔφην ἕγώ, οὐδὲν ἄλλο αἴτιόν ἐστιν ἢ ὅτι ἐν χώρᾳ ἕκαστον κείται τεταγμένη. ἄνθρωπον δὲ γε ζητῶν, 23 καὶ ταῦτα ἐνίοτε ἀντιζητοῦντα, πολλαίς ἂν τις πρότερον, πρὶν εὐρεῖν, ἀπείποι. καὶ τούτου αὖ οὐδὲν ἄλλο αἴτιόν ἐστιν ἢ τὸ μὴ εἶναι τεταγμένον ὅπου ἕκαστον δεῖ ἀναμένειν. περὶ μὲν [γὰρ] δὴ τάξεως σκευῶν καὶ χρήσεως τοιαῦτα αὐτῇ 15 διαλεχθεὶς δοκῶ μνησθῆσαι.

9 Καὶ τί δή; ἢ γυνὴ ἐδοκεῖ σοι, ἔφην ἕγώ, ὦ Ἰσχομάχε, πῶς τι ὑπακούειν ὧν σὺ ἐσπούδαζες διδάσκων;
 Τί δέ, εἰ μὴ ὑπισχνεῖτό γε ἐπιμελήσεσθαι καὶ φανερὰ ἦν ἡδομένη ἰσχυρῶς, 20 ὥσπερ ἐξ ἀμηχανίας εὐπορίαν τινὰ ἠύρηκῦτα, καὶ ἐδεῖτό μου ὡς τάχιστα ἤπερ ἔλεγον διατάξαι.

2 Καὶ πῶς δή, ἔφην ἕγώ, ὦ Ἰσχομάχε, διέταξας αὐτῇ;
 Τί δ', εἰ μὴ τῆς γε οἰκίας τὴν δύναμιν ἐδοξέ μοι πρώτων ἐπιδείξαι αὐτῇ. οὐ γὰρ ποικίλμασι πολλοῖς κεκόσμηται, ὦ Σώκρατες, ἀλλὰ τὰ οἰκήματα 25 ὠκοδόμηται πρὸς αὐτὸ τούτο ἐσκεμμένα, ὅπως ἀγγεῖα ὡς συμφορώτατα ἢ τοῖς μέλλουσιν ἐν αὐτοῖς ἔσσεσθαι· ὥστε αὐτὰ ἐκάλει τὰ πρέποντα εἶναι ἐν ἑκάστῳ.
 3 ὁ μὲν γὰρ θάλαμος ἐν ὀχυρῷ ὦν τὰ πλείστον ἄξια καὶ στρώματα καὶ σκεύη παρεκάλει, τὰ δὲ ξηρὰ τῶν στεγνῶν τὸν σῆτον, τὰ δὲ ψυχρινὰ τὸν οἶνον, τὰ 4 δὲ φανὰ ὅσα φάους δεόμενα ἔργα τε καὶ σκεύη ἐστί. καὶ διαιτητήρια δὲ τοῖς ἀνθρώποις ἐπεδείκνυον αὐτῇ κεκαλλωπισμένα τοῦ μὲν θέρους ἔχειν ψυχρινά, τοῦ 30 δὲ χειμῶνος ἄλεινὰ. καὶ σύμπασαν δὲ τὴν οἰκίαν ἐπέδειξα αὐτῇ ὅτι πρὸς μεσημβρίαν ἀναπέπταται, ὥστε εὐδηλον εἶναι ὅτι χειμῶνος μὲν εὐήλιος ἐστί, 5 τοῦ δὲ θέρους εὐσκιος. ἔδειξα δὲ καὶ τὴν γυναικωτὴν αὐτῇ, θύρα βαλανωτῇ ὠρισμένην ὀπὸ τῆς ἀνδρωνίτιδος, ἵνα μήτε ἐκφέρηται ἐνδοθεν ὁ τι μὴ δεῖ μήτε τεκνοποιῶνται οἱ οἰκέται ἄνευ τῆς ἡμετέρας γνώμης. οἱ μὲν γὰρ χρηστοὶ 35 παιδοποιούμενοι εὐνοῦστέροι ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ, οἱ δὲ πονηροὶ συζυγόντες

12 ἕκαστον κείται **Π** κείται *Hss.* 15 γὰρ *fehlt Π* 24 ποικίλμασι πολλοῖς **Π** ποικίλμασι *Hss.* 28 στεγνῶν *Siephanus* στεγνῶν *Hss.*

lassen, wenn sie wohlgeordnet hingestellt sind. – Übrigens ergibt sich wohl schon hieraus, 20 daß alles schöner aussieht, wenn es in guter Ordnung aufgestellt ist; denn wie ein Chor erscheint jede Art von Gerät, und der Raum in der Mitte aller dieser Geräte sieht schön aus, wenn jedes aus dem Weg geräumt ist, sondern wie auch ein kreisförmiger Chor nicht nur selbst ein schöner Anblick ist, sondern auch der Raum in seiner Mitte schön und klar aussieht. – Ob aber, was ich sage, wahr ist, Frau, können wir auch durch einen Versuch 21 prüfen, ohne davon irgendeinen Schaden zu erleiden oder große Mühe zu haben. Aber auch darüber brauchst du nicht den Mut zu verlieren, Frau, sagte ich, daß es schwierig ist, jemanden zu finden, der sich die Räume einprägen und daran denken will, jedes an seinen Platz zu stellen. Wir wissen doch wohl, daß die gesamte Stadt alles, was wir haben, 22 zehntausendmal umfaßt, aber dennoch wird keiner der Sklaven – wem auch immer du befehlst, dir etwas auf dem Markt einzukaufen – in Verlegenheit kommen, sondern jeder weiß offenkundig, wohin er gehen muß, um einen jeden Artikel zu finden. Dafür aber, 23 weiß dagegen jemand einen Menschen sucht, und zwar einen, der ihn – was zuweilen vorkommt – seinerseits sucht, dürfte er wohl oft schon, bevor er ihn gefunden hat, aufgeben. Auch dafür wiederum gibt es keinen anderen Grund, als daß nicht festgelegt worden war, wo jeder warten soll. Über Ordnung und Gebrauch von Geräten so mit ihr gesprochen zu haben, glaube ich mich zu erinnern.

Und was dann? Schien dir deine Frau, Ischomachos, fragte ich, in irgendeiner Weise 9 das zu befolgen, was du zu lehren bemüht warst?

Was sonst? Denn sie versprach mir, sich Mühe zu geben, und sie war sichtlich sehr erfreut, als hätte sie aus einer Verlegenheit einen Ausweg gefunden, und sie bat mich, alles möglichst schnell anzuordnen, wie ich es erklärt hatte.

Und wie, Ischomachos, fragte ich, hast du ihr Anweisung gegeben?
 Nicht anders, als daß ich mich entschloß, ihr als erstes die Fähigkeit des Hauses zu 2 zeigen.⁴⁵ Denn es ist nicht mit vielerlei Zierat geschmückt, Sokrates, sondern die Zimmer sind mit Überlegung allein zu dem Zweck gebaut, daß sie möglichst brauchbare Räume seien für das, was in ihnen untergebracht werden soll, so daß sie selbst verlangten, was 3 das Passende in jedem ist. Der Schlafraum – in sicherer Lage – forderte die wertvollsten Decken und Geräte, die trockenen Räume das Getreide, die kühlen den Wein, die offenen diejenigen Arbeiten und Geräte, die Licht brauchen. Und Wohnräume für die Menschen 4 zeigte ich ihr, die schön angelegt sind, um im Sommer kühl, im Winter warm zu halten. Auch zeigte ich ihr das Haus als Ganzes und erklärte ihr, daß es sich nach Süden öffnet, wodurch ganz klar wird, daß es im Winter gut besont ist, im Sommer dagegen schön 5 im Schatten liegt. Ich zeigte ihr auch den Raum für die Sklavinnen, der durch eine verriegelte Tür vom Raum der Sklaven getrennt ist, damit weder von drinnen herausgebracht wird, was nicht sein soll, noch die Sklaven ohne unseren Willen Kinder zeugen. Denn die Tüchtigen werden, wenn sie Kinder haben, in der Regel ergebener, die Schlechten

6 εὐπωρότεροι πρὸς τὸ κακουργεῖν γίνονται. ἐπεὶ δὲ ταῦτα διήλθομεν, ἔφη, οὕτω
 δὴ ἦδη κατὰ φυλὰς διεκρίνομεν τὰ ἔπιπλα. ἤρχομεθα δὲ πρῶτον, ἔφη,
 ἀβροίζοντες, οἷς ἀμφὶ θυσίας χρώμεθα. μετὰ ταῦτα κόσμον γυναικῶς τὸν εἰς
 ἑορτὰς διηροῦμεν, ἑσθῆτα ἀνδρῶς τὴν εἰς ἑορτὰς καὶ πόλεμον, καὶ στρώματα
 7 ἐν γυναικωνίτιδι, στρώματα ἐν ἀνδρωνίτιδι, ὑποδήματα γυναικεία, ὑποδήματα
 ἀνδρεῖα. ὅπλων ἄλλη φυλή, ἄλλη ταλασιουργικῶν ὀργάνων, ἄλλη σιτο-
 ποιικῶν, ἄλλη ὄψοποιικῶν, ἄλλη τῶν ἀμφὶ λουτρόν, ἄλλη ἀμφὶ μάκτρας, ἄλλη
 ἀμφὶ τραπέζας. καὶ ταῦτα πάντα διεχωρίσαμεν, οἷς τε δεῖ χρῆσθαι καὶ τὰ
 8 θοινητικά. χωρὶς δὲ καὶ τὰ κατὰ μήνα δαπανώμενα ἀφείλομεν, δίχα δὲ καὶ τὰ
 εἰς ἐνιαυτὸν ἀπολελογισμένα κατέθεμεν. οὕτω γὰρ ἦν τὸν λαυθάει ὅπως πρὸς
 9 τὸ τέλος ἐκβήσεται. ἐπεὶ δὲ ἔχωρίσαμεν πάντα κατὰ φυλὰς τὰ ἔπιπλα, εἰς τὰς
 σκευῶν καθ' ἡμέραν χρώνται οἱ οἰκέται, οἷον σιτοποιικοῖς, ὄψοποικοῖς,
 10 ταλασιουργικοῖς, καὶ εἴ τι ἄλλο τοιοῦτον, ταῦτα μὲν αὐτοῖς τοῖς χρωμένοις
 δειξάντες ὅπου δεῖ τιθέναι, παρεδώκαμεν καὶ ἐπετάξαμεν σῶα παρέχειν ὅσοις
 11 δ' εἰς ἑορτὰς ἢ ξενοδοκίας χρώμεθα ἢ εἰς τὰς διὰ χρόνου πράξεις, ταῦτα δὲ τῆ
 ταμίᾳ παρεδώκαμεν, καὶ δειξάντες τὰς χώρας αὐτῶν καὶ ἀπαριθμήσαντες καὶ
 γραψάμενοι ἕκαστα εἴπομεν αὐτῇ διδόναι τούτων ὅτω δεῖ ἕκαστον, καὶ
 12 μνηθῆσθαι ὅ τι ἂν τῷ διδῶ, καὶ ἀπολαμβάνουσαν κατατιθέναι πάλιν ὄθεν περ
 ἂν ἕκαστα λαμβάνῃ.

13 Τὴν δὲ ταμίαν ἐποισάμεθα ἐπισκεψάμενοι ἥτις ἡμῖν ἐδόκει εἶναι
 ἐγκρατεστάτη καὶ γαστρὸς καὶ οἴνου καὶ ὕπνου καὶ ἀνδρῶν συνουσίας, πρὸς
 14 τούτοις δὲ ἢ τὸ μνημονικὸν μάλιστα ἐδόκει ἔχειν καὶ τὸ προνοεῖν μὴ τι κακὸν
 λάβῃ παρ' ἡμῶν ἀμελοῦσα, καὶ σκοπεῖν ὅπως χαρίζομένη τι ἡμῖν ὑφ' ἡμῶν
 15 ἀντιτιμήσεται. ἐδιδάσκωμεν δὲ αὐτὴν καὶ εὐνοικῶς ἔχειν πρὸς ἡμᾶς, ὅτ'
 εὐφρανοίμεθα, τῶν εὐφροσυνῶν μεταδιδόντες, καὶ εἴ τι λυπηρὸν εἴη, εἰς ταῦτα
 16 παρακαλοῦντες. καὶ τὸ προθυμείσθαι δὲ συναύξειν τὸν οἶκον ἐπαιδεύομεν αὐτὴν,
 17 ἐπιγινώσκειν αὐτὴν ποιοῦντες καὶ τῆς εὐπραγίας αὐτῇ μεταδιδόντες. καὶ
 18 δικαιοσύνην δ' αὐτῇ ἐνεποιῶμεν τιμιωτέρους τιθέντες τοὺς δικαίους τῶν ἀδικῶν
 19 καὶ ἐπιδεικνύοντες πλουσιώτερον καὶ ἐλευθεριώτερον βιοτεύοντες τῶν ἀδικῶν.
 20 καὶ αὐτὴν δὲ ἐν ταύτῃ τῇ χάριτι κατετάττομεν. ἐπὶ δὲ τούτοις πᾶσιν εἶπον,
 21 ἔφη, ὦ Σώκρατες, ἐγὼ τῇ γυναικὶ ὅτι πάντων τούτων οὐδὲν ὄφελος, εἰ μὴ αὐτῇ
 22 ἐπιμελήσεται ὅπως διαμένῃ ἐκάστῳ ἢ τάξι. ἐδιδάσκον δὲ αὐτὴν ὅτι καὶ ἐν ταῖς
 23 εὐνομιμέναις πόλεσιν οὐκ ἀρκεῖν δοκεῖ τοῖς πολίταις, ἂν νόμους καλοῦς
 24 γράψωμεν, ἀλλὰ καὶ νομοφύλακας προσαίρουσιν, οἷτινες ἐπισκοποῦντες τὸν
 25 μὲν ποιοῦντα τὰ νόμιμα ἐπαινοῦσιν, ἂν δὲ τις παρὰ τοὺς νόμους ποιῇ, ζημιούσι.
 26 νομίσει οὖν ἐκέλευον, ἔφη, τὴν γυναικᾶ καὶ αὐτὴν νομοφύλακα τῶν ἐν τῇ οἰκίᾳ
 27 εἶναι, καὶ ἐξετάζειν δέ, ὅταν δόξῃ αὐτῇ, τὰ σκευῆ, ὥσπερ ὁ φρούραρχος τὰς

28 dagegen werden als Paar noch erfinderischer in Übelthaten. Nachdem wir das durchge-
 29 sprochen hatten, sagte er, ordneten wir auch in folgender Weise das Hausgerät nach Arten.
 30 Wir begannen zunächst, erzählte er, indem wir zusammenstellten, was wir bei den Opfern
 31 verwenden. Danach schieden wir voneinander: den Schmuck der Frau für die Feste, die
 32 Kleidung des Mannes für die Feste und den Krieg, ebenso die Decken im Raum der Skla-
 33 vinnen, die Decken im Sklavenraum, die Schuhe der Sklavinnen, die Schuhe der Sklaven.⁴⁶
 34 Eine andere Abtheilung bestand aus den Waffen, eine andere aus den Geräten zum
 35 Wollespinnen, eine andere aus denen zum Zubereiten von Brot, eine andere aus denen
 36 zum Kochen, eine andere aus denen zum Baden, eine andere aus denen zum Backen, eine
 37 andere aus denen für die Tafel. Und alle diese Gerätschaften sonderten wir in diejenigen,
 38 die wir ständig verwenden müssen, und in die für Festmähler. Außerdem sonderten wir
 39 auch das aus, was jeden Monat verbraucht wird, und getrennt legten wir auch das für
 40 ein Jahr Berechnete ab. Denn so bleibt weniger verborgen, wie es zum Ende ausgehen
 41 wird. Nachdem wir das gesamte Hausgerät nach Arten geschieden hatten, vertheilten wir
 42 jedes auf die geeigneten Räume. Danach übergaben wir alle diejenigen Geräte, die die
 43 Sklaven täglich benutzen, wie die zur Brotzubereitung, zum Kochen, zum Wollespinnen
 44 und anderes dieser Art, denen, die damit umgehen, zeigten ihnen, wo sie hingestellt werden
 45 sollen, und ordneten an, sie in gutem Zustand zu halten. Diejenigen Gerätschaften, die
 46 wir für Feste, die Bewirtung von Gästen oder bei gelegentlichen Anlässen brauchen, über-
 47 gaben wir der Verwalterin⁴⁷, zeigten ihr deren Plätze, zählten ihr jede vor und schrieben
 48 sie auf; wir sagten ihr, sie solle davon jede nur dem geben, der sie wirklich brauche, sich
 49 merken, was sie einem gebe, und, wenn sie sie zurückhalten habe, sie wieder dorthin
 50 stellen, woher sie jede genommen habe.

51 Zur Verwalterin machten wir nach sorgfältiger Prüfung diejenige, die uns am ent-
 52 haltsamsten schien im Essen, Weintrinken, Schlafen und Verkehr mit Männern, die überdies
 53 am ehesten ein gutes Gedächtnis zu haben schien, auch genügend Vorsicht, sich nicht
 54 aus Nachlässigkeit eine Strafe von uns zuzuziehen, und darauf bedacht, wie sie uns gefällig
 55 sei und dafür von uns geschätzt werde. Wir lehrten sie aber auch, sich wohlwollend zu
 56 uns zu verhalten, indem wir sie, wenn wir uns freuten, an unserer Freude teilhaben ließen,
 57 und wenn es etwas Betrübliches gab, sie darin einbezogen. Auch erzogen wir sie, mit
 58 Eifer an der Vergrößerung des Hauses zu arbeiten, indem wir sie zu eigenen Überlegungen
 59 anregten und sie am Gewinn beteiligten. Auch ein Gefühl für Gerechtigkeit brachten wir
 60 ihr bei, indem wir die Rechtschaffenen höher bewerteten als die Unredlichen und ihr
 61 zeigten, daß sie ein reicheres und freieres Leben führen als die Unredlichen; auch sie er-
 62 hoben wir in diesen Rang.⁴⁸ Zu all dem, Sokrates, erzählte er, sagte ich meiner Frau, daß
 63 nichts von allen diesen Maßnahmen nütze, wenn sie sich nicht selbst darum kümmere,
 64 daß die Ordnung für jedes gewahrt werde. Ich belehrte sie, daß auch in den Staaten mit
 65 guter Verfassung die Bürger es nicht für ausreichend halten, wenn sie sich gute Gesetze
 66 geben, sondern sie wählen sich zusätzlich noch Gesetzeswächter, die die Aufsicht führen
 67 und denjenigen loben, der nach dem Recht handelt, und strafen, wenn jemand gegen die
 68 Gesetze verstößt. Ich forderte also meine Frau auf, betrachtete er, sich selbst auch als Ge-
 69 setzeswächterin bei den Vorgängen im Hause zu betrachten und, wenn sie es für richtig
 70 halte, das Hausgerät zu inspizieren, ebenso wie der Kommandant die Wachen inspiziert,

und zu überprüfen, ob jedes Gerät in gutem Zustand sei, ebenso wie der Rat Reiter und Pferde überprüft⁹, und wie eine Königin den zu loben und auszuzeichnen, der es nach erwiesener Leistung wert ist, dagegen den, der es nötig hat, zu tadeln und zu strafen. Überdies belehrte ich sie, sagte er, daß sie sich zu Unrecht ärgere, wenn ich ihr mehr Arbeit hinsichtlich unseres Besitzes zuwiese als den Sklaven, indem ich ihr klarmachte, daß die Sklaven zwar insofern am Besitz ihrer Herren teilhaben, als es darum gehe, Lasten zu tragen, Pflegedienst zu leisten und Wache zu halten, daß es aber niemandem von ihnen erlaubt sei, etwas zu benutzen, was der Herr ihm nicht gegeben habe; Kennzeichen des Herrn aber sei es, alles und jedes, was er wolle, zu benutzen. Wem aber aus Bewahrtem größter Gewinn und aus Verlorenem größter Schaden erwachse, dem komme auch – so zeigte ich ihr – am ehesten die Sorgspflicht zu.

Was weiter, Ischomachos, fragte ich, ist deine Frau, nachdem sie das gehört hatte, dir wohl gefolgt?

Was sonst, antwortete er, nur hat sie mir gesagt, Sokrates, daß ich nicht richtig urteile, wenn ich glaube, ihr etwas Beschwerliches aufzutragen, indem ich ihr bebringe, sie müsse sich um den vorhandenen Besitz kümmern. Denn beschwerlicher wäre es, habe sie gesagt, wenn ich ihr aufrüge, sich nicht um ihren Besitz zu kümmern, als wenn es erforderlich sei, sich um die Güter im Hause zu kümmern. Es scheint nämlich, meinte sie¹⁰, naturgegeben zu sein, daß es, ebenso wie es für eine wirkliche Mutter leichter ist, sich um ihre eigenen Kinder zu kümmern als sie zu vernachlässigen, so auch einer wirklichen Hausherrin angenehmer vorkommt, sich um ihren Besitz, dessen sie sich als ihres Eigentums erfreut, zu kümmern als ihn zu vernachlässigen.

Als ich hörte, erzählte Sokrates, daß die Frau ihm dies geantwortet hatte, habe ich gesagt: Bei Hera, Ischomachos, du schilderst eine wahrhaft männliche Denkweise deiner Frau.

Auch noch andere Anzeichen für ihre ausgeprägt hohe Gesinnung will ich dir mitteilen, sagte Ischomachos, wie sie von mir nur einmal etwas hörte und es unverzüglich befolgte.

Was für Anzeichen?, fragte ich, erzähle! Denn es ist mir viel angenehmer, von der Tüchtigkeit einer wirklich lebenden Frau zu hören, als wenn Zeuxis¹¹ mir eine schöne, aber nur gemalte Frau zeigte.

Darauf berichtete Ischomachos: Ich sah sie also einmal, Sokrates, wie sie sich mit viel Bleiweiß¹² geschminkt hatte, um noch weißer auszusehen, als sie war, aber auch mit viel Rot¹³, um röter als in Wirklichkeit zu erscheinen; dabei trug sie hohe Schuhe, um größer zu wirken, als sie von Natur war. Sag mir, Frau, fragte ich, in welchem Fall würdest du mich als Vermögenspartner deiner Liebe mehr für wert halten – wenn ich dir das wirklich Vorhandene zeigte und weder prahlte, mehr zu haben, als da ist, noch etwas von dem verheimlichte, was da ist, oder wenn ich versuchte, dich zu täuschen, indem ich sagte, daß mir mehr gehöre, als vorhanden ist, und dir falsches Silber vorzeigte, Halsketten, die im Kern aus Holz sind, und Purpurgewänder, die ihre Farbe verlieren, und dabei behauptete, sie seien echt?

Und sofort erwiderte sie: Sag so etwas nicht, damit du nicht so einer wirst. Ich

φυλακός ἐξετάζει, καὶ δοκιμάζειν εἰ καλῶς ἕκαστον ἔχει, ὥσπερ ἡ βουλῆ ἵππουσ καὶ ἵππείας δοκιμάζει, καὶ ἐπαινεῖν δὲ καὶ τιμᾶν ὥσπερ βασιλίσσαν τὸν ἄξιον ἀπὸ τῆς παρούσης δυνάμεως, καὶ λοιδορεῖν καὶ κολάζειν τὸν τούτων δέομενον. πρὸς δὲ τούτοις ἐδίδασκον αὐτήν, ἔφη, ὡς οὐκ ἂν ἄχθοιτο δικαίως, εἰ πλείω αὐτῇ πράγματα προστάττω ἢ τοῖς οἰκέταις περὶ τὰ κτήματα, ἐπιδεικνύων ὅτι τοῖς μὲν οἰκέταις μέτεστι τῶν δεσποσύνων χρημάτων τοσοῦτον ὅσον φέρειν ἢ θεραπεύειν ἢ φυλάττειν, χρῆσθαι δὲ οὐδενὶ αὐτῶν ἕξεστιν, ὅτῳ ἂν μὴ δῶ ὁ κύριος· δεσπότης δὲ ἅπαντ' ἔστιν ἴψ' ἂν βουλήται ἕκαστ' ἰ χρῆσθαι. ὅτῳ οὖν καὶ σφωδρόμενων μεγίστη ὄνησις καὶ φειρομένων μεγίστη βλάβη, τούτῳ καὶ τὴν ἐπιμέλειαν μάλιστα προσήκουσαν ἀπέφαινον.

Τί οὖν; ἔφη ἐγώ, ὦ Ἰσχύμαχε, ταῦτα ἀκούσασα ἡ γυνὴ πῶς σοι ὑπήκουε; Τί δέ, ἔφη, εἰ μὴ εἶπέ γέ μοι, ὦ Σώκρατες, ὅτι οὐκ ὀρθῶς γινώσκωμι, εἰ οἰοίμην χαλεπὰ ἐπιτάττειν διδάσκων ὅτι ἐπιμελεῖσθαι δεῖ τῶν ὄντων.

Χαλεπώτερον γὰρ ἂν, ἔφη φάναι, εἰ αὐτῇ ἐπέταττον ἀμελεῖν τῶν ἑαυτῆς ἢ εἰ ἐπιμελεῖσθαι δεήσει τῶν οἰκείων ἀγαθῶν. πεφυκέναι γὰρ δοκεῖ, ἔφη, ὥσπερ καὶ τέκνων τὸ ἐπιμελεῖσθαι τῇ σῶφρονι τῶν ἑαυτῆς ἢ ἀμελεῖν, οὕτω καὶ τῶν κτημάτων ὅσα ἴδια ὄντα εὐφραίνει ἡδίων τὸ ἐπιμελεῖσθαι νομίζειν ἔφη εἶναι τῇ σῶφρονι τῶν ἑαυτῆς ἢ ἀμελεῖν.

Καὶ ἐγὼ ἀκούσας, ἔφη ὁ Σώκρατης, ἀποκρίνασθαι τὴν γυναικᾶ αὐτῷ ταῦτα, εἶπον· Νῆ τὴν Ἥραν, ἔφη, ὦ Ἰσχύμαχε, ἀνδρικήν γε ἐπιδεικνύεις τὴν δianoian τῆς γυναικός.

Καὶ ἄλλα τοῖνον, ἔφη ὁ Ἰσχύμαχος, θέλω σοι πᾶνυ μεγαλόφρονα αὐτῆς διηγῆσασθαι, ἃ μου ἄπασ ἀκούσασα ταχὺ ἐπέθειτο.

Τὰ ποῖα; ἔφη ἐγώ· λέγε· ὡς ἐμοὶ πολὺ ἡδίων ζώσης ἀρετὴν γυναικός καταμανθάνειν ἢ εἰ Ζεῦξις μοι καλὴν εἰκάσας γραφῇ γυναικᾶ ἐπεδείκνυεν.

Ἐντεῦθεν δὲ λέγει ὁ Ἰσχύμαχος· Ἐγὼ τοῖνον, ἔφη, ἰδὼν ποτε αὐτήν, ὦ Σώκρατες, ἐντετριμμένην πολλῷ μὲν ψιμιθίῳ, ὅπως λευκότερα ἔτι δοκοῖε εἶναι ἢ ἦν, πολλῇ δ' ἐγχούση, ὅπως ἐρυθροτέρα φαίνοιτο τῆς ἀληθείας, ὑποδήματα δ' ἔχουσαν ὑψηλά, ὅπως μείζων δοκοῖε εἶναι ἢ ἐπεφύκει, εἶπέ μοι, ἔφη, ὦ γύναι, ποτέρως ἂν με κρίναις ἀξιολίγητον μάλλον εἶναι χρημάτων κοινῶν, εἴ σοι αὐτὰ τὰ ὄντα ἀποδεικνύοιμι καὶ μήτε κομπάζοιμι ὡς πλείω τῶν ὄντων ἔστι μοι μήτε ἀποκρυπτοίμην τι τῶν ὄντων μηδὲν, ἢ εἰ πειρώμην σε ἐξασπατᾶν λέγων τε ὡς πλείω ἔστι μοι τῶν ὄντων, ἐπιδεικνύς τε ἀργύριον κίβδηλον [δηλοῖσθαι σε] καὶ ὄρμιους ὑποζύλους καὶ πορφυρίδας ἐξιτήλους φαῖναι ἀληθινὰς εἶναι;

Καὶ ὑπολαβούσα εὐθύς, Εὐφῆμει, ἔφη· μὴ γένοιο σὺ τοιοῦτος· οὐ γὰρ ἂν

8 ψ ... ἕκαστα *Hss.* ὡς ... ἕκαστῳ *Stephanus* φ ... ἕκαστῳ *Camperarius* φ ... ἕκαστοτε *Hartmann* ὁ τι ... ἕκαστῳ *Kerst* 33 δηλοῖσθαι σε *getitigt Stephanus* (σοι **Q**) δολοῖσθαι σε *Graux* κηλοῖσθαι σε *Orelli*

ἔγωγέ σε δυναίμην, εἰ τοιοῦτος εἶης, ἀσπάσασθαι ἐκ τῆς ψυχῆς.

Οὐκοῦν, ἔφην ἐγώ, συνελθύθμεν, ὦ γύναι, ὡς καὶ τῶν σωμάτων κοινωνήσαντες ἀλλήλοις;

Φασὶ γοῦν, ἔφην, οἱ ἄνθρωποι.

5 Ποτέρως ἂν οὖν, ἔφην ἐγώ, τοῦ σώματος αὐ δοκοῖν εἶναι ἀξιόφιλτος μάλλον κοινωνός, εἴ σοι τὸ σῶμα πειρώμην παρέχειν τὸ ἔμαυτοῦ ἐπιμελούμενος ὅπως ὑγιαῖνόν τε καὶ ἔρωμένον ἔσται, καὶ διὰ ταῦτα τῶ ὄντι εὐχρως σοι ἔσομαι, ἢ εἴ σοι μίλτω ἀλειφόμενος καὶ τοὺς ὀφθαλμοὺς ὑπάλειφόμενος ἀνδρικήλω ἐπιδεικνύοιμί τε ἔμαυτὸν καὶ συνείην ξεσπατῶν σε καὶ παρέχων ὄραν καὶ ἄπτεσθαι μίλτου ἀντὶ τοῦ ἔμαυτοῦ χρωτός;

6 Ἐγὼ μὲν, ἔφην ἐκείνη, οὐτ' ἂν μίλτου ἀπτοίμην ἦδιον ἢ σοῦ οὐτ' ἂν ἀνδρικήλου χρώμα ὀρώην ἦδιον ἢ τὸ σὸν οὐτ' ἂν τοὺς ὀφθαλμοὺς ὑπάλειμμένους ἦδιον ὀρώην τοὺς σοὺς ἢ ὑγιαίνοντας.

7 Καὶ ἐμὲ τοίνυν νόμιζε, εἰπεῖν ἔφην ὁ Ἰσχύμαχος, ὦ γύναι, μήτε ψιμυθίου μήτε ἐγχοῦσης χρώματι ἦδεσθαι μάλλον ἢ τῶ σῶ, ἀλλ' ὥσπερ οἱ θεοὶ ἐποίησαν ἵπποισι μὲν ἵππους, βουσι δὲ βούς ἦδιον, προβάτοισι δὲ πρόβατα, οὕτω καὶ 8 οἱ ἄνθρωποι ἀνθρώπου σώμα καθαρὸν οἶονται ἦδιον εἶναι· αἱ δ' ἀπάται αὐταὶ τοὺς μὲν ἕξως πῶς δύναιντ' ἂν ἀνεξέλεγκτος ξεσπατῶν, συνόντας δὲ αἰεὶ ἀνάγκη ἀλίσκεσθαι, ἂν ἐπιχειρώσιν ξεσπατῶν ἀλλήλους. ἢ γὰρ ἔξ εὐνῆς ἀλίσκονται ἔξανιστάμενοι πρὶν παρασκευάσασθαι ἢ ὑπὸ ἰδρώτος ἐλέγχονται ἢ ὑπὸ 20 δακρύων βασανίζονται ἢ ὑπὸ λουτροῦ ἀληθινῶς κατωπτεύθσασθαι.

9 Τί οὖν πρὸς θεῶν, ἔφην ἐγώ, πρὸς ταῦτα ἀπεκρίνατο;

Τί δέ, ἔφην, εἰ μὴ τοῦ <γε> λοιποῦ τοιοῦτον μὲν οὐδὲν πρόποτε εἶτι ἐπραγματεύεσαστο, καθαρὰν δὲ καὶ πρεπόντως ἔχουσαν ἐπειράτο ἑαυτὴν ἐπιδεικνύουσαι. καὶ ἐμὲ μὲντοι ἠρώτα εἰ τι ἔχοιμι συμβουλεύουσαι ὡς ἂν τῶ ὄντι 10 καλῆ φαίνοιτο, ἀλλὰ μὴ μόνον δοκοῖ. καὶ ἐγὼ μὲντοι, ὦ Σώκρατες, ἔφην, συνεβούλευον αὐτῇ μὴ δουλικῶς αἰεὶ καθῆσθαι, ἀλλὰ σὺν τοῖς θεοῖς πειράσθαι δεσποτικῶς πρὸς μὲν τὸν ἴστων προσατῶσαν ὅ τι μὲν βέλτιον ἄλλου ἐπίσταίτο ἐπιδιδάξαι, ὅ τι δὲ χεῖρον ἐπιμαθεῖν, ἐπισκέψασθαι δὲ καὶ <τὴν> σιτοποιίαν, 11 παραστῆναι δὲ καὶ ἀπομετρούση τῇ ταμίᾳ, περιελθεῖν δ' ἐπισκοπούμενην καὶ εἰ κατὰ χώραν ἔχει ἢ δεῖ ἕκαστα. ταῦτα γὰρ ἐδόκει μοι ἄμα ἐπιμέλεια εἶναι καὶ περίπτως. ἀγασθὸν δὲ ἔφην εἶναι γυμνάσιον καὶ τὸ δεῦσαι καὶ μάξαι καὶ ἱμάτια καὶ στρώματα ἀνασεῖσαι καὶ συνθεῖναι. γυμναζομένην δὲ ἔφην οὕτως ἂν καὶ 12 ἐσθίειν ἦδιον καὶ ὑγιαίνειν μάλλον καὶ εὐχρωτέραν φαίνεσθαι τῇ ἀληθείᾳ. καὶ ὄψις δέ, ὅπότεν ἀνταγωνίζηται διακόνω καθαρωτέρα οὕσα πρεπόντως τε 35 μάλλον ἡμφιεμένη, κινητικὸν γίγνεται ἄλλως τε καὶ ὅπότεν τὸ ἔκοῦσαν 13 χαρίζεσθαι προσῆ ἀντὶ τοῦ ἀναγκαζομένην ὑπηρετεῖν. αἱ δ' αἰεὶ καθήμεναι

17 ἀνθρώπου **QRU** fehlt in übrigen Hss. 23 λοιποῦ γε *Schenkel* 29 τὴν *zugefügt Schneider*

wenigstens könnte dich, wenn du so einer wärst, nicht von Herzen gern haben.

Haben wir uns nun nicht miteinander verbunden, Frau, fragte ich, um auch einer des anderen Körper zu benutzen?

Die Leute sagen es wenigstens, meinte sie.

5 In welchem Falle nun, fragte ich, scheine ich dir – was den Körper betrifft – ein lebenswürdiger Partner zu sein – wenn ich versuchte, dir meinen eigenen Körper zu schenken, immer darauf bedacht, daß er gesund und kräftig sei, und dadurch wirklich frische Farbe haben werde, oder wenn ich mich dir mit Röteln⁵⁴ bestrichen und die Augen mit Schminke bemalt zeigte, ja auch mit dir schlief und dich dabei täuschte und dir Röteln zu sehen und zu fühlen gäbe anstelle meiner eigenen Haut?

6 Ich wenigstens, antwortete sie, würde weder Röteln lieber fühlen als dich noch die Farbe von Schminke lieber als deine eigene sehen noch deine Augen lieber geschminkt als gesund sehen.

7 Sei also sicher, Frau, habe Ischomachos gesagt, daß auch ich mich weder an der Farbe weißer noch roter Schminke mehr freue als an deiner eigenen, sondern wie die Götter es einrichteten, daß den Pferden Pferde, den Rindern Rinder, den Schafen Schafe am liebsten sind, so glauben auch die Menschen, daß der reine Körper eines Menschen am angenehmsten sei. Solche Fälschungen könnten vielleicht Außenstehende glatt täuschen, Zusammenlebende aber werden stets unvermeidlich ertappt, wenn sie einander zu 8 täuschen versuchen. Denn entweder werden sie ertappt, wenn sie aus dem Bett aufstehen und sich noch nicht zurechtgemacht haben, oder sie werden vom Schweiß überführt, von Tränen auf die Echtheit geprüft oder beim Waschen in ihrer wahren Beschaffenheit erkannt.

9 Bei den Göttern, was antwortete sie nun darauf?, fragte ich.

Was sonst, antwortete er, als daß sie fortan dergleichen niemals mehr unternahm, sondern sich rein und in schicklicher Haltung zu zeigen versuchte. Auch fragte sie mich tatsächlich, ob ich ihr irgendeinen Rat geben könne, wie sie wirklich schön aussehe und es nicht nur scheine. Und ich, Sokrates, sagte er, riet ihr, nicht wie ein Sklave dauernd 10 zu sitzen, sondern sich mit Hilfe der Götter zu bemühen, nach Herrenart vor dem Webstuhl zu stehen und zu zeigen, was sie besser als ein anderer verstehe, was sie aber schlechter könne, dazuzulernen, die Köchin zu beaufsichtigen, dabeizusein, wenn die Verwalterin abmißt, und umherzugehen und aufzupassen, ob jedes an dem Platz sei, den es einnehmen 11 soll. Denn das schien mir zugleich Aufsichtstätigkeit und Spaziergang zu sein. Eine gute Körperübung, sagte ich, sei auch das Teiganmachen und Kneten, auch das Ausschütteln und Zusammenlegen der Kleider und Decken. Wenn sie sich so Bewegung verschafft habe, 12 sagte ich, werde sie auch mit mehr Appetit essen, gesünder sein und wirklich mit frischerer Farbe erscheinen. Wenn aber ihr Aussehen – weil sie sauberer ist und schicklicher gekleidet – dem einer Dienerin gegenübergerstellt wird, so entsteht daraus ein Anreiz, zumal noch 13 hinzukommt, daß sie freiwillig ihre Gunst gewährt im Gegensatz zu einer, die unter Zwang gehorcht. Diejenigen aber, die stets hochmütig dasitzen, bieten sich selbst an, mit den

σεινῶς πρὸς τὰς κεκοσμημένας καὶ ἐξασπατωσᾶς κρίνεσθαι παρέχουσιν ἑαυτάς· καὶ νῦν, ἔφη, ὦ Σώκρατες, οὕτως εὖ ἴσθι ἡ γυνή μου κατεσκευασμένη βιοτεύει ὥσπερ ἐγὼ εἰδασκον αὐτὴν καὶ ὥσπερ νῦν σοι λέγω.

11 Ἐντεῦθεν δ' ἐγὼ εἶπον· ὦ Ἰσχομάχε, τὰ μὲν δὴ περὶ τῶν τῆς γυναικὸς ἔργων ἰκανῶς μοι δοκῶ ἀνηκόνειαι τὴν πρώτην, καὶ δεῖξιά γε πάνν ἔπαινου ἀμφοτέρων ὑμῶν. τὰ δ' αὖ σὰ ἔργα, ἔφην ἐγώ, ἦδη μοι λέγε, ἵνα σύ τε ἐρ' οἷς εὐδοκιμῆς διηγησάμενος ἡσθήης κάγω τὰ τοῦ καλοῦ κάγαθοῦ ἀνδρὸς ἔργα τελείως διακούσας καὶ καταμαθὼν, ἂν δύνωμαι, πολλὰν σοι χάριν εἰδώ.

2 Ἄλλὰ νῆ Δί', ἔφη ὁ Ἰσχομάχος, καὶ πάνν ἡδέως σοι, ὦ Σώκρατες, διηγῆσομαι ἅ ἐγὼ ποιῶν διατελώ, ἵνα καὶ μεταρρυθμίσης με, ἐάν τί σοι δοκῶ μὴ καλῶς ποιεῖν.

3 Ἄλλ' ἐγὼ μὲν δὴ, ἔφην, πῶς ἂν δικαίως μεταρρυθμισαίμι ἄνδρα ἀπειργασμένον καλὸν τε κάγαθόν, καὶ ταῦτα ὧν ἀνὴρ ὃς ἀδολεσχεῖν τε δοκῶ καὶ ἀερομετρεῖν καί, τὸ πάντων δὴ ἀνοητότατον δοκοῦν εἶναι ἐγκλημῶ, πένης καλοῦμαι; καὶ πάνν μεντᾶν, ὦ Ἰσχομάχε, ἦν ἐν πολλῇ ἀθυμίᾳ τῷ ἐπικλημάτι 15 τοῦτῳ, εἰ μὴ πρῶτην ἀπαντήσας τῷ Νικίου τοῦ πέπλητύτου ἵππῳ εἶδον πολλοὺς ἀκολουθοῦντας αὐτῷ θεατάς, πολλὺν δὲ λόγον ἐχόντων τινῶν περὶ αὐτοῦ ἠκουῦν· καὶ δῆτα ἡρόμην προσελθὼν τὸν ἵπποκόμον εἰ πολλὰ εἴη χρήματα τῷ ἵππῳ. ὁ δὲ προσβλέψας με ὡς οὐδὲ ὑγιαίνοντα τῷ ἐρωτήματι εἶπε· Πῶς 20 δ' ἂν ἵππῳ χρήματα γένοιτο; οὕτω δὴ ἐγὼ ἀνέκυμα ἀκούσας ὅτι ἐστὶν ἄρα θεμιτὸν καὶ πένητι ἵππῳ ἀγαθῷ γενέσθαι, εἰ τὴν ψυχὴν φύσει ἀγαθὴν ἔχοι. ὡς οὖν θεμιτὸν καὶ ἐμοὶ ἀγαθῷ ἀνδρὶ γενέσθαι διηγοῦ τελείως τὰ σὰ ἔργα, ἵνα, ὅ τι ἂν δύνωμαι ἀκούων καταμαθεῖν, πειρῶμαι καὶ ἐγὼ σε ἀπὸ τῆς αὔριον ἡμέρας ἀρξάμενος μιμεῖσθαι. καὶ γὰρ ἀγαθὴ ἐστίν, ἔφην ἐγώ, ἡμέρα ὡς ἀρετῆς ἀρχεσθαι.

7 Σὺ μὲν παίζεις, ἔφη ὁ Ἰσχομάχος, ὦ Σώκρατες, ἐγὼ δὲ ὅμως σοι διηγῆσομαι 25 ἅ ἐγὼ ὅσον δύνωμαι πειρῶμαι ἐπιτηδεύων διαπερᾶν τὸν βίον. ἐπεὶ γὰρ καταμασθηκέναι δοκῶ ὅτι οἱ θεοὶ τοῖς ἀνθρώποις ἄνευ μὲν τοῦ γιννώσκειν τε ἅ δεῖ ποιεῖν καὶ ἐπιμελεῖσθαι ὅπως ταῦτα περαίνηται οὐ θεμιτὸν ἐποίησαν εὐ πράττειν, φρονίμοις δ' οὖσι καὶ ἐπιμελέσι τοῖς μὲν διδάσασιν εὐδαιμονεῖν, τοῖς δ' 30 αὖ, οὕτω δὴ ἐγὼ ἄρχομαι μὲν τοὺς θεοὺς θεραπεύων, πειρῶμαι δὲ ποιεῖν ὡς ἂν θέμις ἦ μοι εὐχομένῳ καὶ ὑγείας τυγχάνειν καὶ βώμης σώματος καὶ τιμῆς ἐν πόλει καὶ εὐνοίας ἐν φίλοις καὶ ἐν πολέμῳ καλῆς σωτηρίας καὶ πλοῦτου καλῶς αὐξομένου.

9 Καὶ ἐγὼ ἀκούσας ταῦτα· Μέλει γὰρ δὴ σοι, ὦ Ἰσχομάχε, ὅπως πλουτήης καὶ πολλὰ χρήματα ἔχων πολλὰ ἔχης πράγματα τούτων ἐπιμελόμενος; 35

14 ἀεροβατεῖν L 16 ἐπιτύτου HGN ἵππολύτου U Νικηράτου Cobet Ἰππηλάτου Naber τῷ Ἰππηλύτῃ Richards πλουσίου Marchand

Αufgetakelten und Betrügerinnen verglichen zu werden. Und jetzt, Sokrates, sei ganz sicher, hat meine Frau sich so eingetrichtert und lebt, wie ich es sie lehrte und wie ich es dir jetzt berichte.

Darauf sagte ich: Ischomachos, Ausführungen über die Aufgaben der Frau glaube ich fürs erste genug gehört zu haben, und sie sind durchaus lobenswert für euch beide. Nenne mir nun aber auch deine eigenen Arbeiten, sagte ich, damit du Freude hast, wenn du mir erzählst, warum du in gutem Ruf stehst, und ich die Aufgaben eines „Guten und Schönen“ in ihrem vollen Ausmaß höre und begreife, sofern ich das kann, und dir so sehr dankbar sein werde.

Bei Zeus, antwortete Ischomachos, recht gern werde ich dir darlegen, Sokrates, womit ich meine Zeit verbringe, damit du mich auch korrigieren kannst, wenn ich dir etwas nicht recht zu machen scheine.

Aber wie sollte ich denn, entgegnete ich, zu Recht einen Mann korrigieren, der ein vollendeter „Schöner und Guter“ ist, und das, wo ich doch ein Mann bin, der zu schwätzen und die Luft zu vermessen⁵⁵ scheint und, was von allem der unsinnigste Vorwurf ist, arm genannt wird⁵⁶? Und ich wäre sicher in tiefer Niedergeschlagenheit über diesen Vorwurf, Ischomachos, wenn ich nicht neulich dem Pferd des vor kurzem hier angekommenen Nikias begegnet wäre und gesehen hätte, daß viele es gaffend begleiteten, und gehört hätte, daß einige lange Reden darüber führten. Natürlich ging ich zu dem Pferdewärter und fragte, ob das Pferd ein großes Vermögen besitze. Der sah mich an wie jemanden, der mit solcher Frage nicht ganz bei Verstand sein kann, und antwortete: Wie sollte wohl ein Pferd zu Vermögen kommen? Da atmete ich auf, als ich hörte, daß es auch einem armen Pferd gestattet ist, gut zu sein, wenn es nur eine von Natur aus gute Seele hat. Sofern es nun auch mir gestattet ist, ein guter Mann zu sein, schildere mir ausführlich deine Arbeiten, damit auch ich versuche, dich in dem, was ich beim Zuhören verstehen kann, nachzunehmen, beginnend mit dem morgigen Tag. Denn es ist ein guter Tag, sagte ich, mit einer tüchtigen Lebensführung zu beginnen.

Du spottest, Sokrates, entgegnete Ischomachos, aber ich will dir trotzdem erzählen, was ich nach meinen Möglichkeiten mit Eifer zu betreiben versuche, um das Leben zu bestehen. Weil ich gelernt zu haben glaube, daß die Götter denjenigen Menschen, die nicht wissen, was man tun muß, und sich nicht darum kümmern, dies auszuführen, kein gutes Leben gestatten, den Verständigen und Fürsorglichen aber teils ein glückliches Da-sein schenken, teils nicht, so beginne ich mit der Verehrung der Götter und versuche zu erreichen, daß es mir mit Hilfe des Gebets gestattet ist, Gesundheit, Körperstärke, Ansehen im Staat, Wohlwollen bei den Freunden, ehrenvolle Rettung im Krieg und auf anständige Weise sich mehrenden Reichtum zu erlangen.

Als ich dies gehört hatte, fragte ich: Es ist dir also daran gelegen, Ischomachos, reich zu sein und als Eigentümer eines großen Vermögens viele Schwierigkeiten in Sorge darum zu haben?

6 Xenophon, Ök. Schr.

Bibliographie

Platon:

- Plato. Platonis Opera, ed. John BURNET, Oxford 1903.
- Platon. Jubiläumsausgabe sämtlicher Werke zum 2400. Geburtstag, Band IV – Der Staat. Eingeleitet von Olof GIGON, übertragen von Rudolf RUFENER, Zürich/München 1974.

Aristoteles:

- Aristotle. Ed. W. D. ROSS: Aristotle's *Politica*, Oxford 1957.
- Aristoteles. Werke in deutscher Übersetzung, 9. Teil, 2. Buch: Buch 2: Über Verfassungen, die in einigen Staaten in Kraft sind, und andere Verfassungen, die von gewissen Männern entworfen wurden und als vorbildlich gelten. Buch 3: Über die Verfassung. Übersetzt und erläutert von Eckart SCHÜTRUMPF, Berlin 1991.

Xenophon:

- Xenophon, *Ökonomische Schriften*. Griechisch und Deutsch von Gert AUDRING, Berlin 1992.

KILLING TIME

THE AUTOBIOGRAPHY OF

PAUL FEYERABEND

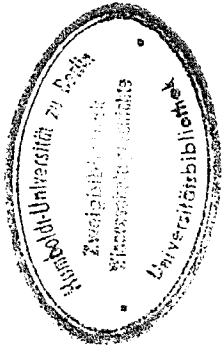


SERAFINO ANIATO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS

Chicago and London

CI 2225 K48



H6 298

To Bublein

The University of Chicago Press, Chicago 60637
The University of Chicago Press, Ltd., London
©1995 by The University of Chicago
All rights reserved. Published 1995
Printed in the United States of America
04 03 02 01 00 99 98 97 96 95 1 2 3 4 5
ISBN: 0-226-24531-4 (cloth)

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data
Feyerabend, Paul K., 1924-94

Killing time : the autobiography of Paul Feyerabend.

p. cm.

Includes index.

1. Feyerabend, Paul K., 1924-94. 2. Philosophers—Biography.
3. Intellectuals—Biography. 4. Science—Philosophy—History—20th century. I. Title.

B3240.F484A3 1995

193—dc20

[B]

94-45411

CIP

This book is printed on acid-free paper.

NG 055 / 19

CONTENTS

*Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe*

J. F. C. VON SCHILLER, *Die Taten der Philosophen*, 1795;
from 1803 better known as *Die Weltweisen*

1. Family	1
2. Growing Up	11
3. High School	21
4. Occupation and War	36
5. Apolda and Weimar	54
6. University and Early Travels	62
7. Sex, Song, and Electrodynamics	79
8. London and After	87
9. Bristol	101
10. Berkeley, the First Twenty Years	111
11. London, Berlin, and New Zealand	127
12. Against Method	139
13. Brighton, Kassel, and Zurich	153
14. Marriage and Retirement	165
15. Fading Away	177
<i>Postscript</i>	183
<i>Index</i>	185

1 Family

A few years ago I became interested in my ancestors and the early years of my life. The immediate reason was the fiftieth anniversary of Austria's 1938 unification with Germany. I watched the events from Switzerland, where I happened to be teaching at the time. Austrians had welcomed Hitler with tremendous enthusiasm. Now I heard stern condemnations and resounding humanitarian appeals. Not all of them were dishonest; still, they seemed to be rather futile. I ascribed this to their generality, and I thought that a personal report might be a better way of looking at history. I also was rather curious. After four decades of lecturing at Anglo-American universities I had almost forgotten my years in the Third Reich, first as a student, then as a soldier in France, Yugoslavia, Russia, Poland. Even my parents had become strangers. Who were those people who had brought me up, taught me a language, made me the nervous optimist I still am, and occasionally invade my dreams? And how did it happen that I ended up as an intellectual of sorts, a professor even, with a smooth salary, a crooked reputation, and a wonderful wife?

It is not easy to answer those questions. I never wrote a diary; I do not keep letters, not even from Nobel Prize winners; and I threw away a family album to make room for what I then thought were more important books. The only papers that survived, more by accident than by design, are the birth, marriage, and death certificates of my parents, grandparents, and some great-grandparents.

My father assembled them in 1939, when Austrian civil servants had to prove their Aryan ancestry. Starting from documents already in our possession, he wrote to church registries, used their answers for further inquiries, and worked his way back until the information dried up. I also have the official records of my father's military career, my school reports, administrative details of my service in the German army (*Soldbuch*), and a notebook containing lectures I gave in 1944. Clearing out my office and my wardrobe before my departure for Italy in 1989, I found additional material. There were letters, pocket calendars, bills, telephone numbers, pictures, and documents I had completely forgotten about.

Using this material I can report that my maternal grandfather married a woman twenty years younger than he; that my mother's birth was legitimized twenty-two years after she was born; that my paternal grandfather was the illegitimate son of Helena Feierabend, occupation "houseguest" (*Gästin*); that he replaced the *i* in Feierabend (*Feierabend* is a common word in German, meaning knocking-off time) by the more exotic *y*; and that he married Maria, née Bizjak or Pezjak, a Slovenian national from Bohinjka Bela. I met Maria when I was about seven years old. She sat in the corner of a large room, dressed in the black clothes of a peasant woman. Though already slightly senile she was an imposing presence. Speaking German with a heavy accent she told me the story of her two marriages. "I married a railwayman," she said; "he died; but I *at once*"—and here she raised her voice—"married another railwayman." Then she started all over again. She also told me how she improved her vision by washing her eyes with soapy water. "It hurts—but it makes you see better." This was the only occasion when I saw her. It was long ago and I was a confused little boy; yet I often think of her with sadness and a sense of loss.

My father had two brothers and two sisters. Uncle Kaspar was a bald-headed gentleman with a daring mustache and missing an

index finger. He had strong views on almost anything. "Discipline is good for the soul," he said, and hit me. At sixty-five he married a twenty-year-old girl; they divorced when he was sixty-six. Aunt Julie was a dour spinster with a grating voice. She tried to get married but gave it up when one of the prospective husbands departed with her savings. She kept house for us during the war, after my mother had died. When she left, silver spoons, vases, money, sugar, butter, and flour (rare during the war) left with her.

Aunt Agnes was the wife of a station master in Carynthia. We visited them when I was five or six years old. I remember the colorful farm machinery that was being unloaded, the fast train that went by in the afternoon, the restaurant, and the chicken coop behind the station. I spent my days climbing around in the hills above the rails, and I still bear the scars I got from falling down a ravine. Occasionally I went into the chicken coop, closed the gate, and addressed the inmates—excellent preparation for my later profession. One morning Aunt Agnes decided to have chicken for dinner. She locked the kitchen door to keep me away; I grew anxious, smashed the windowpane, and found her with a dead chicken and a lot of blood on her hands. I liberated the remaining birds, fled to the hills, and watched as Aunt Agnes tried to reassemble her flock. In the evenings we all went to the local inn. Papa put me on a table, and I sang the songs my mother had taught me. I got applause, papa got a beer—all on the house.

Papa had participated in the First World War, in Istria, as an officer in the merchant marine. He was discharged because of cholera, which was widespread toward the end of the war. One picture of the family album showed a train with the windows open and occupied by the naked hind-ends of the soldiers; this was the only way to survive a transport. The army documents before me say that papa was proficient in German and Slovenian—yet the only Slovenian word he ever used was *kraft*, "mess." After the war he studied for the lower civil service and moved to the Big

4 ONE
 City—Vienna. Mama brought me to his office when I was about nine years old; there he sat, answering questions, certifying copies, signing rental agreements. Not a very important position. But to me he seemed to have enormous power. He loved adventure in his youth; he became rather quiet later on.

After my mother's death, my father ran the household while I was studying at the university. He courted a variety of ladies, some of them married. He visited them at home, or took them out to educational events—lectures, demonstrations, films. Eventually he placed an advertisement: "Civil servant, retired but well served, intellectual interests, looking for sensitive mature woman—marriage not excluded." He got eighty replies. I ordered them according to age, income, and style and sent him on his way, twice or three times a week. He returned well fed, inebriated from the rich wines the ladies had saved through the war, and bored to tears. He ended up with a kind but quarrelsome woman and moved to her residence in Bad Ischl. He had a stroke that caused a speech defect and a duodenal ulcer combined with a ruptured peritoneum, which killed him.

We were friends, sort of, but not very close; I was much too self-centered and much too involved in my own affairs. I had already moved to California when I heard of his final illness; I did not return and I did not attend his funeral. Years later, papa appeared in my dreams. I saw him in the distance, wanted to reach him, could not move, and woke up feeling sad and distracted. "Talk to him," said Martina, my beautiful German friend. He came again, standing in a corner, his back toward me. "Papa," I said, "you are a good person; I am grateful for all your care, your patience, your love, the extra efforts you made, and I'm sorry I was such a selfish bastard; I love you." And while I spoke I felt that I indeed loved him and had always loved him. Papa neither moved nor spoke; but he seemed to listen and to accept what I had said. He left and stayed away for a long time.

My mother's family came from Stockerau in southern Austria. There were two sisters, two brothers, and a half brother. Aunt Julie once stayed with us for a few days. I resented her arrival and said so; I was heartbroken when she left. Aunt Pepi was quite beautiful; she drank, became an alcoholic, and committed suicide. Her daughter, my cousin Josephine, found her and came to us. She must have been twelve years old at the time. I can still see the small figure standing in the doorway, asking for help. Mama went and took me along. I remember the neighbors whispering in the corridor, the smell of gas, the motionless shape in the bedroom, and Cousin Josephine saying goodbye from a window when we returned home. I was not upset; I was not puzzled either. I took it for granted that the world was a strange place filled with impenetrable events. I recently returned to the scene, and it seemed as if time had stood still—the same surroundings, the same window, the same impressions, but all the main actors gone. Aunt Pepi often visited us. She also wrote letters, some of them abusive. "She is drunk," mama said. "Does that mean that her writing moves up and down and isn't straight?" I asked. "Yes," mama replied. My memory of things past consists entirely of isolated vignettes such as this one.

Aunt Pepi was married to Konrad Hampapa, a railwayman and a heavy drinker himself. They had two children—Konrad junior, who was retarded, and Josephine. The family visited us on Sundays, and Junior played the accordion. He was an excellent musician and could improvise on any melody he heard. When his father remarried, he tried to make love to his stepmother, Maria. This, he thought, was the normal function of a mother, for Aunt Pepi, apparently, had made love to him. Maria was a kind but determined woman. She stopped her husband's drinking; but she failed with Konrad junior. He left home, roamed the streets, hid in garbage containers (which at the time were large enough to hold ten people), played his instrument, and raped the women who

came to listen. He died in an insane asylum at the age of thirty-six—at least this is what I heard later, after my return from London. For me (at age ten), Cousin Konrad was just another relative with a great gift for music. I noticed that he was a little peculiar—but so were many people. My attitude changed when the peculiarity received a name, “retardation,” and when casual and unintended hints informed me of its social implications. Fear and revulsion were the result.

Uncle Rudolf was married to a huge Czech woman who loved to gossip about deflowered maidens, aborted children, cuckolded husbands, thieving relatives. She had a sinister face and a sizable mustache, and switched to Czech when the stories got too juicy. One day she forgot. She told my parents how one of our acquaintances had seduced another and how the lady, who seems to have been a virgin, lost “buckets of blood.” Buckets of blood! It took a long time for my views of lovemaking to become a little less dramatic. Uncle Rudolf occasionally appeared with a woman closer to his size and complained about the hardships of being married to Aunt Christina. Aunt Christina in turn accused him of trying to poison her. They separated, reunited, separated again; finally Aunt Christina died. Uncle Rudolf, tiny, weak, mousy Uncle Rudolf, lived to be ninety-four.

Uncle Julius was tall and handsome, always ready to play tricks on people. There were vague rumors that he had taken money from a bank, had fled, and had joined the foreign legion. He settled down in Meknes, Morocco, married a Spanish woman, Carmen, and sent us postcards showing him with Carmen, minarets in the background. “Uncle Julius is somebody” (“er hat eszu etwas gebracht”) was our comment. Uncle Karl, one of my godfathers, was a more shadowy figure. I never met him. He emigrated to the United States, acquired a farm in Iowa, and every year, at my mother’s birthday, sent us one dollar. With that mama

bought ham, wine, and sweets, and we stuffed ourselves for an entire week.

I also had two cousins, one genuine, the other less so. Cousin Fritz earned his money as a street singer. That was not unusual. In the late twenties the streets and backyards of Vienna looked like amusement parks with organ grinders, animal acts, magicians, dancers, singers—entire bands. They took up their position in the late morning and started tuning their instruments or preparing their equipment. The audience, mostly housewives, made their requests, and the performance began. Salespeople advertised their products with a speech or a song, some outside the house, some on the stairways. Gypsy women sold patchouli wrapped in colored tissue paper. They had a special song, which I still remember. There were accidents; a fire eater burned himself and had to be carried away. Every block had its own beggar who came once a week to collect his dues. “Our” beggar came on Saturdays. When he was through, he went to the butcher downstairs and bought a piece of ham bigger than any one of us could afford.

Cousin Fritz played the guitar and sang, accompanied by a vivacious redhead. I fell in love with her. Inspired by what I had heard about true love, I took an extra pair of shoes (“he packed his bundle,” the stories said) and ran away from home. No doubt, I thought, she would be waiting somewhere around the corner, would open her arms and exclaim, “I have been waiting for you all my life.” That was another element of the stories I took as my guide. Alas, it did not turn out that way. I got lost (I was five) and was picked up by the police and handed over to my parents. After that, Cousin Fritz and his companion were no longer welcome.

Cousin Emma was a smallish woman, elegant in a cheap way, with a loud voice and many songs in her repertoire. She married a meatpacker, Bautzi Bartunek, a kind but inarticulate gentleman.

On her visits she first sang, even yodeled, then cried a little, then talked about the counts, barons, generals who had laid her. Almost always she concluded by saying, with a gesture toward Bautzi—"and I ended up with this." Bautzi remained quiet, but sometimes he was ready to explode. "One day he will kill her," said papa. It does not seem to have happened. They lived in a tiny dark apartment close to the slaughterhouse; two unhappy people, tied to each other by accidents and disappointed hopes.

When my parents met, mama worked as a seamstress. They married before the First World War, survived the war and the post-war inflation, waited fifteen years until there was enough money for a child—and then produced me. Mama was forty years old when I was born. She had a warm alto voice, and she sang or hummed folk songs every hour, every day. She fell silent when we moved to a "better" neighborhood. Once she told me how, while working as a salesgirl, she had drawn a picture, and a customer, "a dashing gentleman," had complimented her on her talent. That was long ago, the story implied, and now the talent was wasted and life was just routine.

She tried to commit suicide twice. On the first occasion my father and I were out for a walk. It was evening; the gaslights were being turned on, but one of the pilots failed and the flame emitted a mournful sound. I got frightened and urged papa to run home. Mama was in a corner, unconscious, amid a cloud of gas. She succeeded thirteen years later. Often she would run toward the window in a mad rage; I had to use all my strength to prevent her from jumping. Many years after her death, when preparing the furniture for sale, I found her handwriting on the backside of the large bedroom mirror and the wardrobes. "God help me," it said, "I cannot go on."

Meeting my mother in a dream is never a simple matter. She may be kind, she may smile, but I have to be careful, I have to

watch every word and every gesture for madness, and hints of sexuality are never far away. More than once I dreamed that I married an older woman, a very old woman, in fact, and asked myself how I could get out of the disaster. Still, I made love to her, without much pleasure, even with revulsion—it was my mother in one of her many disguises. On other occasions I felt that I was not alone, that I could pick up the telephone and call her. I tried talking to mama as I had talked to papa; I did not succeed—until recently, in Switzerland. I dreamed I was sitting at a bar with Grazia, who is now my wife; it was dark and I felt uncomfortable. There was something sinister about Grazia—as if she were about to change. I became afraid and woke up. "That was mama doing her tricks again," I said to myself. Trying to go back to sleep, I mumbled, "Why don't you speak to me?" She appeared while I was still awake. It was mother all right—but with all her humanity gone. A scream of rage and despair had torn her face and corroded her features. Visually, the image was quite weak, barely noticeable, about five inches in diameter; but the impact was terrifying. The image lingered at the foot of my bed for about a minute and then disappeared.

A few months later, on Monday, September 11, 1989, to be exact, I discovered mama's suicide note. I was in my office at school talking to Denise Russell, a friend from Australia. I was going through my filing cabinets. I had not looked at them for at least fifteen years—but I wanted to clear them out before leaving for Italy. I opened the top drawer. There were some offprints, old tax forms, and about ten pocket calendars. One of these contained some photographs and the note. I could hardly believe my eyes. I didn't know that such a note existed—and then I remembered, yes, I had seen it long ago but had forgotten about it. I explained its content to Denise, went to my seminar, two hours, hurried home, and took a close look. The note is addressed to my father.

There is no anger, no madness; only love and a desire for peace. Holding the letter in my hand, I for the first time felt close to that strange, distant, and unhappy human being that had been my mother.

2 Growing Up

The first apartment I remember had three rooms: a kitchen, a bed-sitting-room, and a study. The kitchen and the bed-sitting-room are fairly clear in my mind; the study is a mystery. I went in occasionally, but I never really saw it. Here my father received visitors and kept his belongings. Below was a carpenter's workshop, above a seamstress. I often got scared when I heard the sound of her sewing machine. Even today an unknown noise disturbs me until I know exactly how it is produced.

We lived in the Wolfgangasse, a quiet street lined with oak trees. Downstairs were a butcher and a grocery; the drugstore was at the corner opposite. The whole block rejoiced when the owner's son, a fat, serious boy, finished high school; he now belonged to a higher plane, different from the rest of us. After the drugstore came the police station. Mama and I went there once when papa did not show up for dinner. Papa was all right; he had been out with his colleagues.

Farther down was an avenue with streetcars, traffic, and larger stores. That was the end of the world as far as I was concerned.

Years later, in the 1960s, when I was already teaching in California, I started dreaming about the apartment; it was eerily empty, and an important part of my life seemed to have been lost there forever. To resolve the puzzle I visited the place around 1965. I took a tram to the Gürtel, walked across Haydn Park, where I had played as a child, passed the corner with the movie theater—now

Recollections

1904

Casually I picked up Virginia Woolf's *Reminiscences* for something to read on the train to London and it became a revelation with consequences. I had almost forgotten the beauty and visual power of her language. The products of the Bloomsbury in dusty - fascinating in their own right - had overshadowed V.W.'s creative sensitivity in my mind.

The consequence: I have finally, ~~perhaps~~ and after much dithering, decided to put on paper some of my own reminiscences. The dithering began 15 years ago on my 70th birthday when some friends suggested I should produce an autobiography for publication.

The temptations: In old age when the past is so long, the future unknowably short and the present progressively emptying of friends, work, responsibilities and pleasures, preoccupation with the past is some compensation for the deficit. Writing has been a major part and major satisfaction of my working life. That I do no longer trust myself to have anything worth saying professionally, get being without a writing project feels like deprivation. So, why not ~~combine~~ the use the one theme on which I am an expert of sorts, certainly more trustworthy on this topic than anybody else, and make it a project?

The counterarguments: I am not so bad, as people go. But I haven't got the megalomaniac arrogance to assume that anything I have done could be of interest to strangers. On a less self-conscious level my memory is kaleidoscopic, unreliable for dating and not sequential. Life in 3 different parts of the world has led to the loss of documents, diaries and letters. (Even in my word-process of C.V.s some of the dates, particularly activities in Austria, are guesswork.) And, am not V.W. whose minimalist reminiscences of St. Yves have the lasting quality of poetry. Strong enough reasons exist, an autobiography.

Marie Jahoda: "Ich habe die Welt nicht verändert".
Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung.
Hg. von Steffani Engler und Brigitte Hasenjürgen.
Frankfurt/New York: Campus 1997.

REKONSTRUKTIONEN

MARIE JAHODA

On Translating Poetry: the Sonnets of Louise Labé

Writing poetry is an art, expressing the poet's unique vision, emotion and thought. Translating poetry is a craft, based on empathy with the original creator, designed to convey in another language what the poet expressed in his own. Since the essence of poetry is form – metre, rhyme, rhythm, since languages in sound have length of words and other more subtle features, some maintain that translating poetry into poetry should not be attempted because it leads inevitably to a falsification, if not to an impoverishment, of the original.

Yet the wish to share across language barriers the unique enrichment that poetry can convey to a reader or listener is very old in deed. Apparently the first translator of European poetry was Livius Andronicus, a marooned Greek slave. In 240 B.C. he translated the *Odyssey*, not changing the Greek meter into the Latin one – a compromise, as poetic translations inevitably must be. The question is that of the original creator to sacrifice out of the unity of form and content. Here the choice depends on the purpose of the translation. Some translations are frequent and word-accurate, and of course, perfectly legitimate when the aim is to convey an intellectual acquaintance with the imagery and thoughts of a poet. They may also help those who have some limited knowledge of the poet's language and can with the help of a bilingual translator approach the poetic experience. If, however, the aim is to enable those unfamiliar with the original language to appreciate the poetic experience of the original, prose translation will not do.

Poetry as an experience has through rhythm and rhyme affinities with the pleasure in listening to music; through the evocation of imagery with the experience of visual art; through its manifest and metaphorical content with the reading of fiction and philosophy. Like every human being each poem is unique but also ineluctably stamped by the culture, space and time of its creation.

Für meine Enkel

Charles, John, Mike, Lucy, Tom, Susan und Ben
und für die Kinder, die sie sich wünschen

Eher beiläufig griff ich, um im Zug nach London etwas zu lesen zu haben, zu Virginia Woolfs Erinnerungen, und es wurde eine folgenreiche Offenbarung. Ich hatte fast vergessen, wie schön und wie bildkräftig ihre Sprache ist. In meiner Erinnerung hatten die – auf ihre Weise faszinierenden – Produkte der Bloomsbury-Industrie Virginia Woolfs schöpferische Sensibilität ganz überschattet.

Die Folgen: Nach langem Hin und Her habe ich mich endlich doch entschlossen, einige meiner eigenen Erinnerungen zu Papier zu bringen. Begonnen hatte dieses Hin und Her vor fünfzehn Jahren an meinem siebzigsten Geburtstag, als Freunde mir zuredeten, eine Autobiographie zu schreiben und zu veröffentlichen.

Das Verlockende daran: Im Alter, wenn die Vergangenheit so lang, die Zukunft unbekannt kurz und die Gegenwart zunehmend leerer an Freunden, Arbeit, Verantwortungen und Freuden ist, bietet die Beschäftigung mit der Vergangenheit einen gewissen Ausgleich für diese Defizite. Schreiben ist ein großer Teil und eine der größten Befriedigungen meines Arbeitslebens gewesen. Daß ich beruflich noch irgend etwas Nennenswertes zu sagen hätte, traue ich mir nicht mehr zu, aber ganz ohne Schreibprojekt fühle ich mich wie im Entzug. Warum also nicht das eine Thema nehmen, in dem ich gewissermaßen Expertin bin und sicher glaubwürdiger als irgend jemand sonst, und ein Projekt daraus machen?

Faksimile aus Marie Jahodas Übersetzung der 24 Sonette von Louise Labé.

in: Ach, meine Liebe, werft sie mir nicht vor, Münster 1997

Die Gegenargumente: Ich bin die Schlechteste nicht. Aber ich bin auch nicht so großwahnwahnig, daß ich annehme, alles, was ich gemacht habe, wäre für Fremde interessant. Und auch weniger selbstkritisch betrachtet, ist meine Erinnerung kaleidoskopartig, unzuverlässig bei Datierungen und durchaus nicht wohlgeordnet. Ein Leben in drei verschiedenen Weltteilen hat den Verlust von Dokumenten, Tagebüchern und Briefen mit sich gebracht. (Selbst in meinem offiziellen Lebenslauf sind manche Daten bloß geraten, insbesondere was meine Aktivitäten in Österreich angeht.) Und ich bin nicht Virginia Woolf, bei der noch die winzigsten Erinnerungen an St. Ives bleibenden dichterischen Wert bekommen. Handfeste Gründe also gegen eine Autobiographie.

In diesem Dilemma kam mir Virginia Woolf zu Hilfe. Ihre Erinnerungen wurden etwa zwanzig Jahre nach ihrem Tod veröffentlicht; sie schrieb sie nicht, um sie zu veröffentlichen, sondern für ihren Neffen Julian, der mehr über die Kindheit seiner Mutter wissen wollte. Unbedenklich mischte sie Vergangenheit und Gegenwart, kümmerte sich nicht um Chronologie oder Daten, schrieb aus Lust am Schreiben und zur Erholung von ihren anderen Arbeiten. Und so will ich es auch halten: Dies hier ist nicht zur Veröffentlichung gedacht, sondern für die, die Lottes Meinung nach ein Interesse daran haben könnten, es zu lesen.² Von meinen Enkeln hat nur Michael mich gebeten, über mein Leben zu schreiben, aber auch die anderen möchten vielleicht eines Tages etwas darüber wissen. Werde ich die Wahrheit sagen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit? Ich werde nicht lügen, fühle mich aber auch nicht verpflichtet, die ganze Wahrheit zu sagen. ›Und nichts als die Wahrheit‹ – wer könnte dafür schon einstehen? Rekonstruktionen enthalten immer auch ›Erfundenes‹ oder vielmehr Interpretationen im Lichte späterer Erfahrungen.

Um vorzuführen, wie bedenkenlos unsystematisch ich sein werde, hier die Geschichte, wie ich lernte, was dieser letzte Satz bedeutet: Vor vielen Jahren, als ich noch Studentin in Wien war, hatte ich eine schlaflose Nacht. Die Geschichte von der kleinen Meerjungfrau kam mir in den Sinn, die ich als kleines Kind vorgelesen oder erzählt bekommen hatte. In jener Nacht ließ ich sie in der totalen Tragödie enden: Alle Fischer, die die kleine Meerjungfrau ansahen, starben, weil ihnen der Anblick ihres von Verzweiflung entstellten Gesichts unerträglich war. Am nächsten Tag holte ich mir Andersens Märchen und entdeckte, daß es zwar traurig ausgeht, aber doch nicht ganz so hoffnungslos für die kleine Meerfrau. Ich verstand sogleich den Grund für meine falsche Rekonstruktion: Ich war damals unglücklich, fühlte mich verlassen und sah keinen Ausweg – zumindest nicht bei Nacht. Bei Tage merkte ich, daß ich auf eine Art und Weise gestoßen war, wie man

das Langzeitgedächtnis untersuchen konnte. Ich bat ein Dutzend junger Er-wachsener, mir ihre Erinnerung an die kleine Meerjungfrau zu erzählen. Alles, was ich von dieser nie zu Papier gebrachten Studie noch weiß, ist, daß die redselige Lisl Zerner meinte: »Ich kann mich nicht an viel erinnern, nur daß das Schlimmste war, daß man ihr die Zunge abgeschnitten hatte und sie nicht mehr reden konnte.«³

Als Lotte drei oder vier war, las ich ihr Andersens Fassung vor, aber als es der kleinen Meerjungfrau immer schlechter ging, fing sie an zu weinen. Töricht und ichbezogen, wie ich war, begriff ich nicht, daß auch sie sich ver-lassen fühlte.

Mein Vater, Carl Jahoda, war der jüngste von fünf Brüdern. Sein Vater war Drucker und als junger Mann aus Böhmen, das damals noch zur öster-reichisch-ungarischen Monarchie gehörte, nach Wien gekommen. Diesen Großvater, den ich nie gekannt habe, stelle ich mir als bon viveur vor, als einen Liberalen, als agnostischen Juden, mit Familiensinn und einigermaßen erfolgreich, wenn auch nie wohlhabend.⁴ Über meine Großmutter, eine ge-borene Buchheim, weiß ich wenig, nur über ihren Bruder etwas, der mit achtzehn in Budapest an der 1848er Revolution teilnahm. Nachdem sie ge-scheitert war, floh er. Er wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt und schlug sich nach London durch, wo er im Laufe der Zeit am King's College Professor für Deutsch wurde.

Das Geld reichte nur für den Universitätsbesuch der beiden ältesten Söh-ne. Emil, der älteste, den ich als Onkel Doktor kannte, studierte Medizin. Er war brillant und autokratisch, vergöttert von seinen adligen wie nichtadligen Patienten, ein Amateurnaturforscher und -astronom. Rosi war seine Lieb-lingsnichte, deren Interesse an der Biologie er als erster weckte.⁵ Ich mochte ihn nicht und bewunderte ihn zugleich. Als er einmal einen Abszeß bei mir behandelte, was weh tat, prüfte er, ob ich meine unregelmäßigen lateini-schen Verben konnte! Meine Mutter machte ihm trotzdem zum Dank sein Leibgericht – Karpfen in Aspik mit Mandeln –, und ich schrieb als Beilage zum Fisch einen lateinischen Vers mit einem Wortspiel mit meinem Namen. Er hat meine Mühe nie gewürdigt, bei der etwa folgendes herauskam:

*Optimo medico quem tempora hodie noscent
omnes gratiam dant, et Maria piscibus suis.**

Während des Ersten Weltkriegs leitete er das Militärkrankenhaus, das in der Universität untergebracht war. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er in seinem weißen Mantel oben an der Treppe steht, jeder Zoll der Boß, während meine

* Dem besten Arzt, den die Zeiten heute kennen, danken alle, auch die Meere mit ihren Fischen.

Mutter die Treppe mit mir hinaufsteigt, damit er meinen Hals untersucht, bewundernswürdig und achtunggebietend. Als ältestem Bruder muß es nicht leicht mit ihm gewesen sein. Mein Vater hat mir erzählt, wie dieser ihm immer wieder das Taschengeld abluchste. Emil brauchte gar nicht erst Gewalt anzuwenden, zumindest nicht oft, er mußte nur die Liebe des Jüngsten zu diesem tollen, großen Bruder ausbeuten. Nur einmal erlebte ich Onkel Doktor von seiner freundlichen, liebevollen Seite. Als ich in den Wehen lag, fand er sich zu alt, um selber Geburtshilfe zu leisten. Die Wehen zogen sich hin. Viele Stunden lang lag ich allein im Zimmer. Gelegentlich schaute eine Schwester herein, um mir zu versichern, daß außer Schmerzen nicht viel passierte. Dann kam er herein. Er setzte sich an mein Bett, hielt meine Hand. Er sagte nicht viel, aber sein Gesicht war voller Liebe, Verständnis und Mitleid mit mir und allen Frauen und ihren Leiden im Kindbett.

Zu Onkel Doktors sechzigstem Geburtstag machte mein Vater ein Gedicht, das wir Kinder nach einer populären Melodie sangen; ich erinnere mich nur noch an einen Vers:

Astronomie betreibt er gern
mit Frau Stern, mit Frau Stern.

Frau Stern, eine hochintelligente Frau, war seine damals amtierende Freundin. Sie hatte mehrere Vorgängerinnen. Rückblickend erstaunt mich die unbestimmteste Offenheit, mit der über seine Affären geredet wurde. Ich wüßte gern, wie es seiner Frau bei unserem Auftritt ging. Seine Tochter Emma liebte ihn über alles; sein Sohn haßte ihn.

Er pflegte mit Freud im Kaffeehaus Tarock zu spielen und stand der Psychoanalyse aufgeschlossen gegenüber: Er wäre durchaus bereit, sagte er, einen Patienten zu Freud zu schicken, wenn er selber mit seinem Latein am Ende wäre. Allerdings denke ich, daß er sich nie und nirgends mit seinem Latein so ganz am Ende fühlte. Er heilte auch Warzen mit Erfolg, indem er sie mit roter Tinte bepinselte.

Rudolf war der zweite Bruder. Er studierte Chemie, wurde Direktor einer Chemiefabrik, besaß mehrere Patente, unter anderem auf eine Farbe, die im Dunkeln leuchtete und wahrscheinlich den Krebs verursachte, an dem er am Ende starb. Vor allem aber war er Musiker, ein sehr fähiger Pianist, der Brahms zum Lehrer gehabt hatte. Er war vollkommen anders als Emil: freundlich, sensibel und melancholisch. Er mochte mich sehr und ich ihn. Als Kind ging ich oft zu seinem Haus in Heiligenstadt, vorbei an der Beethovenstatue im Park, immer gespannt, ob der Taktstock, den Beethoven in der Hand hielt, wieder einmal gestohlen worden war. Als ich mich an einem

heißen Sommertag dem Haus durch den Garten näherte, drang aus den offenen Fenstern eine Etüde von Chopin. Wann immer ich sie jetzt höre, fühle ich mich wieder in dieses Bild und diese Stimmung versetzt.

Bei Onkel Rudolf gab es regelmäßige Hausmusik, zu der auch alle Brüder und ihre Frauen kamen. Er saß am Klavier, seine Frau, Tante Pina, war die erste Geigerin; die anderen Spieler wurden unter den jungen Konservatoriumsmusikern angeheuert. In den fünfziger Jahren veröffentlichte einer dieser jungen Männer, inzwischen auch schon in fortgeschrittenem Alter, ein Buch, in dem er einen solchen Abend in Heiligenstadt beschreibt. Er hatte meinen Onkel gebeten, einen jungen Freund zum Zuhören mitbringen zu dürfen. Dieser Freund war Adolf Hitler, der von der Zahl der Bücher im Hause und von dem guten Essen, das er bekam, sichtlich beeindruckt war.⁶

Ihr Leben lang standen sich die Brüder sehr nahe und setzten auch das gesellige Leben ihres Elternhauses fort. Jeden Sonnabend trafen sie und ihre Frauen sich in einem guten Restaurant. Sonntags fanden wir Kinder am Morgen kleine *petits fours* an unseren Betten.⁷

Aber als Emil und Rudolf junge Männer waren, ging nicht alles so reibungslos. Sie hatten sich beide in dieselbe Frau verliebt. Pina war Italienerin. Warum sie Italien verlassen hatte, kam erst nach ihrem Tode heraus: Sie hatte dort ein uneheliches Kind zurückgelassen. Sie war eine faszinierende Person, begabt für die Musik und mehr noch in ihren Beziehungen zu Männern. Ihr Gesicht war eher markant als schön, mit strahlenden dunklen Augen, ihr Umgang mit jedermann, Mann, Frau und Kind, liebenswürdig und einschmeichelnd. Meine Mutter nannte es falsch. Sie hatte außerdem einen leichten Buckel. Dennoch brachte sie mit über vierzig zwei Kinder zur Welt. Nach Rudolfs Heirat redeten die beiden Brüder einige Zeit nicht miteinander. Emil heiratete eine Angehörige des niederen Adels, eine schöne Frau, aber gelangweilt, ein wenig hochnäsiger und für ein Kind wenig anziehend.

Der dritte Bruder, Georg, war in der Druckerei seines Vaters in die Lehre gegangen, die er schließlich übernommen und zu einem erstklassigen kleinen Verlag ausgebaut hatte. Zu seinem wichtigsten Autor und zu seiner Obession wurde Karl Kraus.⁸ Nur ein obsessiv hingebungsvoller Verleger hätte allerdings auch, bei Karl Kraus' Charakter, *Die Fackel* jahrein, jahraus ohne einen Druckfehler produzieren können. Der Verlag war beim Geschäft meines Vaters gleich um die Ecke, getrennt durch ein Café, in dem sich die beiden Brüder täglich zum Morgenkaffee trafen. Sie waren sich sehr nahe. Wir müssen nicht reden, pflegte mein Vater zu sagen, wir verstehen uns auch so. Kein Wunder, daß Karl Kraus auch unser Familiengott wurde. Erst als er im Jahre 1927, nachdem die Polizei achtundneunzig Menschen getötet hatte, die gegen den Freispruch von politischen Mördern demonstrierten, in

ganz Wien Plakate kleben ließ, auf denen stand: »Herr Schober (der Polizeipräsident), treten Sie zurück, gezeichnet Karl Kraus«, begann uns sein unbremster Größenwahn allmählich zu ärgern. Ich war damals in der sozialdemokratischen Partei aktiv, für deren Veröffentlichungen Karl Kraus nur Verachtung übrig hatte.

Als mein Onkel starb, einen Monat vor meinem Vater, veröffentlichte Karl Kraus zum Gedenken an ihn ein schönes Gedicht. Georg und mein Vater waren beide Meister in einem weit verbreiteten Wiener Zeitvertreib: Reimereien zu jeder nur denkbaren Gelegenheit: Geburtstage, Hochzeitstage, alle möglichen Familienfeiern. Erst vor kurzem bin ich dahinter gekommen, wo diese Sucht vermutlich herkommt – Goethe. Selbst in beiläufigen Gesprächen hatte jedermann Goethe-Zitate auf den Lippen. Als ich zum ersten Mal den Faust las, war ich ganz überrascht, wieviel von dem, was ich für Familienweisheiten gehalten hatte, ich darin entdeckte. Vor kurzem habe ich systematisch Goethes gesammelte Gedichte gelesen. Da gibt es gleich neben ein paar einmalig großen Gedichten einen Haufen Knittelverse, die im Vergleich mit den Familienversen keineswegs besser abschneiden.

Der vierte Bruder, Edmund, war geistig zurückgeblieben. Er war freundlicher und liebesbedürftiger, als uns Kindern bei einem so fremdartigen Wesen geheimer war. Die Brüder sorgten sehr gut für ihn. Jahrelang verbrachte er die Sonntage mit uns. Seine nicht gerade perfekten Tischmanieren, zu denen meine Eltern natürlich keinerlei Kommentar duldeten, machten ihn uns noch fremder. Seine letzten zehn Jahre war er bei einer Bauernfamilie in Pension, wo er ein bißchen Landarbeit verrichtete. Ich glaube nicht, daß er unglücklich war.

Und dann natürlich mein Vater. Mit vierzehn kam er von der Schule, ging dann zwei Jahre auf eine Handelsschule und ...? Mehr weiß ich nicht. Mit Erstaunen stelle ich fest, wie wenig neugierig auf seine Jugend, seine frühen Ambitionen und Frustrationen ich gewesen sein muß. Ich fragte ihn nie danach, so als wäre er schon immer mein geliebter und bewunderter Vater und ich sein liebstes Kind gewesen. Ich mache also mit der Geschichte da weiter, wo er von sich aus erzählte. Zwischen zwanzig und dreißig lebte er in Konstantinopel und arbeitete für eine Exportfirma. Von dort muß er auch sein fließendes Französisch und seine Belesenheit haben. Außerdem hatte er dort eine Liebste. Das weiß ich, weil ich nach ihr genannt wurde. Meine Geburt, die unter Onkel Doktors Aufsicht zu Hause stattfand, war für meine Mutter offenbar sehr schwer – und enttäuschend. Sie hatte bereits einen Sohn und eine Tochter geboren und hatte nun ihr Herz daran gehängt, daß ihr drittes Kind wieder ein Sohn sein sollte. Als mein Vater sie fragte,

wie ich heißen sollte, sagte sie: »Es ist mir gleich, es ist dein Kind.« »Gut«, sagte er, »dann nenne ich sie nach meiner ersten Liebe.«

Nach Wien zurückgekehrt, machte er eine Firma für Ingenieurbedarf und Lithographie auf. Das Kapital dafür bekam er von einem Cousin, der auch sein nicht sehr konstruktiver, nicht sonderlich geliebter Partner in der Firma wurde. Ein Besuch dort war ein Fest. Man kam aus einem heißen Sommertag und tauchte ein in eine kühle Eingangshalle mit einem Fußboden aus großen flachen Steinplatten. Ich wäre zu gern barfuß darauf gelaufen. Oben waren das Büro meines Vaters und der geheimnisvolle Raum mit dem riesigen Lithographen. Ein großer Kolben bewegte sich langsam in einem Zylinder auf und ab, von dem ein dunkelblaues, mit etwas Rot gemischtes Licht ausging. Nach einer Weile spuckte er ein hellblaues Papier mit einer weiß ausgesparten, technischen Zeichnung aus. Dort war auch Herr Hugo, Vaters rechte Hand, stets ehrerbietig, stets freundlich. 1938 entpuppte er sich als glühender Nazi und enteignete meinen Bruder Edi, der die Firma inzwischen übernommen hatte.

Ich sehe meinen Vater am Jahresende abends zu Hause am großen Esstisch arbeiten und »Bilanz« machen. Ellenlange Zahlenkolonnen mußten, von Hand natürlich, in zwei verschiedenen Büchern zusammengezählt werden, und zum Schluß mußten sie bis auf den letzten Pfennig übereinstimmen; wenn nicht, mußte er wieder von vorn anfangen. Wieder ein Abend ohne Schach mit Edi oder mir. Ich fand es pedantisch.

Wann und wo er seine schönen Gedichte schrieb, weiß ich nicht. Er las »ernste« Bücher, niemals Romane. Ernst Mach beeindruckte ihn tief,⁹ und er wurde Mitglied der Mach-Gesellschaft.¹⁰ Dort lernte er Josef Popper-Lynkeus kennen, der sein bewunderter Mentor und Freund und unser zweiter Familiengott wurde.¹¹ *Die allgemeine Nährpflicht*, ein radikales Wirtschaftsprogramm zur Lösung der sozialen Frage durch eine Mischung von Staats- und Privatwirtschaft, regte meinen Vater zur Veröffentlichung eines Pamphlets an, in dem er einen seiner Ansicht nach praktikablen, nicht-revolutionären Weg zur Verwirklichung dieses großen Traums darlegte: Um jedermanns Grundbedürfnisse lebenslang zu decken, schlug er statt der Wehrpflicht vier Jahre Arbeit in staatlichen Unternehmen und eine freiwillige Versicherung vor. Er sah die Undurchführbarkeit seiner Idee rasch ein, wie ein langes Gedicht von ihm belegt, voll psychologischer Einsichten in den Neid, die Gier und die Dummheit, die eine vernünftige Lösung verhindern würden. Ich erinnere mich nur noch an die letzte Zeile: »Es wird die Nährpflicht an den Ochsen scheitern.«

Unsere jungen Köpfe waren voll von Poppers Humanismus. Am liebsten mochte ich die *Phantastien eines Realisten*, ein Buch, das Freud bewunderte.

Kurz vor Weihnachten 1926 wachten wir mitten in der Nacht vom Schrei meiner Mutter auf. Mein Vater hatte einen tödlichen Herzanfall erlitten. Er war neunundfünfzig Jahre alt.

Meine Mutter war in bezug auf ihr früheres Leben weniger zurückhaltend als er. Die Geschichte, die sie zu erzählen hatte, war bitter, und sie erzählte sie stückchenweise ihr ganzes langes Leben hindurch. Geboren wurde sie in einer kleinen polnischen Stadt im österreichisch-ungarischen Reich. Als sie vier Jahre alt war, starb ihre Mutter im Kindbett. Es gab bereits vier kleine Kinder in der Familie. Ihr Vater, den sie nur noch einmal sah, etwa vierzig Jahre später, war ein kleiner Gemischtwarenhändler mit unregelmäßigem Einkommen. Sie hatte kein gutes Wort für ihn. Der Tod seiner Frau, die wie so viele jüdische Mütter die Familie in diesen unsicheren Verhältnissen irgendetwas über Wasser gehalten hatte, brachte ihn in eine elende Lage. Als er erfuhr, daß zwei Männer, die er geschäftlich flüchtig kannte, nach Wien fahren wollten, entschloß er sich zu einem verzweifelten Schritt und überredete die beiden, das kleine Mädchen mitzunehmen und bei irgendwelchen entfernten Verwandten abzuliefern. Die Zugreise, sagte meine Mutter, dauerte achtundvierzig Stunden. (Warum so lange? Selbst für die achtzigjährige Jahre des letzten Jahrhunderts klingt es übertrieben.) Für sie war sie ein einziges Trauma. Zwei Fremde, vor denen sie sich fürchtete und die vom Umgang mit Kindern nicht viel verstanden haben können. Sie traute sich nicht, sie zu bitten, sie zur Toilette zu bringen, und machte sich in die Hosen. Schmutzig und starr vor Angst wurde sie Tante Rauch in die Arme gedrückt.

Onkel Rauch war ein orthodoxer Jude, der mehr Zeit auf das Talmudstudium verwandte als darauf, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, der wahrlich karg war. Tante Rauch steuerte das Ihre bei, indem sie für andere jüdische Familien wusch und nähte. Sie hatten vier eigene Kinder, zwei davon etwas älter als meine Mutter. Diesen Kindern war meine Mutter ein Dorn im Auge, ein weiteres hungriges Maul, das zu stopfen war, wo es doch manchmal »nicht mal für uns« reichte. Mit der Brutalität von Kindern, verschärft durch wirkliche Entbehrungen, hackten sie jahrelang auf ihr als dem Waisenkind herum, das nicht dazugehörte.

Wie überlebte sie menschlich? Zwei Dinge machten es möglich. Erstens Tante Rauch: Sie muß eine Heilige gewesen sein, begabt mit einer uner-schöpflichen Liebesfähigkeit. Sie behandelte das kleine Mädchen nicht nur genau so, als wäre es ihr eigenes Kind, sondern mit jener besonderen Fürsorglichkeit, die sie intuitiv als notwendig erkannte. Das andere waren die natürlichen Gaben meiner Mutter: ein gesunder Verstand und ein zäher Überlebenswille, dessen Motiv bei dem heranwachsenden Kind teilweise die

Rache war, die es an ihren Stiefgeschwistem nehmen wollte, indem es ihnen zeigte, was ein ungeliebtes Waisenkind zu leisten imstande war.

Sie war eine gute Schülerin. Sie verließ die Schule so früh wie möglich und nahm eine Stelle als Verkäuferin an. Mit vierzehn erlebte sie den ersten großen Triumph ihres Lebens: Sie überreichte Tante Rauch ihren ersten Wochenlohn. Abendkurse führten zu Sekretärinnenposten. Um 1900 bewarb sie sich auf eine Anzeige der Firma meines Vaters, in der ein Hilfsbuchhalter gesucht wurde, und wurde eingestellt. Zwei Jahre später waren sie verheiratet. Mein Vater, der dreizehn Jahre älter war, hatte sich in seine gutaushende, temperamentvolle und kompetente Angestellte verliebt. Für sie war die Heirat zunächst vielleicht nur ihr Triumph über das Schicksal. Ihr persönliches Engagement kam, glaube ich, erst nach und nach.

Für die Rauchs, Eltern wie Kinder, hatte diese Heirat ebenfalls Folgen. Viele Jahre lang unterstützte mein Vater die Eltern finanziell. Meine Mutter ging sie einmal in der Woche besuchen. Ich kam nicht gern mit. Die dunkle Parterwohnung war der Vierjährigen unheimlich. An der Wand hing ein Bild: eine Wüstenlandschaft, im Vordergrund ein Löwe, im Hintergrund eine blutrot untergehende Sonne. Es machte mir Angst. Aber mit ging ich doch, bestochen von dem Wissen um einen Stand am Stadtbahnausgang, bei dem es winzigste, in kleinen Streichholzschachteln verpackte Süßigkeiten zu kaufen gab.

Meine Mutter konnte wunderschön pfeifen. Als Mädchen wurde sie dafür gescholten. Pfeifen war ein Vorrecht der Jungen. Ich bewunderte und beneidete sie, weil sie jede Melodie sofort behalten und perfekt pfeifen konnte. Als ich im Gefängnis war, verbrachte ich unzählige Stunden mit dem Versuch, mein eigenes Pfeifen zu verbessern – ohne Erfolg. Nicht die einzige Schlappe bei meinen Versuchen, Musik zu machen.

Vom Temperament her waren meine Eltern grundverschieden. Er war sanft, rational, ausgeglichen und kaum jemals zornig mit seinen Kindern. Sie war aufbrausend, intuitiv, launisch, schnell mit einer Ohrfeige bei der Hand, wenn wir Kinder uns stritten oder sonst irgendwelchen Unfug trieben, ohne daß sie sich die Mühe machte herauszufinden, wer der Hauptschuldige war, aber ebenso im Handumdrehen bereit zu vergeben und zu vergessen. Ich brauchte lange, um zu begreifen, daß nicht unbedingt alles, was sie in raschem Ärger sagte, auch so gemeint war. An das eine Mal kann ich mich noch genau erinnern: Ich bin vielleicht drei oder vier Jahre alt und habe irgendetwas Schlimmes getan – keine Ahnung, was. Mutter, die gerade Einkaufen gehen will, fühlt sich durch meine Ungezogenheit belästigt und ruft aus: »Du bist ein böses Mädchen, ich hab' dich nicht mehr lieb!«; dann verläßt sie die Wohnung. Für mich geht die Welt unter. Ich stehe auf dem Fen-

sterbrett, presse mich gegen das schützende Eisengitter und schreie: »Mutter, Mutter«, verzweifelt, hoffnungslos.

Wir waren vier: Edi, geboren 1903; Rosi, geboren 1905; ich, geboren 1907; Fritz, geboren 1909, alle zu Hause von Onkel Doktor zur Welt gebracht, vier, wie von ihr geplant, nur daß ich die von ihr gewünschte Reihenfolge der Geschlechter durcheinander brachte: ein Junge, ein Mädchen, ein Junge, ein Mädchen. Ich meine, mich an den Tag erinnern zu können, an dem Fritz geboren wurde, aber vielleicht ist das auch nur eine Familiengeschichte, die mir später erzählt wurde. Wir drei sind in einem vom Schlafzimmer meiner Eltern möglichst weit abgelegenen Zimmer. Edi und Rosi besprechen das bevorstehende Ereignis: »Wenn es wieder ein Mädchen wird, reißen wir ihm Arme und Beine aus und werfen es aus dem Fenster.« Dann geht die Tür auf, und Onkel Doktor verkündet stolz, als wäre das Ganze sein Verdienst: »Kinder, ich habe euch einen Bruder gebracht.« Selbst für ganz kleine Kinder waren Mutters Wünsche, Launen – gute wie schlechte – und Vorlieben nie ein Geheimnis.

Anfänglich war der Jüngste ihr Liebling, besonders nachdem seine musikalische Begabung offenbar wurde. Mit vier setzte er sich an den Flügel und spielte beidhändig »Die Mühle im Schwarzwald«, ein Lied, das das damalige Kinderfräulein bis zum Erbrechen geübt hatte. Als es der kleine Junge jetzt ohne eine einzige Klavierstunde spielte, bekam es überragende musikalische Qualität. Ich kann es immer noch singen. Das Entzücken meiner Eltern war grenzenlos. Unter der Anleitung meines Vaters hatte Mutters musikalische Bildung rasche Fortschritte gemacht. Jede Woche gab es Konzert- und Opernbesuche. Später zog die Hausmusik Scharen unserer jungen Freunde ins Haus, denen meine Mutter eine großzügige Gastgeberin war – es gab Schinkenbrote und Kaffee –, eine Vertraute und ihr aktiver Beistand, wenn strengere Elternhäuser sie bei ihren Konflikten anderswo Hilfe suchen ließen.

In den frühen Jahren beanspruchte die Aufgabe, vier kleine Kinder in einer Wohnung im dritten Stock ohne Fahrstuhl großzuziehen, die ganze physische Kraft meiner Mutter, obwohl wir bis zum Ersten Weltkrieg zwei Hausgehilfinnen hatten. Sie ging einkaufen und kochte selbst, traf alle Entscheidungen im Haushalt und organisierte die jährlichen zweimonatigen Sommerferien – ein regelrechter Exodus in gemietete Häuser, in denen uns mein Vater an den Wochenenden und während seines eigenen einwöchigen Urlaubs besuchte. Und in den Wintermonaten bekamen wir dann gleichzeitig oder einer nach dem anderen eine ganze Serie von Kinderkrankheiten: Keuchhusten, Windpocken, Masern, ganz zu schweigen von Mittelohrentzündungen, Grippe, Erkältungen, blauen Flecken. Keine Waschmaschine,

keine Zentralheizung, ein Kohleherd in der Küche, Kachelöfen in den anderen Zimmern; kein Telefon bis etwa 1919 und kein Kühlschranks, aber in den heißen Sommern wurde ein riesiger Eisblock geliefert, der für den Eiskasten in Stücke gehackt werden mußte.

Die krassen Gegensätze des Kontinentalklimas machten jeden Wechsel der Jahreszeiten zu einem größeren Ereignis im Haushalt. Teppiche wurden ein- oder ausgerollt, Vorhänge gewechselt, Federkissen zwischen Doppel- fenster gepackt oder weggenommen, Übergardinen auf- oder abgenommen, unser aller Garderobe ein- oder ausgemottet. Wie sie das alles schaffte, ist mir ein Rätsel. Jedenfalls überlebten wir alle in gediegenem Mittelklassenkomfort. Anfang 1914 aber war klar, daß sie eine Pause brauchte. Mein Vater hatte aus seinen Junggesellentagen noch Freundschaften mit Familien in Konstantinopel und arrangierte für sie eine Einladung für einen dreiwöchigen Besuch. Sie war im Geiste und diesmal auch im Handeln Feministin. Sie war empört darüber, daß sie, um einen Paß zu bekommen, die schriftliche Genehmigung ihres Mannes brauchte. Zur Bestürzung und vielleicht auch zum Neid dreier Schwägerinnen reiste sie allein im Orientexpress und ließ Mann und Kinder in der Obhut von Hausgehilfinnen zurück. Sie kam erholt wieder, voller Geschichten über tanzende Derwische und die Hagia Sophia, mit Bergen von Türkischem Honig und mit neuen Freunden. Gerade rechtzeitig, denn kurz danach kamen die schrecklichen Kriegs- und Nachkriegsjahre. Aber das ist eine Geschichte für sich.

Als wir zu Schulkindern und dann zu Studenten heranwachsen – sie war es, die darauf bestand, daß die Mädchen die gleiche Ausbildung wie die Jungen bekamen, während mein Vater der Meinung war, eines der Mädchen sollte zu Hause bleiben, um im Haushalt zu helfen –, kamen ihre besten Jahre. Sie hatte Spaß an ihrer Brut und deren zahlreichen Freunden, für die die Seidlgasse zum liebsten Treffpunkt wurde. Wie Victor Grünbaum sagte: »Wir lieben die Seidlgasse, nicht so sehr wegen der beiden Mädchen, als wegen der Mutter Jahoda.«¹²

Nach dem Tod meines Vaters wuchs ihre emotionale Abhängigkeit von ihrem ältesten Sohn. Sie nahm beängstigende Ausmaße an, als sie nach der Emigration gezwungen war, mit Edi und Susi und deren Sohn Franz in einem Haushalt zu leben. Zwischen ihr und Susi herrschte eine offene Feindseligkeit, die alle drei gelegentlich so tief unglücklich machte wie eine Familie in einem Stück von O'Neill. Ich habe mich oft gefragt, ob nicht bei ihr mit dem Älterwerden die in ihrer frühen Jugend unterdrückte Bitterkeit durchbrach, die dann in Susi ein leichtes Ziel fand. Noch viele Jahre lang führte sie in Manhasset, New York, den Haushalt. Susi arbeitete als Sozialarbeiterin – sie wollte es so und war daher von der ihr eigentlich verhassten

praktischen Tüchtigkeit und Klugheit meiner Mutter abhängig; sie fühlte sich als Außenseiterin im eigenen Heim.

Nach zwei Schlaganfällen mit über achtzig verbrachte Mutter die letzten drei Jahre ihres Lebens in einem Pflegeheim. Ihr Erwachsenenverstand hatte sich verflüchtigt und mit ihm alle Bitterkeit, aller Haß und alle Eifersucht. Sie wurde wie ein Kind, entspannt, lächelnd, spielte Spiele mit ihren Kindern, die sie besuchten. Ich sah sie immer nur bei meinen jährlichen Besuchen in den Staaten. Beim letzten Mal sagte sie: »Du siehst aus, als wärst du meine Mitzi.« Sie starb im Schlaf.

- 1 Die »Produkte der Bloomsbury-Industrie« stehen hier für die zahlreichen Arbeiten der *Bloomsbury Group*, einem Freundeskreis von englischen Kritikern und Schriftstellern, darunter auch Virginia Woolf, Verlegern, Malern, Wissenschaftlern und Philosophen, der von 1907 bis etwa 1930 das intellektuelle Leben Londons prägte. Die Teilnehmer der *Bloomsbury Group*, so benannt nach einem Stadtteil Londons, wo auch Woolf wohnte, verfolgten alle auf ihre Weise das gleiche Ziel: die schärfere Durchdringung der Wirklichkeit. Vgl. Virginia Woolf, *Augenblicke. Skizzierte Erinnerungen*, mit einem Essay von Hilde Spiel, Frankfurt a.M.: Fischer 1993.
- 2 Lotte Bailyn ist Marie Jahodas Tochter und heute Professorin am *Massachusetts Institute of Technology*, USA.
- 3 Elisabeth Zerner ist Marie Jahodas Schwägerin, Paul F. Lazarsfelds Schwester.
- 4 Der Großvater väterlicherseits war Salomon Jahoda, geb. 1831, und die Großmutter war Johanna Jahoda, geb. Buchheim.
- 5 Rosi Kuerti, geb. Jahoda, ist Marie Jahodas ältere Schwester.
- 6 Diese Begegnung und andere Eindrücke aus dem damaligen Wien beschreibt Brigitte Hamann, *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München: Piper 1996, 505. Marie Jahoda ist auch als Zeitzeugin erwähnt.
- 7 Feines Kleingebäck.
- 8 Karl Kraus (1874-1936) war österreichischer Schriftsteller und ein emphatischer Sprach-, Kultur- und Gesellschaftskritiker. 1899 gründete er die Zeitschrift *Die Fackel*, in der er Mißstände, Kulturfragen und das Zeitgeschehen scharfzüngig begleitete, meist in Form von satirischen Aporismen, Epigrammen, Essays und Gedichten. Mit seinem Hauptwerk *Die letzten Tage der Menschheit* (erstmalig 1918/19 publiziert als Sonderheft in *Die Fackel*) über den Ersten Weltkrieg beeinflusste er das epische Theater Bertold Brechts. Er »entdeckte« u.a. Oskar Kokoschka und Else Lasker-Schüler und grub den Dichter Johann Nepomuk Nestroy wieder aus.
- 9 Ernst Mach (1838-1916) war österreichischer Physiker, Psychologe, Wissenschafts- und Ideenhistoriker, ab 1895 Professor für Philosophie an der Universität Wien. Er gehörte zu den damals wenigen Philosophen, die nur an wissenschaftlich begründete Tatsachen glaubten: »Die Ansicht, welche sich allmählich Bahn bricht, daß die Wissenschaft sich auf die übersichtliche Darstellung des Tatsächlichen zu beschränken habe, führt folgerichtig zur Ausscheidung aller müßigen, durch Erfahrung nicht kontrollierbaren Annahmen, vor allem der metaphysischen (im Kantischen Sinne)«, so Mach in *Die Analyse der Empfindungen* (Vorwort zur 4. Aufl.), Jena 1903. Ernst Mach hatte über seine Tätigkeit an der Universität Wien einen nachhaltigen Einfluß auf die Kultur seiner Zeit, auf Schriftsteller wie Arthur Schnitzler, auf die weltanschaulichen Über-

zeugungen der Austromarxisten wie Otto Bauer und Friedrich Adler und Wissenschaftler wie Otto Neurath, die eine logisch-empirische Grundhaltung verband und die sich im »Wiener Kreis« zusammengeschlossen hatten. Vgl. Friedrich Stadler (Hg.), *Vom Positivismus zur »Wissenschaftlichen Weltauffassung«*. Am Beispiel der *Wirkungsgeschichte von Ernst Mach in Österreich von 1895 bis 1935*, Wien: Löcker 1982.

10 Der »Verein Ernst Mach« (VEM) bestand von 1928 bis 1934. Er ging auf die Initiative von österreichischen Sozialreformern zurück. Dieser Bildungsverein wollte durch Kurse, Vorlesungen und Führungen naturwissenschaftliche Kenntnisse verbreiten. Er stand damit ganz in der Tradition der Wiener Volksbildungsbewegung, die unter einer sozialdemokratischen Stadtverwaltung vielfältige Formen entstehen ließ und in der Marie Jahoda auch engagiert war. Die Wiener Volkshochschulen gehörten ebenso dazu wie die Arbeiterhochschule oder Otto Neuraths Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum. Im Rahmen des VEM ist auch der »Wiener Kreis« mit Otto Neurath an die Öffentlichkeit getreten (vgl. Anmerkungen 42 u. 43).

11 Josef Popper-Lynkeus (1838-1921), Ingenieur, Schriftsteller, Volkswirt und Erfinder und ein enger Freund von Ernst Mach, war besonders prägend für die Familie Jahoda. Sein Erzählband *Phantasien eines Realisten* (1899) fand weite Verbreitung, und Popper gewann in bildungsbürgerlichen Kreisen für seine sozialreformerischen Ideen Anhänger. Seine Werke *Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben* (1878) und die Weiterführung *Die allgemeine Nährpflicht als Lösung der Sozialen Frage, eingehend bearbeitet und statistisch durchgerechnet* (1912) sind für einige Diskussionen noch aktuell: »Der originellste Gedanke Poppers, der auch zu seiner Wiederentdeckung vor wenigen Jahren im Zusammenhang mit der Diskussion über garantiertes Grundeinkommen führte, war der des Rechts jedes Staatsbürgers auf das notwendige Mindestmaß an Nahrung, Kleidung und Wohnung. Verwirklicht sollte dieses Recht durch die Einführung einer »allgemeinen Nährpflicht« werden, worunter zu verstehen ist, daß jeder Bürger seine Arbeitskraft eine bestimmte Zeit lang der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen habe. Herausgelöst aus der normalen kapitalistischen Wirtschaft sollten in sozialisierten Betrieben jene Leistungen erbracht werden, die zur Sicherung eines lebenslangen Grundeinkommens für alle nötig waren«, so Christian Fleck in seiner Einleitung von Marie Jahoda. *Sozialpsychologie der Politik und Kultur*, Wien, Graz: Nausner & Nausner 1995, 9.

12 Victor Grünbaum wurde nach seiner Flucht in die USA ein berühmter Architekt.

Prologue: For Whom and Why

When I was sixteen years old, I read a text set like a flowered valentine on the office wall of an old country doctor: "All things work together for good to them that love God." I interpreted this to mean that if you set a course and bend your sails to every wind to further the journey, always trusting that the course is right, it will, in fact, be right even though the ship itself may go down at any time during the voyage.

I have spent most of my life studying the lives of other peoples, faraway peoples, so that Americans might better understand themselves. Living primitive peoples, having neither script nor any records but their own spoken words, have only themselves to embody what they are. In much the same way, I bring my own life to throw what light it may on how children can be brought up so that parents and children, together, can weather the roughest seas. Already young people are asking, "Will we be as alienated from our children as we have been from our parents?" I do not think so. I brought to this life the awareness my parents and grandmother gave me of the culture in which we were living. It has been sharpened by many years of work among South Sea peoples. But I think we can build this kind of awareness into our own lives.

The South Sea peoples I have described—Samoans, Manus, Arapesh, Mundugumor, Tchambuli, Balinese, and Iatmul—gave generously when I explained that an account of their lives was needed. Sometimes it was difficult to explain to a people still living in the Stone Age why I had come to live among them and what I was doing. But I always tried. At first I had to let them work out their own fantasies about what I was doing, and in those days I often felt

that although I might come to understand them, they did not understand me. But when I went back again in the years after the war—to Manus, to Bali, to Iatmul—I discovered with great delight that there were men and women there who were themselves concerned about the fate of their people in the midst of rushing change and who could now understand why I had come—and come again—and what they were contributing to the rest of the world.

In the past, in our own country, when people, especially young people, used to ask me how it was that I seemed to understand what they were trying to do and say, I used to answer, "Because I am an anthropologist." But now this does not seem to me a sufficient answer. And, in any case, how much use is it as an answer? After all, very few people are trained as anthropologists or can take the time to share for months and years in the lives of another people and come home with newly opened eyes. Moreover, it now seems to me that this answer omitted two things that were vitally important in my life. One was brought home to me when one of my oldest friends said, "In my house I was a child. In your family's house I was a person." The other, which I have come to realize with fresh appreciation in the last ten years, is that in many ways I was brought up within my own culture two generations ahead of my time.

As I have worked on this book—and writing it has been rather like editing a film for which the photography has been done so generously that there is a great abundance of material from which to choose to make any point—I have rediscovered how it happened that I grew up ahead of my time. In part it came about because during my whole childhood I shared my grandmother's lively relationship to the past and the present. But it was also because I was the child of social scientists who were deeply—and differently—concerned with the state of the world. For me, being brought up to become a woman who could live responsibly in the contemporary world and learning to become an anthropologist, conscious of the culture in which I lived, were almost the same thing.

When I ran with the other children across the fields in the Buckingham Valley to watch a fire or to test the ice on the winter ponds, I knew how the lives of the people around us differed from the lives of their ancestors. And I was aware how our lives were changing before our eyes. When my grandmother decided to learn

how to make butter, it was not the same thing as making butter at home in the days before mechanically made butter could be bought in a store. When a zeppelin floated lazily in the sky above our meadows, I related it both to the first flights in balloons and to ideas about air travel as yet unrealized. And when our neighbors in the many places we lived during my childhood behaved in ways that were different from ours and from one another, I learned that this was because of their life experience and the life experiences of their ancestors and mine—not because of differences in the color of our skin or the shape of our heads.

One does not need to go to Samoa or New Guinea to learn these things. This way of seeing the world and thinking about it is something children can—and today often do—learn at home. It is true, of course, that if earlier anthropologists had not gone to far-off places and recorded what they found, my mother would not have had the same things to teach me. And if the question, "Who then is neighbor unto him?" had not been part of my grandmother's religious experience, it is possible that neither my mother's nor my grandmother's concern for the human race would have made sense to me. And certainly I would not have interpreted in the particular way I did my father's conviction that the most important thing any person could do was to add to the world's store of knowledge.

In this book I have tried to describe the kinds of experiences that have made me what I am, myself, and to sort out the kinds of experiences that might become part of a way of bringing up children and of seeing the world that includes the past and the future as aspects of the present—the present of any generation. At the same time, as I have evoked the earlier experiences of my personal life, they have become newly woven into the tapestry of my relations to others who have long been close to me. For I have written this book in many different places around the world, but always close to someone who was part of what I was writing about—in Cincinnati, where members of my grandmother's family live; in Australia, where Caroline Tennant Kelly has been part of my life in the South Pacific during all the years I have come and gone through Sydney; in Cambridge, where my sister Elizabeth and my daughter Catherine could read what I was writing about our family; in Hungary, at an international seminar on housing, which I was attending with Geoffrey Gorer, whom I did not meet until

1935 but who has shared with me an understanding of the growth of anthropological theory and the adventure in making sense of the modern world; and, finally, in New York, where I shared with Rhoda Métraux, who had just returned from field work on the Sepik River, this overview of my own field work that now extends back almost fifty years.

Halfway through the book I returned to the South Pacific to retrace those of my own journeys to the field which began in 1925—in Samoa—and ended in 1938—in New Guinea. It was then, while we were traveling from Bali to the Iatmul, that we heard on a radio on a little Chinese trading boat on the Sepik River the ominous news of Chamberlain's visit to Hitler that was to avert war "in our time." Not many months later, as we were leaving for home just before the tragedy of Czechoslovakia, we realized that war would not be averted. We were leaving the field to face the war that had seemed so certain that all my work in the preceding nine years had been paced against its coming.

Past and present were juxtaposed as I made that summer journey, carrying the unfinished manuscript with me. And I realized that just as the events of the war divided the peoples of the world in two—not as enemies, but as the members of two generations, born and reared before the war or after the events that changed the human condition—so also this present account of my life would have to end with the war. In 1939, when we came home, the situation within which this unique generation break occurred was already taking shape. My contemporaries were already deeply concerned about young people. In their eyes young men and women appeared to be alienated, apathetic, and lacking in moral fiber—the very words they used are still familiar phrases today. At the same time there were those who said that young people must learn to live without high ambition, for which there was only a limited scope in the contemporary world. My own response was foreshadowed in an article about the younger generation, some of whose members it seemed to me were thinking through our traditional themes in a new way as they asked, "Ought one to have a conscience?"

This week, searching through old photographs among the archives that Marie Eichelberger keeps safe for me—the photographs taken through the years by so many of the people with whom I have worked closely—Karsten Stapelfeldt, Gregory Bateson, Jane

Belo, Paul Byers, Ken Heyman, and Robert Levin—I found no sharp break with the past. Setting side by side pictures of my daughter and my granddaughter, of my grandmother as a young woman and as I last knew her, of my father with my young sister and, many years later, with my mother, of myself, as a child, with my brother, and of my brother and sisters growing up, I found that all these pictures echoed each other. Each was a picture of a person at a particular moment, but spread out before me I saw them as the pattern my family made for me.

The course that my life has taken was set long ago. But since the 1940's I have moved in new directions. This book is about the present, but the present as I first understood it in a world that has changed out of measure.

Today young people, young enough to be my own great-grandchildren, often say, "You belong to us." The temptation is great to agree. It would be an extraordinary thing to belong to this generation, just coming into its own. But, in truth, I have to answer, "No, I belong to my own generation. Because we are now seeking many of the same things, this does not mean I belong to your generation. I cannot ever belong to your generation, as you cannot ever belong to mine. But I can try to explain, I can try to lay my life on the line, as you speak of laying your bodies on the line."

This is what this book is about and why I have written it.

einer selbstreferentiellen Situation „zirkulärer Geschlossenheit“¹¹⁷. Diese neue Art von akzeptierter Intimbeziehung wird ermöglicht durch Grenzbeziehungen im Zuge der Ausdifferenzierung der Funktionsbereiche Herrschaft, Wirtschaft und Religion aus dem *offenen Haus* der Ständegesellschaft. Erst jetzt kommt es zu der auch bereits von Jürgen Habermas konstatierten „spezifisch bürgerlichen Dialektik von Innerlichkeit und Öffentlichkeit“¹¹⁸.

III. Das offene Haus

1. Ein Konzept für die Analyse von Wohn- und Lebensgemeinschaften

Das Haus ist kein sozial schalldichter Raum, sondern offen. Selbstverständlich lässt sich ein Binnenraum von seinen Umwelten unterscheiden. Sonst würde der Begriff ‚Haus‘ keinerlei Sinn machen. Mit fest gefügten Mauern, massiven Türen und blickdichten Fenstern wirken viele Häuser sogar ziemlich abweisend. Der relevante Aspekt ist aber die in den Inhalten wie in den Modi historisch veränderliche Praxis der Kommunikation zwischen dem Innen und dem Außen. Binär mitzudenken ist beim Konzept des *offenen Hauses* immer die Möglichkeit des Gegenteils: Grenzziehung und Abschließung. Türen können offen stehen oder geschlossen sein, Nachbarn mit Selbstverständlichkeit Zutritt beanspruchen oder außen vor bleiben, Gerichte durch Urteile ins häusliche Leben eingreifen oder Privatsphären zulassen. Georg Simmel bemerkt in seinem zuerst 1909 veröffentlichten Essay „Brücke und Tür“ zur ambivalenten Bedeutung der Tür: „Es ist dem Menschen im Tiefsten wesentlich, dass er sich selbst eine Begrenzung setze, aber mit Freiheit, d. h. so, dass er diese Begrenzung auch wieder aufheben, sich außerhalb ihrer stellen kann.“ Die Tür bietet neben der Abschließung die Option der Öffnung, das heißt die „Möglichkeit, aus dieser Begrenzung in jedem Augenblick in die Freiheit hinauszutreten“¹¹⁹. Simmel denkt die kommunikativen Beziehungen in dieser Textpassage vom Subjekt her, das selbst über Abschließung und Öffnung entscheidet. Man kann die Bedeutung der sozialen Artefakte im häuslichen Ensemble aber auch vom kollektiven Usus her bestimmen. Wahrscheinlich jede Gesellschaft verfügt über Codierungen und Praktiken der Öffnung und Abschließung von Wohn- und Lebensgemeinschaften. So kannte bereits das Klosterleben der Franziskaner

¹¹⁷ Luhmann, Liebe als Passion, 31 u. 177; vgl. zum Folgenden ebd., 13, 166 u. 168.

¹¹⁸ Habermas, Strukturwandel, 17; vgl. auch Sennett, Verfall, v. a. 36 u. 229 f.

¹¹⁹ Simmel, Brücke und Tür, 58 u. 61; etwa zur selben Zeit wurde die berühmte Krankenpflegerin Florence Nightingale in der populären Ratgeberliteratur folgendermaßen zitiert: *Thüren sind gemacht zum Schliessen, Fenster zum Öffnen* (zit. nach Mathieu, Das offene Fenster, 291).

im Hochmittelalter die begriffliche und auch sachliche Unterscheidung von *domus exterior* und *domus interior*¹²⁰. Und die radikale Negation jeder Form von Privatheit und Individualität im Sowjetkommunismus schlug nach Stalins Tod mit der Genese einer sowjetischen Mittelschicht unversehens um in eine neue Wertschätzung von „Häuslichkeit“¹²¹. Öffentliches und Privates skalieren in historischen Gesellschaften. Die Mischungsverhältnisse sind variabel und das eigentlich Interessante. Wie die eingangszitierte Bemerkung Alexander von Humboldts in seinem ersten Brief nach der Ankunft in Neu-Granada an seinen Bruder Wilhelm zeigt, kann die Information über offen stehende Türen von ‚Häusern‘ pars pro toto zu einem Gradmesser der Einschätzung fremder Gesellschaften werden. Zugleich belegt der begeisterte Ausruf des Amerika-Reisenden: Es ist um 1800 für den gebildeten und – trotz seiner adligen Herkunft – in vieler Hinsicht bürgerlichen Mitteleuropäer Humboldt nicht mehr selbstverständlich, dass Haustüren nachts offen stehen, und dies im Unterschied auch zum Usus an vielen Orten des vormodernen Europa.

Für eine Analyse der kommunikativen Praktiken in häuslichen Wohn- und Lebensgemeinschaften sind folgende Aspekte kategorial relevant: erstens das Beobachten, zweitens das Intervenieren, drittens das Diskursivieren. Beobachtungen und Interventionen können direkt und unmittelbar – also ‚face to face‘ – durch Akteurinnen und Akteure oder auf zeiträumliche Distanz und in vermittelter Weise durch Institutionen erfolgen. Die Praxis und das Medium der Kommunikation sind im jeweiligen Modus verschieden. Das bisher ausgeklammerte Diskursivieren des ‚Hauses‘ oder ab dem frühen 19. Jahrhundert der ‚Familie‘ erfolgt aus einer gewissen Distanz zum Geschehen, konstituiert aber eine eigene, normativ wirkmächtige Perspektive, die auf die Wahrnehmungen von sowohl Akteuren als auch Institutionen Einfluss nimmt bzw. diese aufnimmt und bündelt. Der Diskurs, das heißt stereotypes Reden und Schreiben über ‚Haus‘ und ‚häusliches Regiment‘ etc. generiert öffentliche Relevanz und damit eine Art dauerhafte Beobachtung, die man aus einer umfassenden Analyse der kommunikativen Kontexte nicht ausklammern kann. So zeigt das Beispiel des intensivierten normativen Redens über Ehe und Eheschließung im Zeitalter der Reformation, wie ein diskursiver Wandel Institutionenbildung und neue Optionen der Konstruktion von Geschlecht im ‚Haus‘ anschieben kann. Und die ab ca. 1800 immer wieder bekundete Wertschätzung der Liberalen für die idealisierte ‚Familie‘ als zu schützende ‚natürliche‘ Grundlage der Gesellschaft steht klar im Widerspruch zu der Behauptung, ‚Familie‘ sei reine Privatsache¹²². Diskurs impliziert bereits eine Art von Beobachtung und damit auch Öffentlichkeit.

¹²⁰ Zit. nach Melville / Müller, Franziskanische Raumkonzepte, 111.

¹²¹ Studer / Unfried, „Das Private ist öffentlich“, 108.

¹²² Vgl. den paradoxen Diskurs der Moderne über Sexualität: Foucault, Der Wille zum Wissen.

Das folgende Schema soll die verschiedenen Dimensionen der Herstellung von Offenheit häuslicher Wohn- und Lebensgemeinschaften verdeutlichen.

Kommunikative Praxis rund um das Haus

Kategorie	Modus	indirekt / vermittelt
1. Beobachten		
Wer?	anwesende Akteurinnen und Akteure: Nachbarn, Verwandte, Dienstboten, Peers, Pfarrer, Freunde	Institutionen und Experten: Gerichte, Ämter, Pfarrer, Therapeuten
Wie?	Ehre und Repräsentation: Vorzeigen und Einsichtnahme	rechtliche Begriffe / wissensorientierte Analyse
2. Intervenieren		
Wer?	anwesende Akteurinnen und Akteure (siehe oben)	Institutionen und Experten (siehe oben)
Wie?	Interaktion und Inszenierung: Kopresenz und Zugänglichkeit, Hilfs- und Rügerituale	rechtsorientierte Verfahren: Urteile, Erlasse, finanzielle Eingriffe, Empfehlungen und Therapien
3. Diskursivieren	lebensweltliches Gerede	Konstruktion von öffentlicher Relevanz durch Distanzmedien

Die in diesem Schema skizzierten Kategorien können historisch übergreifend auf Wohn- und Lebensgemeinschaften in verschiedenen Epochen und Gesellschaften angewandt werden. Hervorzuheben sind die veränderlichen Modi der Herstellung von Offenheit, und man wird nicht fehlgehen, die direkt-unmittelbaren Beobachtungen sowie Interventionen in concreto durch Akteure und Akteurinnen vor allem auf die Vormoderne, die indirekt-vermittelten Eingriffe durch Institutionen und Experten auf moderne Gesellschaften zu beziehen. Denn während die Einflussmöglichkeiten von Nachbarn in puncto sozialer Kontrolle und Hilfsleistungen bis ins 17. Jahrhundert hinein sicher kaum zu überschätzen sind, ist die Offenheit durch intensive Beobachtung der Familie von Seiten wissenschaftlich geschulter Ratgeber und Therapeuten schon bei kleinsten Normabweichungen, zum Beispiel bei der Entwicklung der Kinder, ein relativ neues Phänomen. Charivari und Skimmington haben ihre Bedeutung zur Abndung von häuslicher Devianz ebenso eingeblüht wie das ‚Geschwätz‘ der ‚Waschweiber‘ am Brunnen. Anders als die ‚archaische‘ Ehre muss das ‚moderne‘ Prestige nicht permanent vorgezeigt und agonal im Alltag reproduziert werden¹²³. Demgegenüber zeichnen für die entscheidenden Beobachtungen und Interventionen in

¹²³ Einschlägig weiterhin *Walz*, *Agonale Kommunikation*; *Vogt / Zingler* (Hrsg.), *Ehre*.

die Familie während der Moderne mit ihren ausdifferenzierten Funktionen immer mehr Institutionen mit rechtsorientierten Verfahren sowie spezialisierte Experten verantwortlich. Eine Zwitterstellung nehmen Gemeindepfarrer ein. Denn sie sind bei der Aufsicht über christliche Sitten ‚face to face‘ bekannte Akteure im Dorf bzw. Stadtteil, die sich mittels Predigt und Beichtgespräch unmittelbar an die ‚Hausväter‘ und ‚Hausmütter‘ wenden. Zugleich aber handeln sie bereits in der Frühen Neuzeit im Auftrag einer Institution, ausgestattet mit Spezialwissen.

2. Eine Signatur der Frühen Neuzeit

Was ist charakteristisch für häusliche Wohn- und Lebensgemeinschaften in der Frühen Neuzeit? Es geht hier nicht darum, das in der Forschung etablierte Kriterium des funktionalen Arbeitszusammenhangs unter einem Dach zu ersetzen. Zusammengefasst ergeben sich aber unter dem Leitbegriff *offenes Haus* vier bislang unterbelichtete Aspekte: auf der Mikroebene erstens die Interaktion mit der Nachbarschaft; zweitens eine ‚Kultur der Sichtbarkeit‘; drittens Kopresenz durch Zugänglichkeit des häuslichen Binnenraums und Auslagerung von Funktionen; viertens auf der Makroebene ein hohes Maß an Sozialintegration bei zunehmender Systemintegration. In der lebensweltlichen Praxis von Haus sind alle vier Aspekte eng miteinander verbunden.

Für Nachbarschaft gilt das eigentlich Naheliegende! Sie definiert sich durch unmittelbare räumliche Nähe. Bemerkenswerterweise wird in sehr unterschiedlichen Quellen, in katechetischen Geboten über ‚nachbarliche Liebe‘ wie auch obrigkeitlichen Verordnungen zu Hochzeitsfeiern oder Berichten über Charivari, auf die Bedeutung des ‚Nächsten‘ abgehoben. Nachbarschaft ist in der Frühen Neuzeit nicht optional zu verstehen, sondern als eine Form von kontinuierlicher sozialer Kommunikation. Insofern benennt der Aspekt der ‚Involviertheit der Zuschauer‘ in der Performanztheorie der Theaterwissenschaften zwar einen wichtigen, erstrangigen Adressaten für häusliche Inszenierungen allerlei Art. Hervorzubeben ist aber die Dauerhaftigkeit dieser Art von Präsenz und die Wechelseitigkeit des nachbarschaftlichen Verhältnisses unter idealiter Gleichen während der Vormoderne. Überdies benötigt die normativ zumeist wertgeschätzte, aber institutionell nicht abgesicherte Nachbarschaft – ähnlich wie Haus – repetitive Ereignisse, um fassbar zu sein. Von kulturanthropologischer Seite her ist auf den Kontext ‚aus wortloser Hilfe und gnadenloser Kontrolle‘ als der traditionellen Nachbarschaft wesenseigen hingewiesen worden¹²⁴. Dabei impliziert intensive Integration per se auch Ausgrenzung. Man hat es mit einem klassischen Kontext des Einerseits-andererseits zu tun. Nachbarn und Nachbarinnen

¹²⁴ So, die Forschungsliteratur restimierend, *Schilling*, *Nachbarn*, 10.

sind mit dabei: schon beim Hausbau, bei der Geburt und der Beerdigung, als Helfende und Schutzgewährende, als Rügende und Denunzierende. Nichts unterstreicht die alltägliche Relevanz von Nachbarschaft mehr als die Häufigkeit des stummen oder lauten Streits über Immissionen, Servituten, Banalitäten. Deswegen spricht auch manches dafür, dass diese soziale Institution um 1800 nicht einfach zur Grußbeziehung verkommt; zweifellos erlebt sie jedoch in der Moderne einen Funktionswandel.

Um die Dauerhaftigkeit sozialer Ordnung zu gewährleisten, bedürfen interaktionsbasierte Gesellschaften wiederholter sichtbarer Ereignisse. Nicht nur die Gesellschaft des Mittelalters, sondern auch die der Frühen Neuzeit war deshalb eine hochgradig performative Kultur, in der sich die Menschen durch große und kleine Inszenierungen verständigten. Stereotypen, auf Wiedererkennen angelegten räumlichen Ensembles kam daher für die gesellschaftliche Integration große Bedeutung zu. Die skizzierte ‚Kultur der Sichtbarkeit‘, in der dem Verbergen und Verheimlichen wenig Raum zugestanden wurde, bezieht sich nicht zuletzt auf Nachbarn und Nachbarinnen. Offenheit und Vorzeigen waren Usus und so selbstverständlich, dass darüber kein schriftlicher Diskurs geführt werden musste. Indes benötigte die Herstellung von Sichtbarkeit durchaus das lebensweltliche Gerede im Dorf oder Quartier.¹²⁵ Dem Wie der Kommunikation, einem *Procedere* nach Regeln der Ehre, kam eine besondere Bedeutung zu. Als zwei Seiten einer Medaille verweist ‚Kultur der Sichtbarkeit‘ auf Repräsentation (Vorzeigen) und Transparenz (Beobachtung). Der häusliche Raum stand offen für soziale Kontrolle und Interventionen durch integrierte Akteurinnen und Akteure. Der Hausrat wurde für die Nachbarn ausbreitet, ‚verschwendische‘ Kleidung zeigte man, wenn die Sittengerichte der Obrigkeit es nicht untersagten. Fassaden bemalte oder beschmierte man. Konflikte wie auch Strafrituale wurden – übrigens analog zu notorischen Strafpraktiken der Obrigkeit – nicht kaschiert, sondern wie selbstverständlich auf Vorderbühnen platziert.

Noch einmal ist hier auf das für Kopräsenz und Sichtbarkeit signifikante Beispiel der offenen Türen hinzuweisen: Zweifellos konnten es auch praktische Notwendigkeiten der Arbeitsprozesse auf dem Hof oder in der Werkstatt erfordern, die Haustür offen zu halten. Indes war der Umstand einer offenen oder geschlossenen Tür keine Nebensache, sondern normativ codiert. Dies gilt übrigens heute noch für die Open-Door-Policy in Institutionen in den USA. Ob die Bewohner eines Hauses nun wollten oder nicht, sie machten mit dem Akt der Öffnung oder (Ab-)Schließung ihrer Eingangstür eine Aussage, die das direkte soziale Umfeld registrierte und interpretierte. Wo nichts zu verbergen war, entsprach *offensichtlich* alles der Ordnung. Die Abschließung zu bestimmten Anlässen wie im Konfliktfall wurde zwar

125 Capp, *When Gossips Meet; Holenstein/Schandler, Geschwätzgeschichte(n)*.

akzeptiert, eine Tür, die stets zu war, erregte aber Verdacht. Offene Türen ließen erwarten, dass das alltägliche Leben in den Häusern den Regeln der Ehre und des ‚Gemeinwohls‘ gehorchte. Der Unterschied zur Bedeutung der Wohnungstür in der Gegenwart könnte nicht größer sein. Denn architektursoziologisch gilt heute: „Die Tür ist vor allem dazu da, eine Wohnung hinter sich abzusperrten, weniger, um sie zu öffnen.“¹²⁶

Die Fähigkeit zur Kopräsenz im Haus bildet eine erstrangige soziale Resource und zugleich einen Indikator. Kopräsenz geht über Koresidenz hinaus und steht nicht selten in Kontrast zu herrschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen. Wer dazu gehören wollte, musste ‚rein‘ kommen! Nicht-Kopräsenz und die solcherart hergestellte Privatheit konnte zweierlei signalisieren: Außenseiterdasein durch Nichtzulassung oder aber gerade Macht und Status durch intendierte Grenzsetzung. Die häuslichen Ensembles am Hof und in den Villen des Hochadels staffelten Macht strikt raumbezogen durch die jeweils zulässige Kopräsenz.¹²⁷ In diesem schmalen oberen Segment der Gesellschaft finden sich auch bereits früh Hinterbühnen für legitimes Alleinsein in ‚studiosos‘, ‚cabinets‘ oder ‚closets‘, eingeschränkt indes durch die Gegenwart von Dienstpersional. Die ab dem Spätmittelalter fassbare Ausdifferenzierung des Wohn- und Arbeitsraums durch die Einrichtung von ‚oberen Kammern‘ in Stubenhäusern oder das Einziehen von Wänden in Dielenhäusern schuf im Haus Zonen, die durch Kopräsenz bzw. partiellen Rückzug definiert waren. Die Geschichte des Wohnens ist insgesamt eine Geschichte der zunehmenden Regulierung und Fixierung zulässiger Kopräsenz. So spricht manches für einen sozialen Wandel der vorherrschenden Kopräsenz im Verlauf der Frühen Neuzeit, zum Beispiel die Distanzierung von Nachbarn zugunsten der Präsenz von ‚Freunden‘. Nach 1800 kam es allgemein im Bürgertum zu einer Beschränkung von Kopräsenz in Form von festgelegten Besuchszeiten.¹²⁸ Insgesamt wird man davon ausgehen können, dass die Offenheit des häuslichen Ensembles durch lebensweltliche Sichtbarkeit und eine quasi-permanente Kopräsenz in den unteren Schichten weitaus stärker ausgeprägt war und auch weiter in die Moderne hineinragt als in den Oberschichten. Die sozialen Eliten tauschten als erste die spätmittelalterlichen Gemeinschaftsbetten gegen Einzelbetten aus, privatisierten sukzessive das Haushalten und trugen dann im 18. Jahrhundert auch ihre Ehekonflikte nicht mehr vor Gericht aus. Auf Hilfeleistungen durch Nachbarn konnten sie verzichten. Man denke im Kontrast zu dieser Abschirmung und Verhäuslichung – die allerdings mit einem großen Bedürfnis nach Repräsentation als Vorzeigen von Macht und Ehre zumindest bei

126 *Seite*, Die eigenen vier Wände, 12.

127 Vgl. *Thornton, Interior*; vgl. zur strikten Hierarchisierung der „entrées“ in das Schlafgemach des Königs *Dobie*, Wie man sich bettet, 137 f.

128 *Mettele*, Der private Raum.

punktuellen Anlässen korrespondierte – an die Wohnverhältnisse von Arbeitern im Zeitalter der Hochindustrialisierung¹²⁹.

Mit Koprsenz verknüpft ist eine Auslagerung von Funktionen. So war das Haushalten in einigen Aspekten während der Frühen Neuzeit noch nicht verhäuslicht, sondern erfolgte ‚zwischenhäuslich‘, oft als kollektive Arbeitsgesellschaft unter freiem Himmel. Dies gilt für die Situierung grundlegender Arbeitsabläufe in der bäuerlichen Gesellschaft, die Nutzung der Gasse vor dem Haus durch städtische Handwerker oder den Transport von Wasser und Energieträgern in das Haus vor der Installation häuslicher Wasserleitungen und Kohlelieferungen. Die Größe des Holzstapels vor dem Haus machte sichtbar eine Aussage über Kapazität und Qualität des Haushaltens insgesamt. Bekanntlich erfolgte in der Frühen Neuzeit auch die Sozialisation der Kinder noch nicht so sehr im häuslichen Binnenraum, sondern kollektiv im Dorf bzw. auf der Gasse durch sogenannte Knabenschaften und Gesellen sowie in Spinnstuben. Dieser Aspekt kann hier nicht weiter ausgeführt werden.¹³⁰

Die Sattelzeit um 1800 bleibt für die Geschichte von Haus und Familie auch in der hier vorgeschlagenen Perspektive relevant. Durch die um 1800 beschleunigte Transformation überlagert und verdrängt institutionen- und rechtsbasierte Systemintegration ältere Formen der Sozialintegration als Prinzip von Selbsthilfe-Gesellschaften mit Koprsenz. Diese Makroprozesse tangieren direkt die Praxis von Haus im Wandel hin zur bürgerlichen, funktionsentlasteten Familie oder gehen vielmehr von dieser Entwicklung im Mikroraum mit aus. Der Platz des Einzelnen im Gemeinwesen wird nicht mehr (allein) durch ständisch-familiäre Herkunft zugewiesen. Integration setzt nicht mehr die Zugehörigkeit zu einem ‚Haus‘ voraus. Die Geschlechterrollen von Mann und Frau sowie diejenigen von Kindern und Gesinde werden neu verhandelt. Erst im Zuge dieser Makroveränderung öffnet sich eine Nische für die selbstbezogene, sich abschirmende und für Außenstehende mitunter kryptische Intinkommunikation der bürgerlichen Familie¹³¹. Auf den zweiten Blick zielt indes eine allzu strikte Trennung der beiden in dem Schema vorgestellten Kommunikationsmodi entlang der eingeschliiffenen Grenze zwischen Vormoderne und Moderne zu kurz. Denn bereits die im Spätmittelalter einsetzende Obrigkeitsschulung und das intensive Diskursivieren während der Reformationszeit lassen direkte und indirekte Beobachtungen des Geschehens im Haus parallel laufen. Die zahlreichen Ehe- und Nachbarschaftskonflikte vor Gericht sprechen für Systemintegration. Markant ist zum einen die Bedeutung von Interaktion und auf (Wieder-)Erken-

¹²⁹ Von *Saldern*, Wohnen, v. a. 200 ff.

¹³⁰ Vgl. näher zuletzt von *Greyerz*, Passagen, 115 f.

¹³¹ Vgl. dazu konzis *van Dülmen*, Entdeckung, 118 f.; vgl. allgemein zuletzt *Schmidt-Vogel* (Hrsg.), Ehe.

nen angelegter Performanz, die eine direkte Offenheit des Zusammenlebens in häuslichen Ensembles implizieren. Dieser Befund ist im Hinblick auf Spätmittelalter und Frühe Neuzeit basal. Koprsenz allein, die als solche relativ fluid ist, macht das Haus aber nicht aus. Um Dauerhaftigkeit zu gewährleisten, bedarf es erkennbarer Inszenierungen und des Redens über das ‚Haus‘. Zum anderen entstehen im Zuge von Obrigkeitsschulung, Konfessionalisierung und medialem Wandel frühzeitig Institutionen, deren Kommunikationsweisen deutlich anders beschaffen sind als lebensweltliche Rituale. Von mehreren Seiten her wird so in der Frühen Neuzeit eine sehr facettenreiche Offenheit des Hauses hergestellt.

Summary

An Open House.

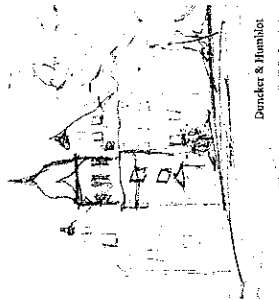
Communication Practices in Early Modern Europe

The article addresses the history of family, house and household. With the key category of the 'open house', two aims are pursued. Firstly, the article discusses the basic ways of communication between the actors in the house and their social environments during the early modern period. Secondly, a new concept is proposed for the study of the daily practice of living and dwelling in historical societies. In order to characterize the relevant impact of spatial arrangements, the term 'house' is preferred in contrast to the well-established term 'household'. The proposed concept refers to recent discussions in social and cultural studies on the categories of 'performance', 'social construction of space' and 'communication' as a structured way to select social meanings. The analysis is based on four empirical examples: 1) the change of the spatial arrangement of the 'house' with special regard to so-called public and private spheres from the 17th century onwards; 2) the relevance of neighbourhood ('next neighbours') for both social integration and social control throughout the early modern period; 3) the practice of the washing day as an example for the public performance of domestic economy; 4) the role of marital and other courts as a new means to observe the behaviour of spouses from the 16th century onwards. In contrast to the contents of normative sources, a focus on the practice of communication reveals a certain transparency of almost all action in the house. We may even speak of a culture of visibility, in which performative events and repetitive rituals played an important role. Furthermore, certain rooms of the house were much more accessible for outsiders than they were in the 19th century bourgeois society. Therefore, we can detect a twofold openness of the house. Observations and interventions came from both the immediate social environments and law-based institutions. Albeit in the course of the examined time period, system integration by institutions and experts increasingly overlapped socially integrated in the neighbourhood etc. It was the social elites who first successfully attempted to cut the links between their dwellings and its direct social environments. However, their concept of social rank was based on the representation of honour, which implied other characteristic ways of openness.

Jürgen Kloosterhuis (Bearb.)

Annäherungen an Friedrich Wilhelm I.

Eine Lesestunde im
Schloss Königs Wusterhausen



Duncker & Humblot

Frontispiz, zahlr. farbige Abb.,
66 S. 2011 (978-3-428-13730-5) € 14,80
Auch als E-Book erhältlich

Friedrich Wilhelm I. in Preußen (reg. 1713 - 1740) zählte zweifelsohne zu den wirkungsstärksten Fürsten seiner Zeit - und ist trotzdem zum „König im Schlagschatten“ geworden: zunächst überschattet vom Ruhm seines Sohnes, Friedrich des Großen; danach von Publizisten, die ihre Federkiele nach politischen Berichtsabsichten und höchstpersönlichen Erkenntnisinteressen lenkten; schließlich auch überschattet vom eigenen Charakter, mit dem er sich selbst das Leben schwer machte. Aber gerade dieser Monarch hat ein nahezu unverfälschtes, höchst individuelles Zeugnis der Lebenswelt hinterlassen, in der er sich am wohlsten fühlte: Schloss Königs Wusterhausen mit seiner nahegelegenen Kirche und der reizvollen, für fürstliche Jagdfreuden wie geschaffenen Umgebung.

Zur Feier des Zehn-Jahres-Tages der Wieder-Eröffnung von Königs Wusterhausen als Museums-Schloss war vom Bearbeiter dieses Bändchens am 4. September 2010 eine Lesestunde arrangiert worden, die ihren Gästen „Annäherungen an Friedrich Wilhelm I.“ ermöglichen wollte: in Form von Texten zweier bedeutender Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts (Leopold von Ranke, Carl Hinrichs), sowie zweier religiös motivierter Autoren der Zwischenkriegszeit (Reinhold Schneider, Jochen Klepper). In Sonderheit sollte der König selbst durch seine „Marginal-Dekrete“ vernommen werden, also durch jene eigenhändig verfassten Randverfügungen, mit denen er tagtäglich ein siebenundzwanzigjähriges Monarchenleben lang sein komplexes Regierungsgeschäft betrieb. Daraus ergibt sich zunächst ein reizvoller Kontrast zwischen dem Aktenstil und der Literatensprache. Vor allem aber vermögen die Marginalien Friedrich Wilhelms Wesenszüge noch heute in einer Weise zu erhellen, wie sie unmittelbarer nicht sein kann.

Zeitschrift für Historische Forschung

Herausgegeben von

Nikolas Jaspert, Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw,
Peter Oestmann, Heinz Schilling, Bernd Schneidmüller,

Barbara Stollberg-Rilinger

38. Band 2011 Heft 4



Duncker & Humblot · Berlin

Duncker & Humblot · Berlin

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit

Herausgegeben von Prof. Dr. Nikolas Jaspert, Bochum;
 Prof. Dr. Johannes Kunisch, Köln; Prof. Dr. Dr. h.c. Klaus Luig, Köln;
 Prof. Dr. Peter Moraw, Gießen; Prof. Dr. Peter Oestmann, Münster;
 Prof. Dr. Heinz Schilling, Berlin; Prof. Dr. Bernd Schneidmüller, Heidelberg;
 Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger, Münster

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Wim Blockmans, Wassenaar; Prof. Dr. Michail Boytsov, Moskau;
 Prof. Dr. Christoph Duhamelle, Paris; Prof. Dr. Mati Laur, Tartu;
 Prof. Dr. Massimo Mecarelli, Macerata; Prof. Dr. Pierre Monnet, Paris;
 Prof. Dr. Lyndal Roper, Oxford; Prof. Dr. David Sabean, Los Angeles;
 Prof. Dr. Simon Teuscher, Zürich

Zusendungen:

Alle den redaktionellen Teil der Zeitschrift betreffenden Zusendungen sind zu richten an: Prof. Dr. Barbara Stollberg-Rilinger, Historisches Seminar der Universität, Domplatz 20-22, 48143 Münster. E-Mail: zhf.redaktion@uni-muenster.de

Urheber- und Verlagsrechte:

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, welcher Art auch immer, außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für Übertragungen in eine von Maschinen insbes. Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache.

Manuskripte:

Eine Haftung für unverlangt eingereichte Manuskripte wird nicht übernommen. Eine Rückgabe erfolgt nur, wenn Rückporto beigefügt ist. Die Einreichung des Manuskripts stellt ein Angebot an Verlag und Redaktion zur Übertragung des ausschließlichen Verlagsrechts für die Zeit bis zum Ablauf des Urheberrechts dar. Die Annahmeerklärung kann förmlich erfolgen, sie kann aber auch implizit durch Abdruck des Manuskripts ausgesprochen werden. Das übertragene Verlagsrecht schließt auch die Befugnisse zur Einspeicherung in eine Datenbank sowie zu weiteren Vervielfältigungen zu gewerblichen Zwecken in jedem möglichen Verfahren ein. Dem Autor verbleibt die Befugnis, nach Ablauf eines Jahres anderen Verlagen eine einfache Abdruckgenehmigung zu erteilen; ein eventuelles Honorar hieraus steht dem Autor zu.

Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich im Gesamtumfang von ca. 640 Seiten als Print- und Online-Ausgabe. Der Abonnementpreis beträgt jährlich € 178,- für Institutionen (incl. Online-Zugang für eine unbegrenzte Nutzerzahl an einem Standort) und € 102,- für Privatpersonen (incl. personengebundenem Online-Zugang). Studententpreis und Online-Only-Abonnements sind auf Anfrage möglich. Einzelhefte (ohne Online-Zugang) kosten € 32,-. Alle Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen und verstehen sich zzgl. Versandkosten.

Bestellungen können über jede Buchhandlung oder direkt an den Verlag gerichtet werden. Abbestellungen müssen 6 Wochen vor Jahresende erfolgen.

Einzelne Artikel werden unter <http://ejournals.duncker-humboldt.com/loi/zhf> (ab Jg. 2008) zum Download angeboten.

Weitere Hinweise zur Zeitschrift (auch Inhaltsverzeichnisse ab 2003) finden Sie unter: www.duncker-humboldt.de/zeitschriften/zhf

Verlag Duncker & Humblot GmbH, Carl-Heinrich-Becker-Weg 9, 12165 Berlin

Ruf: +49 (0) 30 / 79 00 06 - 0, Telefax: +49 (0) 30 / 79 00 06 - 31

Internet: <http://www.duncker-humboldt.de>

Druck: Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin

ISSN 0340-0174 (Print-Ausgabe)

ISSN 1865-5599 (Online-Ausgabe)

Inhalt

Abhandlungen und Aufsätze

Folker Reichert, Nabel der Welt, Zentrum Europas und doch nur Peripherie? Jerusalem in Weltbild und Wahrnehmung des späten Mittelalters	559
Volker Bauer, Strukturwandel der höfischen Öffentlichkeit. Zur Medialisierung des Hoflebens vom 16. bis zum 18. Jahrhundert	565
Jochim Eibach, Das offene Haus. Kommunikative Praxis im sozialen Nahraum der europäischen Frühen Neuzeit	621

Buchbesprechungen

Buchinger, Kirstin/Claire Gantet/Jakob Vogel (Hrsg.), Europäische Erinnerungsräume (Patrick Schmidt)	665
Paravicini Bagliani, Agostino, Il potere del papa. Corporeità, autorappresentazione, simboli (Werner Maleczek)	667
Parish, Helen, Clerical Celibacy in the West: c. 1100-1700 (Volker Leppin)	669
Krieger, Gerhard (Hrsg.), Verwandtschaft, Freundschaft, Bruderschaft. Soziale Lebens- und Kommunikationsformen im Mittelalter (Andreas Büttner)	671
Meyer, Tim, Gefahr vor Gericht. Die Formstrenge im sächsisch-magdeburgischen Recht (Hiram Kümpfer)	672
Patzold, Steffen, Episcopopus. Wissen über Bischöfe im Frankenreich des späten 8. bis frühen 10. Jahrhunderts (Hermann Kamp)	674
Epstein, Steven A., An Economic and Social History of Later Medieval Europe, 1000-1500 (Gabriel Zeilinger)	677
Hersperger, Patrick, Kirche, Magie und „Aberglaube“. Superstitio in der Kanonistik des 12. und 13. Jahrhunderts (Heike Johanna Mierau)	678
Auge, Oliver, Handlungsspielräume fürstlicher Politik im Mittelalter. Der südliche Ostseeraum von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis in die frühe Reformationszeit (Wolfgang Huschner)	679
Die ältesten Viten Papst Cölestins V. (Peters vom Morrone), hrsg. v. Peter Herde (Georg Strack)	681
Fleischmann, Peter, Rat und Patriziat in Nürnberg. Die Herrschaft der Ratsgeschlechter vom 13. bis zum 18. Jahrhundert (Michael Hecht)	682
Die Landtagsabschiede des Erzstifts Bremen und des Hochstifts Verden, bearb. v. Arend Mindermann (Martin Frippe)	684
Epstein, Stephan R./Maarten Prak (Hrsg.), Guilds, Innovation, and the European Economy, 1400-1800 (Philipp Hoffmann-Rehmitz)	685

zu rechnen ist.⁵⁸ Es käme also auf den Versuch einer Klanggeschichte an, die nicht nur eine bis dato vernachlässigte Dimension menschlicher Erfahrung historisiert und der Geschichtswissenschaft zuallererst einmal erschließt, sondern entscheidend neue, nur über die Aufmerksamkeit auf Klänge zugängliche Aspekte entdeckt. Andernfalls verbleibt sie im Stadium der hinzugefügten Komplementärgeschichte.⁵⁹

II. Klang- und Hörkulturen

Das Grundproblem jeder nicht-komplementären Klanggeschichte vor dem Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit – aber letztlich auch danach – ist so trivial wie folgenreich: ihr Gegenstand ist verklungen. Im Unterschied zur inzwischen fest etablierten Analyse visueller Kulturen sieht sich die Geschichte des Klangs mit der nicht überwindbaren Schwierigkeit konfrontiert, dass ihr Objekt vielfach nicht mehr in der zumindest physiologisch analogen Form gegeben ist. Bilder sind vielfach überliefert, Klänge in der Regel nicht. Visuelle Medien in Form etwa von Kunstwerken oder Architektur bieten sich oftmals dem Blick des Historikers oder der Historikerin selbst dar und gewinnen ihre Qualität als „Zeugen ihrer Zeit“ (Bernd Roeck) gerade durch die Differenz zum Blick vergangener Betrachter. Das konstitutiv Ephemere des Klangs, seine existenzielle Zeitgebundenheit verhindert zunächst diese sich gleichsam von selbst einstellende Historisierungsaufgabe. Die Überlieferung von Klängen als akustischen Ereignissen schaltet daher immer eine mediale Zwischenebene ein: Notenschrift, Klangobjekte als Überreste vergangener materieller Kultur sowie vor allem Versprachlichungen von Hörerfahrungen aller Art. Das betrifft auch, wenngleich in unterschiedlicher Weise, Formen technischer Klangaufzeichnung. Walzen, Tonbänder, Schallplatten oder mp3-Dateien suggerieren zwar den Realitätseffekt einer naturgetreuen Wiedergabe des Verklungenen, sind aber prinzipiell nicht weniger medial form(at)iert als andere Medien der akustischen Inskription.⁶⁰ Daraus folgt zum einen, dass jede Geschichte des Klangs immer auch Mediengeschichte seiner Speicherung sein muss. Dabei besteht zunächst einmal kein qualitativer Unterschied darin, ob diese Speicherung als Verschriftlichung von akustischen Wahrnehmungen vorliegt oder als Einschreibung in technische Medien. Mediengeschichte gerade auch des Akustischen erschöpft sich damit nicht in der Nacherzählung technischer Innovationen, sondern lässt sich als Kulturgeschichte komplexer Einschreibungsprozesse in unterschiedliche Medien, von Sprache über Schrift

58 Vgl. in diesem Sinne auch die Bemerkungen bei Martin Jay, *In the Realm of the Senses. An Introduction*, in: *American Historical Review* 116. 2011, S. 307–315, bes. S. 311 f.

59 Ähnlich auch Geisthövel, *Tonspur*, S. 166 f.

60 Vgl. zu diesem Zusammenhang instruktiv Lisa Gitelman, *Scripts, Grooves, and Writing Machines. Representing Technology in the Edison Era*, Stanford, CA 1999.

bis zu digitalen Speichern beschreiben. Jonathan Sterne hat gerade für technische Medien der Klangaufzeichnung gezeigt, dass ihre Erfindung und Entwicklung auf außertechnischen, kulturellen Voraussetzungen beruht.⁶¹ Er wendet sich damit gegen eine starke Strömung insbesondere in der deutschen Medientheorie und -geschichtsschreibung, die die Geschichte einem technisch-medialen Apriori unterwirft und damit auch einen qualitativen Bruch in der Entwicklung technischer Medien annimmt.⁶²

Zum anderen wird durch die Einsicht in die mediale Verfasstheit alles Verklungenen deutlich, dass dieses nur im Kontext einer kulturellen Einordnung und Deutung greifbar ist, was wiederum nur möglich ist durch den Rekurs auf nichtklangliches Quellenmaterial, das über die Sinnhorizonte und Zuschreibungsformen akustischer Wahrnehmung informiert.⁶³

Aus diesen Überlegungen lassen sich zwei methodische Prämissen ableiten. *Erfstens*: Klanggeschichte konstituiert ihren Gegenstand über Umwege, über Quellen also, die nicht den Klang selbst überliefern, sondern allenfalls Aufschluss über seine spezifische historische Wahrnehmung bieten. Klanggeschichte ist daher immer auch Mediengeschichte seiner Repräsentationen. *Zweitens*: Geht man von der fundamentalen Historizität akustischer Wahrnehmungsformen aus, die sich über wandelbare Deutungen von Klängen äußert, dann treten vor allem die kulturellen, sozialen und politischen Kontexte der Klangproduktion wie -rezeption in den Mittelpunkt des Interesses. Aus der Tatsache, dass Klanggeschichte also überhaupt nur als Geschichte der Klangwahrnehmung, -verarbeitung und -speicherung, letztlich also als Hörgeschichte geschrieben werden kann, resultiert methodisch daher fast notwendig ein gemäßigter (oder radikaler) Konstruktivismus als analytische Grundhaltung: Klänge sind eben erst durch die sich historisch wandelnden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sowie ihre medialen Repräsentationsformen als historische Phänomene und Gegenstände historischer Forschung konstituierbar.

Es wäre daher schon aus quellenkritischen Überlegungen heraus irreführend, eine reine Rekonstruktion einer verklungenen Klangumwelt (*soundscape*) zu versuchen. Absicht und Ziel von Klanggeschichte kann also keineswegs eine

61 Vgl. Sterne, *Audible Past*.

62 Vgl. zum technisch-medialen Apriori zusammenfassend Knut Ebeling, *Das technische Apriori*, in: *Archiv für Mediengeschichte* 6, 2006, S. 11–22; auch Jan-Friedrich Missfelder, *Endlich Klartext. Medientheorie und Geschichte*, in: Jens Hacke u. Matthias Pohlig (Hg.), *Theorie in der Geschichtswissenschaft. Einblicke in die Praxis des historischen Forschens*, Frankfurt 2008, S. 181–198.

63 Vgl. in diesem Sinne auch Bruce R. Smith, *Listening to the Wild Blue Yonder. The Challenges of Acoustic Ecology*, in: Bandt, *Hearing Places*, S. 249–270.

Inventarisierung des Verklungenen sein,⁶⁴ sondern vielmehr die Erforschung der Bedeutungshorizonte, welche vergangene Gesellschaften und historische Akteure der akustischen Dimension ihrer Erfahrung zuschrieben. Man wird nie wissen, wie es eigentlich geklungenen, sondern nur, wie Menschen ihre Klangumwelt wahrnahmen und in ihr handelten. Diese Wahrnehmungen und Handlungen sind demnach als soziale Praktiken und politische Strategien innerhalb einer Gesellschaft zu verstehen. Man hat es also mit „Dramatisierungen“ akustischer Wahrnehmungen als „conventions of persuasive speaking about sound“ zu tun,⁶⁵ durch die historische Akteure politische und gesellschaftliche Ziele verfolgen können, ihre soziale Position markieren, ihre Sensibilität ausstellen oder Lärmbelastigung einklagen. Hier lassen sich akustische Sagbarkeitsregime identifizieren, die den Rahmen historisch gegebener Dramatisierungen abstecken und damit eine spezifische Klang- und Hörkultur bestimmen.

Zur Beschreibung einer solchen Klang- und Hörkultur empfiehlt es sich für die Geschichtswissenschaft, auch in diesem Fall auf die Signale zu hören, die eine theoretisch ausgeformte Sinnesanthropologie schon seit einiger Zeit aussendet,⁶⁶ um so dem seit bald 25 Jahren antrainierten ethnographischen Blick auch ein ethnographisches Ohr oder besser: einen ethnographischen Sinnesapparat hinzuzufügen zu können.⁶⁷ Besonders hilfreich für den Ansatz der hier skizzierten Klanggeschichte erscheint Steven Felds Begriff der „acoustemology“. Indem er Akustik und Epistemologie verschaltet, bezeichnet Felds Terminus das „potential of acoustic knowing, of sonic presence and awareness of sounding as potent shaping forces in how people make sense of experiences“.⁶⁸ Akustemologie zielt demnach auf die spezifisch akustische Art der

64 Vgl. dazu schon die Polemik gegen einen solchen klanggeschichtlichen Positivismus, wie ihn z. B. Guy Thuiller vertritt (vgl. ders., *Pour une histoire du quotidien au XIXe siècle*, Paris 1977), bei Corbin, *Geschichte und Anthropologie*, S. 123 f.

65 Vgl. zu Begriff und Konzept Bijsterveld, *Mechanical Sound*, hier S. 30.

66 Vgl. nur David Howes, *Sensual Relations. Engaging the Senses in Culture and Social Theory*, Ann Arbor, MI 2003; ders., *Can these dry Bones Live? An Anthropological Approach to the History of the Senses*, in: *Journal of American History* 95, 2008, S. 442–451; David Le Breton, *Le saveur du monde. Une anthropologie des sens*, Paris 2006; Constance Classen, *Worlds of Sense. Exploring the Senses in History and across Cultures*, London 1993.

67 Begriff nach James Clifford, *Introduction. Partial Truths*, in: ders. u. George E. Marcus (Hg.), *Writing Cultures. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley, CA 1986, S. 1–26, hier S. 12; vgl. auch Veit Erlmann, *But What of the Ethnographic Ear?*, in: ders., *Hearing Cultures*, S. 1–20 und Regina Bendix, *The Pleasures of the Ear. Toward an Ethnography of Listening*, in: *Cultural Analysis* 1, 2000, S. 33–50.

68 Steven Feld, *Waterfalls of Song. An Acoustemology of Place Resounding in Bosavi, Papua New Guinea*, in: ders. u. Keith H. Basso (Hg.), *Senses of Place*, Santa Fe, NM 1996, S. 91–135, hier S. 97; auch ders., *A Rainforest Acoustemology*, in: Bull, *Auditory*

Welterfahrung und Weltdeutung einer Gesellschaft. Klangphänomene, so Felds Hypothese, spielen eine entscheidende Rolle bei der Ausgestaltung sozialer Ordnung, der Organisation von Wissen und gesellschaftlicher Kommunikation sowie – für Anthropologen zentral – der Kosmologie. Klang ist daher in der Perspektive der Akustemologie stets mit Bedeutung versehen und wird zu einem sozialen Phänomen durch seine Wahrnehmung und Einordnung in ein deutendes System. Schließlich bietet das Konzept der Akustemologie auch die Möglichkeit der reflexiven Wendung. Es geht dann nicht nur um die Bedeutung von Klängen für die Etablierung sozialer und kultureller Ordnungen, sondern auch um die „soundways“ historischer Akteure, also „the paths, trajectories, transformations, mediations, practices and techniques – in short, the ways – that people employed to interpret and express their attitudes and beliefs about sound“.⁶⁹

Anthropologen wie Steven Feld oder David Howes zeigen in ihren Arbeiten, dass Ethnien wie die Kaluli oder Massim in Papua-Neuguinea umfassende Parameter der Weltorientierung nach vornehmlich akustischen Kriterien entwickeln.⁷⁰ Sie beschreiben differenzierte Klang- und Hörkulturen, die im Zentrum der jeweiligen Weltdeutungssysteme stehen. Auf diese Weise können sie starke Argumente gegen eine allgemeine Fixierung auf Visualität ins Feld führen, laufen aber zugleich Gefahr, ex negativo wiederum in die audiovisuelle Litanei einzustimmen und statt rein visueller nun rein auditive Kulturen zu postulieren.⁷¹ Ihr Forschungsobjekt wird auf diese Weise akustemologisch homogenisiert und verliert an Vielschichtigkeit und historischer Dynamik. Dabei verfügt das Konzept der Akustemologie durchaus über das Potential, um damit gerade den Wandel historischer Klang- und Hörkulturen zu beschreiben. So stellt Mark M. Smith's Arbeit ein exzellentes Beispiel dafür dar, dass sich politische und kulturelle Konflikte auch und vielleicht entscheidend aus differierenden Klangwahrnehmung des Eigenen und des Anderen, aus gegensätzlichen *acoustemes* also, erklären lassen.⁷²

In manchem schließt die Idee der Akustemologie an Modelle der interpretierenden Kulturanthropologie zum Beispiel Clifford Geertz' an, die für die Geschichtswissenschaft schon seit langer Zeit fruchtbar gemacht werden.⁷³ Neu und innovativ ist aber die Aufmerksamkeit auf akustische Phänomene

Culture Reader, S. 223 – 239 sowie das instruktive Interview: ders. u. Donald Brenneis, *Doing Anthropology in Sound*, in: *American Ethnologist* 31, 2004, S. 461 – 474.

69 Rath, *How Early America Sounded*, S. 2.

70 Vgl. Feld, *Waterfall of Sound*; Howes, *Sensual Relations*, S. 61 – 94.

71 Ganz ähnlich, allerdings mit Blick auf taktile und olfaktorische Weltorientierung verfährt auch Constance Classen, McLuhan in the Rainforest. *The Sensory Worlds of Oral Cultures*, in: Howes, *Empire of the Senses*, S. 147 – 163.

72 Vgl. Smith, *Listening to Nineteenth-Century America*.

73 Vgl. Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung*. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt 1995⁴.

und deren Integration in eine historische Sinnesanthropologie. Steven Feld und anthropologisch arbeitende Klanghistorikerinnen und -historiker knüpfen in dieser Hinsicht an Überlegungen des Komponisten und Pioniers der Klangökologie R. Murray Schafer an. Dieser versucht, Klänge als systemisches Netz aus „vernommenen Geschehnissen“ natürlicher, menschlicher und technischer Provenienz zu fassen, die historisch wandelbar sind, vor allem aber bewusst gestaltet werden können: „die Welt als eine makrokosmische musikalische Komposition“.⁷⁴ Ein solcher *soundscape* setzt sich nach Schafer aus dem Zusammenwirken von Grundlauten („keynote sounds“), Signalen („signals“) und Lautmarken („sound marks“) zusammen, welche die akustische Gestalt einer gegebenen historischen oder auch geographischen Situation bestimmen.⁷⁵ Grundlaute werden von Schafer als vorbewusste, in der Regel durch die natürlichen Bedingungen eines *soundscape* bestimmte „Tonarten“ definiert, die überhaupt nur ohrenfällig werden, wenn sie sich massiv verändern oder gar wegfallen. Signale sind dagegen „Vordergrundgeräusche“, die zu „ausgeklügelte[n] Codes organisiert“⁷⁶ und können somit eine kommunikative Funktion innerhalb eines *soundscape* erfüllen. Lautmarken schließlich wirken vergesellschaftend, indem sie Gruppen, Gemeinschaften oder Gesellschaften akustische Identitäten verleihen und dadurch „akustische Gemeinschaften“ konstituieren.⁷⁷

Man muss Schafers Analyseraster nicht *tel quel* auf alle historischen Situationen übertragen. Ebensowenig muss man die massiven zivilisationskritischen Untertöne seines auf diesem Modell basierenden klangökologischen Impetus teilen, um die Leistungen des *soundscape*-Begriffs anzuerkennen und ihn für eine anthropologisch informierte Klanggeschichte zu operationalisieren.⁷⁸ Zwei Punkte sind in dieser Hinsicht besonders hervorzuheben. Zunächst bietet Schafer überhaupt einen Systematisierungsansatz von Klängen, der sich nicht primär an deren phänomenologischer Gestalt, sondern an ihrer sozialen Funktion orientiert. Dies ermöglicht die Historisierung von Klangzuschreibungen und Klangfunktionalisierungen in vergangenen Gesellschaften als

74 R. Murray Schafer, *Die Ordnung der Klänge. Eine Kulturgeschichte des Hörens* [1977], hg. v. Sabine Breitsameter, Mainz 2010, S. 42 u. S. 38.

75 Vgl. ebd., S. 45 f.

76 Ebd., S. 46.

77 Vgl. ebd., S. 350 f.; auch Barry Truax, *Acoustic Communication*, Westport, CT 2001², S. 66.

78 Vgl. zur Kritik an Schafer nur Ari Y. Kelman, *Rethinking the Soundscape. A Critical Genealogy of a Key Term in Sound Studies*, in: *The Senses & Society* 5, 2010, S. 212 – 234; Sophie Arlette, *Sounds like City*, in: *Theory, Culture and Society* 21, 2004, S. 159 – 168; dagegen die sympathetische Lesart bei Sabine Breitsameter, *Hör gestalt und Denkfigur. Zur Geschichte und Perspektive von R. Murray Schafers Die Ordnung der Klänge. Ein einführender Essay*, in: Schafer, *Ordnung der Klänge*, S. 7 – 28.

spezifischen Ordnungen von Klängen.⁷⁹ Mithin lassen sich historische Akustemologien über das je spezifische Zusammenklängen von *keynote sounds*, *signals* und *soundmarks* beschreiben. Schafer selbst bietet eine historische Großthese zu diesem Zusammenhang, die eine vormoderne Hi-Fi-Umgebung von einer modernen Lo-Fi-soundscape abgrenzt. Während Hi-Fi-Umgebungen wie die vorindustrielle Natur für Schafer „ein günstiges Verhältnis von Signal und Rauschen“ auszeichnet und „einzelne Laute deutlich [werden], weil der Pegel der Umweltgeräusche niedrig ist“, werden in einer Lo-Fi-Situation wie der modernen Stadt „die einzelnen akustischen Signale überdeckt von einer übermäßig verdichteten Anhäufung von Lauten.“⁸⁰ Für Schafer stellt der Weg von Hi-Fi zu Lo-Fi eine akustische Verlustgeschichte dar, in welcher der Reichtum und die Differenzierungskraft des vormodernen Hörens im Gebrauch der industriellen, urbanisierten und medialisierten Moderne verloren gegangen ist. Auch diese Zivilisationskritik ist nicht zwingend, unterschätzt sie doch die Komplexität moderner urbaner soundscapes, die nicht als Degenerationsphänomen, sondern eher als akustisches Kommunikationssystem eigenen Rechts analysiert werden sollten.⁸¹ Dennoch bietet Schafer Unterscheidung eine Handhabe, historische Klänge als dynamische Systeme und soziale Aneignungen zu thematisieren.

Daneben ermöglicht der Terminus einen synthetischen Zugriff auf das gesamte Spektrum akustischer Phänomene und ihre Situierung im sozialen Raum. Er vermeidet die künstliche Aufspaltung des Akustischen in Geräusch, Sprache und Musik und begreift alle in je eigener Weise als sozial eingebundene Klänge. Er lenkt dadurch die Aufmerksamkeit auf die Historizität dieser Unterscheidung selbst. Darauf wird unten noch einmal zurückzukommen sein. *Soundscape* wird von Schafer explizit in Analogie zu *landscape* verstanden, einem Konzept also, das die fließende Grenze von Natur und Kultur problematisiert und historisiert.⁸² Klanggeschichtlich gewendet bedeutet dies, dass Naturklänge und menschengemachte *sounds* nur als wechselseitig

79 Sabine Breitsamer weist auf die Doppeldeutigkeit des Titels „Die Ordnung der Klänge“ hin, der nicht nur eine deskriptive, historische Dimension enthält, sondern eben auch eine präskriptive, klangökologische. Dem entspricht die Mehrdeutigkeit im Originaltitel „The Tuning of the World“ als „Stimmen eines Instruments, [...] Einstellen eines Radiosenders und [...] Manipulieren (das ‚Frisieren‘) eines Autos, dessen so erhöhte Leistung sich lautstark darbietet“, S. 9.

80 Schafer, *Ordnung der Klänge*, S. 91.

81 Vgl. v.a. Arquette, *Sounds like City*.

82 Vgl. Thompson, *Soundscape of Modernity*, S. 1: „Like a landscape, a soundscape is simultaneously a physical environment and a way of perceiving that environment; it is both a world and a culture constructed to make sense of that world.“ Vgl. dazu auch klassisch Joachim Ritter, *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*, in: ders., *Subjektivität. Sechs Aufsätze*, Frankfurt 1974, S. 141 – 163 u. S. 172 – 190.

aufeinander bezogen analysiert werden können.⁸³ „Natur“ ist auch in klanglicher Hinsicht eine kulturelle Konstruktion. Henry David Thoreau hatte zum Beispiel keine Bedenken, Kirchenglocken in seine Wahrnehmung einer akustisch unberührten Natur seines Refugiums Walden zu integrieren, schreckte aber vor dem Pfeifen der Dampflokomotive kulturkritisch zurück. Was hier als Kultur- oder Naturklang gilt, steht also keineswegs von vornherein fest, sondern ist als Bestandteil der spezifischen Klang- und Hörkultur, der Thoreau angehört, neu zu eruieren.⁸⁴ Die Analyse einer historischen Akustemologie zielt demnach in letzter Konsequenz auf die Rekonstruktion eines *Period Ear*, also auf die spezifischen „Hörbarkeitsregime“, welche die akustische Wahrnehmung einer Gesellschaft strukturieren.⁸⁵

III. Klanggeschichte als politische Geschichte

Klanggeschichte, wie sie hier verstanden werden soll, beschäftigt sich nicht mit Klängen als rein akustischem Material, sondern als kulturellen und gesellschaftlichen Phänomenen. Klingende Räume sind immer auch soziale Räume. Diese wiederum klingen nicht einfach so, sondern können akustisch besetzt, bestritten und umkämpft und dadurch zuallererst als politische Räume konstituiert werden.⁸⁶ Es gilt daher, die soziale und politische Wirkungsmacht von Klängen herauszuarbeiten, um so Politiken des Akustischen analysieren

83 Vgl. exemplarisch Jan-Friedrich Missfelder, *Donner und Donnerwort. Zur akustischen Wahrnehmung der Natur im 18. Jahrhundert*, in: Sophie Ruppel u. Aline Steinbrecher (Hg.), „Die Natur ist überall bey uns...“. Mensch und Natur in der Frühen Neuzeit, Zürich 2009, S. 81 – 94.

84 Vgl. zu diesem Zusammenhang instruktiv Peter Coates, *The Strange Stillness of the Past. Toward an Environmental History of Sound and Noise*, in: *Environmental History* 10, 2005, S. 636 – 665, bes. S. 643 f.; auch Diane Collins, *Acoustic Journeys. Explorations and the Search for an Aural History of Australia*, in: *Australian Historical Studies* 37, 2006, S. 1 – 17 sowie David Matless, *Sonic Geography in a Nature Region*, in: *Social & Cultural Geography* 6, 2005, S. 745 – 766.

85 Vgl. zum Begriff des *Period Ear* in ähnlichem wie dem hier gemeinten Sinne, aber aus musikwissenschaftlicher Perspektive Shai Burstyn, *In Quest of the Period Ear*, in: *Early Music* 25, 1997, S. 693 – 701; auch Michael Toyka-Seid, *Von der „Lärmpest“ zur „akustischen Umweltverschmutzung“*. Lärm und Lärmwahrnehmung als Themen einer modernen Umweltgeschichte, in: Bernd Herrmann (Hg.), *Beiträge zum Göttinger unweilthistorischen Kolloquium 2008/2009*, Göttingen 2009, S. 253 – 276, bes. S. 265; Vít Erdmanns Polemik gegen diesen Begriff (*Reason and Resonance*, S. 23) zielt eher auf diesen musikalischen Kontext einer vornehmlich authentischen historischen Aufführungspraxis und geht daher an dem hier gemeinten Zusammenhang vorbei.

86 Vgl. dazu systematisch aus der Perspektive der *sound studies* Brandon LaBelle, *Acoustic Territories. Sound Culture and Everyday Life*, New York 2010 sowie die Beiträge in Bandt, *Hearing Places*.

zu können. Als ein besonders geeignetes Analysekriterium zur Untersuchung historischer Klangkulturen erscheint dabei die Kategorie der Legitimität. Das breite Klangspektrum vergangener Gesellschaften war alles andere als sozial homogen. Deutungen und Sinnschreibungen des *soundscapes* durch historische Akteure etablierten eine eigene Hierarchie von legitimen und illegitimen Klängen. Ein illegitimer Klang kann als „Lärm“ rubriziert werden. Eine politische Geschichte des Klangs, welche mit der Kategorie der Legitimität arbeitet, ist also strukturell Lärmgeschichte. Dabei gilt: Was zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt als legitim oder illegitim, als Lärm also, gehört wurde, war Gegenstand gesellschaftlicher Konflikte und Aushandlungsprozesse zwischen konkurrierenden Klang- und Hörkulturen. Historische Akusteme stellten also keine stabilen und homogenen Strukturen dar, sondern waren durchzogen von vielfältigen Machtbeziehungen. So ergeben sich Fragen, die Klanggeschichte als politische Geschichte denkbar werden lassen: Welche Klänge wurden wann in welchem Kontext als Lärm begriffen, stigmatisiert, bekämpft oder zum Schweigen gebracht? Mögliche Antworten auf diese Fragen lassen sich über einen der angesprochenen Quellenwege zum Hören skizzieren: über ein Bild.

Auf William Hogarths Holzschnitt „The Enraged Musician“ (Abbildung 1) von 1741 ist ein wahres akustisches Pandämonium zu sehen (nicht zu hören). Hogarths Bild soll hier als Quelle für eine politische Geschichte des Klangs – und des Hörens – im urbanen Raum dienen, das die akustische Ordnung legitimer und illegitimer Klänge in einem spezifischen historischen Kontext vor Augen führt. Gezeigt wird eine Straßenszene in London, angefüllt mit Menschen unterschiedlichster Professionen und Beschäftigungen. Aus einem sich zur Straße hin öffnenden Fenster lehnt sich ein höfisch gekleideter Geiger, der sich – den Bogen noch in der einen Hand – mit beiden Händen die Ohren zuhält und offensichtlich gegen den von außen in den musikalisierten Innenraum seines Hauses dringenden Lärm protestiert. Dieser Lärm ist außerordentlich vielgestaltig. Im rechten Bildvordergrund geht ein Scheren-schleifer seinem kreischenden Handwerk nach, ein kleinwüchsiger Trommler steht daneben. Im Hintergrund läutet ein „dustman“ seine Glocke, während der ankommende Postreiter in sein Horn stößt. Dem Geiger direkt gegenübergestellt ist ein Straßenmusiker mit Oboe, eine Mutter versucht unter seinem Fenster, ein herzerreißend brüllendes Baby vergeblich durch Gesang zu beruhigen. Ein weiteres Kleinkind schwingt eine Rassel, während es einem etwa Gleichaltrigen beim Urinieren gegen des Musikers Hauswand zusieht. Inmitten dieses akustischen Chaos steht, herausgeloben durch eine leicht übernatürliche Größe und seinen weißen Rock, ein Milchmädchen, das den Betrachter mit leicht geöffnetem Mund anblickt.

Dieses Bild ist eine der meistzitierten Bildquellen in der klanggeschichtlichen Literatur, wird aber oftmals rein illustrativ herangezogen. Seine Interpretation fällt auch nicht gerade leicht, transportiert es doch kaum eine eindeutige Botschaft. R. Murray Schafer sieht in Hogarths Stich den „Konflikt zwischen

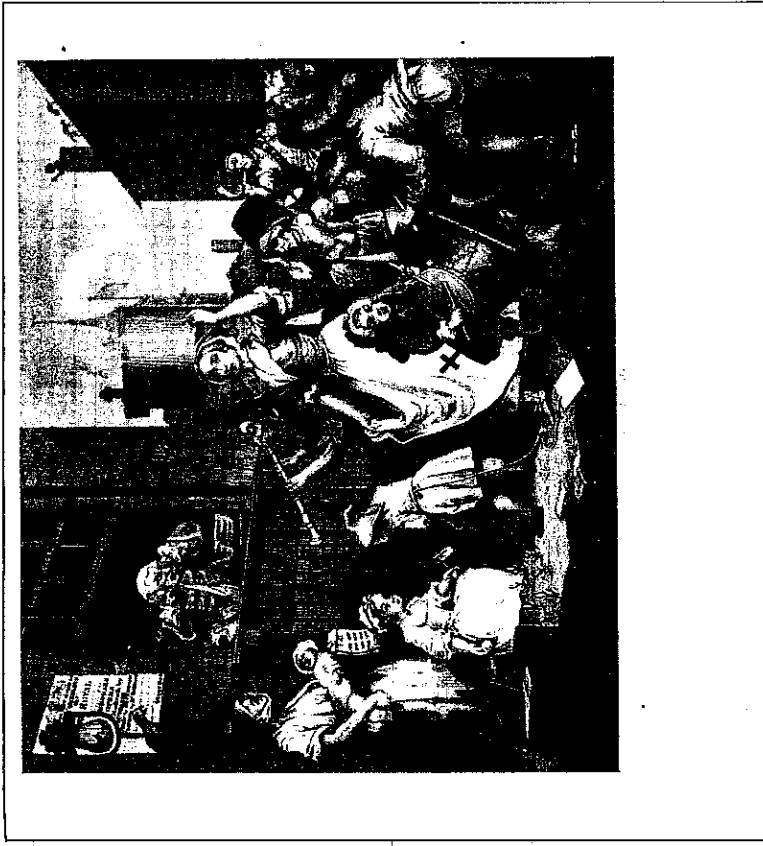


Abb. 1: William Hogarth, *The Enraged Musician*, 1741, Radierung, Tate Gallery London.

Musik im Innenraum und Musik im Freien“.⁸⁷ Die englische Historikerin Emily Cockayne erkennt darin ganz allgemein eine Repräsentation von „urban disorder and disharmony“.⁸⁸ Für den österreichischen Stadthistoriker Peter Payer thematisiert es dagegen „Lärm als Form des Protests“.⁸⁹ Wer allerdings Subjekt und Objekt sowohl des Lärms als auch des Protests sind und wogegen sich dieser im Einzelnen richtet, bleibt unklar. Auffällig an Hogarths Bild ist zunächst nur eines: Der Künstler bietet eine extrem verdichtete Vision des Londoner *soundscape* um die Mitte des 18. Jahrhunderts, welches auch in

87 Schafer, *Ordnung der Klänge*, S. 126.

88 Emily Cockayne, *Hubbub, Filth, Noise and Stench in England, 1600–1770*, New Haven, CT 2007, S. 129.

89 Peter Payer, *Vom Geräusch zum Lärm. Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: Aichinger, Sinne und Erfahrung, S. 173–191, hier S. 185.

schriftlichen Quellen als außerordentlich laut und lärmig beschrieben wird.⁹⁰ Wichtiger für die politische Perspektive ist aber, dass er damit eine in diesem Kontext gültige Hierarchie der Klänge aufzeigt. Der etablierte Kontrast von klänglich stark reguliertem Innenraum und der außer Kontrolle geratenen Klanglandschaft der Straße wird durch das friedlich und ein wenig unbeteiligt dastehende Milchmädchen, das den Ruhepol zwischen beiden Szenen verkörpert, kontrapunktiert. Es hält zu beiden Extremen, der sich selbst als einzig legitim begreifenden Kunstmusik ebenso wie zum für illegitim erklärten Sound der Straße gleichermaßen Distanz. Lärm wird in Hogarths Bild also zu einer relativen Größe, der seine Qualität als Lärm einzig durch die Beziehungen zwischen den akustischen Akteuren gewinnt. Diese sozialen Beziehungen sind überdies sowohl hierarchisch strukturiert als auch moralisch aufgeladen. Das distanzierte Milchmädchen erhebt sich graziös über den sie umgebenden Lärm, sein Mund ist leicht geöffnet, es scheint etwas zu sagen (oder zu singen?), das sich qualitativ vollkommen vom es umgebenden *soundscape* abhebt. Zugleich weist das Bild aber auch auf die arrogante Haltung des professionellen Musikers hin, welcher keinen Klang als den von ihm produzierten als legitim gelten lassen kann.⁹¹ Es ist eben der Musiker durch den urbanen Klang *enraged*, nicht das Milchmädchen. Hogarths Stich zeigt, dass Klang nicht nur ein akustisches Ereignis ist, sondern auch und vor allem ein Medium sozialer Konstellationen. Diese Konstellationen als politisch-gesellschaftliche Ordnung bilden den Kontext für die historisch variable Legitimitätszuweisung, die Lärm erst zum Lärm macht. Lärm ist also nicht gleich Lärm, sondern wird erst durch seine Kontextualisierung und seinen spezifischen Ort zu einem solchen: „Le bruit n'existe donc pas en lui-même, mais par rapport au système dans lequel il s'inscrit: émetteur, transmetteur, récepteur.“⁹² Der kanadische Kulturhistoriker Peter Bailey bestimmt Lärm in Anlehnung an Mary Douglas' berühmte Definition von Schmutz in „Reinheit und Gefährdung“ als „sound out of place“.⁹³ Hierbei ist „place“ eben nicht nur rein räumlich zu verstehen, sondern bezieht sich vor allem auf einen Ort in der legitimen sozialen und symbolischen Ordnung einer Gesellschaft. R. Murray Schafers Schüler und Kollege Barry Truax macht diesen Zusammenhang noch

deutlicher und definiert Lärm ebenfalls mit Bezug auf Mary Douglas als „unwanted sound“.⁹⁴ Die eigentlich historische Frage, wer welchen Klang in welchem Kontext nicht will, zielt auf politische und soziale Machtverhältnisse in der Stadtgesellschaft, also auf Fragen der politischen Geschichte. Indem urbane Klänge gesellschaftlich situiert werden, eröffnen sich Möglichkeiten zur Präsenzmarkierung sozialer Gruppen und Individuen im städtischen Raum. Die Macht über den Raum schließt auch seine akustische Besetzung ein. Dies reicht schon für die Zeit der Frühen Neuzeit vom trompetenbesetzten Introitus des Herrschers⁹⁵ über die akustische Formung sakraler Räume und religiöser Rituale⁹⁶ bis zur Katzenmusik oder „rough music“ zur öffentlichen Ridikulisierung untreuer Ehegatten.⁹⁷ Die Frage nach der Legitimität solcher akustischer Praktiken verdeutlicht aber nicht nur ihre Situiertheit, sondern eröffnet auch die weitergehende Frage, welche Klänge in welchen Räumen als zulässig galten. Hogarths Profifeiger befindet sich eben nicht mit auf der Straße, um dem schäbigen Oboisten die akustische Herrschaft über dieselbe streitig zu machen, sondern verteidigt einen spezifisch inneren, privaten Klangraum gegen die Sound-Invasion von außen. Hier deutet sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Fundamentalprozess der Modernisierung an: die Privatisierung und „Spatialisierung“ von Klängen im Sinne ihrer Zuweisung an bestimmte legitime Räume innerhalb des urbanen Raums.⁹⁸ Wichtig wird dies insbesondere im Zuge der Industrialisierung, welche die Trennung nach lärmintensiven öffentlichen und stillen Räumen und damit eine neue Strukturierung des Stadtraums vorantreibt.⁹⁹ Noch einmal zurück zu Hogarth: Seine Relationierung von verschiedenen Klängen im Stadtraum regt dazu an, in methodischer Hinsicht nicht systematisch zwischen Musik und „Geräusch“ zu unterscheiden, sondern beide im Anschluss an Schafers als soziale Klangpraktiken entlang einer historisch variablen Legitimitätsskala zu verorten.¹⁰⁰

94 Truax, *Acoustic Communication*, S. 95; vgl. auch Garrett Keizer, *The Unwanted Sound of Everything We Want. A Book about Noise*, New York 2010.

95 Vgl. z. B. instruktiv Florence Alazard, *Art vocal, art de gouverner. La musique, le Prince et la cité en Italie au XVIIe siècle*, Paris 2002 und Evelyn Korsch, *The „Loud Joy“. Music as a Sign of Power*, in: *Renaissance Journal* 8, 2003, S. 4–14.

96 Vgl. z. B. Jan-Friedrich Missfelder, *Akustische Reformation. Lübeck 1529*, in: *Historische Anthropologie* [20, 2012].

97 Vgl. Emily Cockayne, *Cacophony, or Vile Scrapers on Vile Instruments. Bad Music in Early Modern English Towns*, in: *Urban History* 29, 2002, S. 35–47; Edward P. Thompson, *Rough Music*, in: ders., *Customs in Common*, London 1991, S. 467–538.

98 Vgl. z. B. John M. Picker, *Victorian Soundscapes, New York 2003*; auch Martin Hewitt u. Rachel Cowgill (Hg.), *Victorian Soundscapes Revisited*, Leeds 2007.

99 Vgl. Bijsterveld, *Mechanical Sound*, S. 68 f.; auch Peter Payer, *Der Klang von Wien. Zur Neuordnung des öffentlichen Raumes*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 15, 2004, S. 105–131.

100 Vgl. hierzu v. a. Attali, *Bruit*; auch Paul Hegarty, *Noise/Music. A History*, London 2007.

90 Vgl. Smith, *Acoustic World of Early Modern England*, S. 52–71; Cockayne, *Hubbub*, S. 106–130.

91 Vgl. zu Beschreibung und Deutung des Bildes Jeremy Barlow, *The Enraged Musician. Hogarth's Musical Imaginary*, Aldershot 2005; vgl. auch in diesem Sinne Cockayne, *Hubbub*, S. 129.

92 Jacques Attali, *Bruits. Essai sur l'économie politique de la musique* [1977], Paris 2001, S. 49.

93 Peter Bailey, *Breaking the Sound Barrier. A Historian Listens to Noise*, in: *Body & Society* 2, 1996, S. 49–66, hier S. 50, leicht gekürzt auch in Smith, *Hearing History*, S. 23–35; vgl. Mary Douglas, *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Frankfurt 1988.

Anhand der Kategorie der Legitimität lässt sich also ein sozial und politisch bestimmtes Netz von Klängen identifizieren und rekonstruieren, das Aufschluss über die sinnliche Erfahrbarkeit gesellschaftlicher Strukturen verspricht. Die Frage nach dem Klang als Objekt der historischen Analyse impliziert also immer die Frage nach der politischen und sozialen Definitivonsmacht in einer gesellschaftlichen Ordnung. Was Hogarth ins Bild setzt, sind nicht nur Klänge in der Stadt, sondern im Wortsinne die verklungene Stadt als soziale Ordnungsformation.¹⁰¹

Diese Kontextabhängigkeit des Lärms impliziert folglich immer auch Lärmkritik, aber nicht zwingend als Kritik am klanglichen Ereigniszusammenhang, sondern an der sozialen Ordnung, welche die akustische Legitimitätsverteilung garantiert. Das bedeutet aber auch, dass sich Status und gesellschaftliche Position durch Klänge ausdrücken und sozial manifestieren können. Dies wiederum hat Folgen für die spezifische Form von Lärmkritik, welche der »Enraged Musician« repräsentiert. Hogarths London ist das London des 18. Jahrhunderts. Der städtische Raum, in dem sich die von ihm verbildlichten Klänge ereignen, ist damit der einer frühneuzeitlichen Anwesenheitsgesellschaft.¹⁰² Die Lärmkritik des »Enraged Musician« erweist sich in genau dem Maße als eine spezifisch frühneuzeitliche, da alle Klänge – legitim oder illegitim – spezifischen Akteuren in dieser Anwesenheitsgesellschaft zugeordnet werden können. Die gleichsam sonifizierten Sozialbeziehungen sind daher in direkten Interaktionen verhandelbar, was die Wahrscheinlichkeit von personaler Gewalt – eben »rage« – signifikant erhöht. Die frühneuzeitliche Akusteme des Lärms bezieht sich in der Regel weniger auf den Klang als solchen als auf die Lärm produzierenden Akteure, ist also sozial relational und nicht phänomenologisch orientiert. Im Zentrum städtischer Lärmregulierung stehen daher die üblichen Verdächtigen der sozialen Devianz: Jugendliche und die notorisch Unruhe stiftenden Handwerksgelesen.¹⁰³ Die obrigkeitlich gewünschte Ruhe ist damit nicht nur eine rein akustische, sondern auch und vor allem eine politische. Beide aber, und das ist hier entscheidend, hängen unmittelbar zusammen. Es sind eben ganz bestimmte soziale Gruppen, deren akustische Präsenz kontrolliert und reglementiert werden muss.

101 Vgl. in diesem Sinne, wenn auch eher impressionistisch Garricho, *Sounds of the City*.

102 Vgl. Rudolf Schlögl, *Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit*, in: GG 34, 2008, S. 155–224; auch ders., *Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt*, in: ders. (Hg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, Konstanz 2004, S. 9–60.

103 Vgl. Christian Casanova, *Nacht-Leben. Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich, 1523–1833*, Zürich 2007, bes. S. 83–104; auch Norbert Schindler, *Nächtliche Ruhestörung. Zur Sozialgeschichte der Nacht in der frühen Neuzeit*, in: ders. (Hg.), *Widerpenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, Frankfurt 1992, S. 215–257.

Diese frühneuzeitliche Akusteme unterscheidet sich signifikant von derjenigen, die spezifisch neuzeitlicher Lärmbekämpfung zugrunde liegt. Lärm gilt seit spätestens der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr in erster Linie als Problem sozialer Stabilität, sondern als zentraler Bestandteil der »unbeachteten Nebenfolgen der Moderne«.¹⁰⁴ Zwar spiegelt sich auch im neuzeitlichen Lärmdiskurs ein gesellschaftliches Problem – die Angst der bürgerlichen Eliten vor den lärmenden Massen des Proletariats –, doch richten sich die konkreten Maßnahmen weniger gegen solche sozialen Gruppen als gegen die akustischen Folgen der Urbanisierung und Mechanisierung der Gesellschaft in Verkehr, Industrie und Handel.¹⁰⁵ Entscheidend daran ist, dass Klänge nicht mehr personal zurechenbar sind, die politische Akustemologie der Moderne also klangliche und politische Ordnung zunehmend entkoppelt. Zwischenstufen lassen sich dennoch konstatieren. John Picker und Peter Payer haben für London und Wien nachgezeichnet, dass eine der ersten konzertierten urbanen Lärmschutzinitiativen um die Mitte des 19. Jahrhunderts sich gegen wanddernde Straßenmusiker wandte.¹⁰⁶ Diese stehen als soziale Gruppe gleichsam zwischen den Zeiten: Einerseits bilden sie als Objekt obrigkeitlicher Regulierung eine soziale Außenseitergruppe alteleuropäischen Zuschnitts, andererseits erscheinen sie in der modernen Akusteme als Störungen einer akustischen, nicht sozialen Homogenisierung des Stadtraums.

Aufschlussreich sind diese Befunde aber auch hinsichtlich der oben angesprochenen Frage nach alternativen Periodisierungsmodellen. Es ist auffällig, dass systematische Lärmbekämpfungsanstrengungen erst nach 1850 einsetzen, dass Lärm also erst seit dieser Zeit »als negativ konnotierter Schlüsselbegriff des Modernisierungsprozesses besetzt wird«.¹⁰⁷ Versteht man den modernen Lärmbegriff auf diese Weise als ein Produkt der industrialisierten und urbanisierten Moderne, so ist die Lücke von mindestens einem halben Jahrhundert zwischen dem Take-Off der Industrialisierung in den meisten Ländern Europas und dem Auftreten einer verstärkten akustischen Sensibilität

104 Monika Dommann, *Antiphon. Zur Resonanz des Lärms in der Geschichte*, in: *Historische Anthropologie* 14, 2006, S. 133–146, hier S. 135; vgl. auch Philipp Felsch, *Die Stadt, der Lärm und der Ruß. Mechanische Spuren der Psyche, 1875–1895*, in: Cornélius Borek u. Armin Schäfer (Hg.), *Psychographien*, Zürich 2005, S. 17–42.

105 Vgl. Daniel Morat, *Zwischen Lärmpest und Lustbarkeit. Die Klanglandschaft der Großstadt in umwelt- und kulturhistorischer Perspektive*, in: Bernd Herrmann (Hg.), *Beiträge zum Göttinger umwelthistorischen Kolloquium 2009/2010*, Göttingen 2010, S. 174–190; Peter Payer, *The Age of Noise. Early Reactions in Vienna, 1870–1914*, in: *Journal of Urban History* 33, 2007, S. 773–793; ders., *Vom Geräusch zum Lärm. Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: Aichinger, Sinne und Erfahrung, S. 106–118.

106 Vgl. John M. Picker, *The Soundproof Study. Victorian Professionals, Workspaces and Urban Noise*, in *Victorian Studies* 42, 2000, S. 427–454; Payer, *Klang von Wien*.

107 Dommann, *Antiphon*, S. 135; vgl. auch Toyka-Seid, »Lärmpest«.

für deren Nebenfolgen erklärungsbedürftig.¹⁰⁸ Erfolgt die Modernisierung der Gesellschaft und die Modernisierung ihrer Akusteme demnach mit einer gewissen Phasenverschiebung? Genauere Studien zur Klanggeschichte des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts liegen bisher nicht vor, es ist aber anzunehmen, dass die Entwicklung der Klang- und Hörkultur dieser Zeit nach anderen Rhythmen vonstatten zu gehen scheint als Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vorgeben.

Klanggeschichte als politische Geschichte zielt also auf die sinnliche Wahrnehmbarkeit sozialer Beziehungen und politischer Machtverhältnisse und kann damit einen Beitrag zu der Frage leisten, wie diese Strukturen überhaupt lebensweltlich erfahrbar waren. Ein solcher Versuch einer sozialen Akustemologie, so skizzenhaft ihr Entwurf hier bleiben muss, sollte doch deutlich gemacht haben, dass Klänge, ihre Produzenten und ihre Rezipienten nicht nur Machtbeziehungen spiegeln, sondern diese zuallererst herstellen: weder Bindestrich-, noch Komplementärgeschichte also.

IV. Coda: Der wilde Westen des Hörens

Man kann den oben eingeschlagenen Weg weiter verfolgen bis in die akustische Gegenwart. Unter den vielfältigen Aktivitäten im Zusammenhang mit der europäischen Kulturhauptstadt des Jahres 2009 Linz befindet sich auch ein Projekt mit dem Titel „Hörstadt“. Das Projekt setzt sich für eine „bewusste und menschenwürdige Gestaltung unser hörbaren Umwelt“ ein und veröffentlichte am 20. Februar 2009 in der französischen Tageszeitung *Le Figaro* ein „Akustisches Manifest“, das auf den Tag genau hundert Jahre später mit Filippo Tommaso Marinettis „Futuristischem Manifest“ abrechnen möchte. Dessen Feier des Lärms wird eine politische Kritik entgegengesetzt, die durch die Schule Michel Foucaults gegangen ist. Der zweite Abschnitt des Manifests ist überschrieben mit „Der Wilde Westen des Hörens“:

Schall ist die neue Waffe der Macht. Schall ist zu Strahlung geworden. Das Volk wird mit Schall bestrahlt und apathisch und blöd gemacht – an jedem Ort, zu jeder Zeit und unter allen Umständen. Längst werden Produkte akustisch manipuliert und Werbung akustisch inszeniert. In Supermärkten, Geschäften, Einkaufszentren, Restaurants, Warterräumen, Telefonwarteschleifen, ja Wohnungen, Stiegenhäusern, sogar Toiletten sind täglich Millionen Menschen Opfer toxischer Schallstrahlung, die durch ihre Körper kriecht. Verkehrsschneisen schleudern als Strahlungskanonnen ihren krankmachenden Lärm auf Junge und Alte, sie schleudern ihn auf Frauen und Männer, ja selbst auf Babys und Greise! Niemand enttrinnt dem Bombardement. Automobile, Stabrosse und Aeroplane machen uns mit Strahlenmilitarismus gefühllos, leblos und tot. Das ist die Schönheit der Schnelligkeit! Das ist der Krieg,

¹⁰⁸ Dieses Problem fiel auch schon R. Murray Schafer auf. Vgl. ders., *Ordnung der Klänge*, S. 141–144.

den Marinetti pries! Die Mächtigen vergewaltigen die Machtlosen. Willkommen im Wilden Westen des Hörens!¹⁰⁹

Hier ist der Lärm nicht mehr – wie bei Hogarth – spezifischen Akteuren zurechenbar und auch nicht mehr – wie in der Moderne – als Technologiefolge bekämpfbar, sondern wirkt durch die Mikrophysik der Macht, durch Strahlung und Gift. Die Forderung nach bewusster und menschenwürdiger Gestaltung der akustischen Umwelt richtet sich also vor allem gegen die Dauer- und Zwangsbeschallung des öffentlichen Raumes durch mechanische Klänge und Muzak, also eigens als Hintergrund designte Musikformen: „Das Irrenhaus der Akustik ist bevölkert von Parasiten: Warteschleifen, Jingles, Audiologos, Warn- und Signaltöne, Corporate Sounds, Auftragsfirmensongs, Klingeltöne“. Lärmkritik dieser Art hat zwar eine spezifisch moderne Vorgeschichte. Der 1908 vom Hannoveraner Philosophen Theodor Lessing gegründete „Anti-Lärm-Verein“ identifizierte zum Beispiel Lärm als eine kulturell ansteckende Krankheit zum Tode des modernen Menschen.¹¹⁰ Ebenfalls gemeinsam ist all diesen Diagnosen ihre Ambivalenz zur akustischen Moderne. Marinetti und sein futuristischer Mitstreiter Luigi Russolo hatten Maschinenklänge und die *sonnds* der industrialisierten Moderne insgesamt als-Objekte spezifisch moderner Kunst beansprucht. Gemeinsam ist all diesen Initiativen auch die Diagnose eines sozial unspezifisch klingenden Lärm-Raumes. Im Gegensatz zum London des 18. Jahrhunderts ist der urbane Raum demokratisiert: seine Klänge können nicht mehr persönlich adressiert werden, sie sind genuin gesellschaftliche Klänge geworden. Die dem „Akustischen Manifest“ beigefügte „Linz Charter“ des „Hörstadt“-Projekts zieht hieraus die Konsequenz: „Der akustische Raum ist Gemeingut. Er gehört allen [...] Die Teilhabe am akustischen Raum erfordert das Recht auf akustische Selbstbestimmung und die Entwicklung eines akustischen Verantwortungsgefühls.“¹¹¹ Eine historische Akustemologie des Lärm-Hörens könnte diese Entwicklung nachzeichnen und die Verschiebungen ihrer politischen Implikationen thematisieren. Mit Phänomenen der langen Dauer ist auch hierbei zu rechnen. Die akustische Dominanz und Besetzung städtischer Räume geschieht auch in der Moderne möglicherweise nicht nur durch die Mikropolitik der Macht. Demokratisierung des Klangs beinhaltet auch die Geschichte von Ghettoblasten und iPod und ihren Nutzern als Medien der akustischen Raumkonstitution.¹¹² Man kann das täglich hören – an jedem öffentlichen Platz und in jedem Pendlerzug der Welt.

Dr. des. Jan-Friedrich Missfelder, NCCR „Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen“, Historisches Seminar, Universität Zürich, Culmannstr. 1, CH-8006 Zürich

E-Mail: jan-friedrich.missfelder@hist.uzh.ch

¹⁰⁹ http://www.hoerstadt.at/ueberuns/das_akustische_manifest/das_akustische_manifest_im_wortlaut.html

¹¹⁰ Vgl. hierzu Dommann, Antiphon, und Morat, *Zwischen Lärmpest und Lustbarkeit*.

¹¹¹ http://www.hoerstadt.at/ueberuns/die_linzer_charter.html

¹¹² Vgl. Michael Bull, *Sound Moves. iPod Culture and Urban Experience*, London 2007.

Die
Sauswetter

in
allen ihren Geschäften.

Erster Band.



Zweyte verbesserte Auflage.

Leipzig,

bey Johann Friedrich Junius. 1780.

Zeller auf den Tisch gesetzt wird. Dieses Stück Butter kann etwa ein Pfund am Gewichte enthalten. Die Stücke von einem halben oder Viertelpfunde haben eine minder feyerliche Form oder Gestalt.

Die Käse sind entweder Landkäse, oder ausländische Käse. Sind es ausländische Käse, so kommen sie bey ansehnlichen Mahlzeiten in ihrer ersten ganzen Form auf den Tisch. Ist es daher z. E. eine Damer Käse, so wird er ganz aufgesetzt. Keine zerschnittene Stücke, wie sie etwa für einige Groschen von den Krämern oder Materialisten geholet werden, sind für keine feyerliche Mahlzeit.

In den meisten Häusern in der Stadt und auf dem Lande giebt man in hiesigen Provinzen den Landkäsen den Vorzug. Wenn sie ihre innerliche Güte haben, so muß, wie bey der Butter bemerket worden, die äußere Form auch das Ihrige thun. Je größer die Käse sind, desto geachteter sind sie. Der Schafkäse, der Ziegenkäse, hauptsächlich aber der Kuhkäse, je größer man sie haben kann, desto mehr sind sie die Zierde des Nachtrisches.

In Ansehung des Brodtes wäre auch noch zu erinnern, daß das frische Brod dem alten vorgezogen wird, ob es uns schon die Diätetik widerrathen sollte. Das weiße Brod wird meistens dem schwarzen vorgezogen. Doch nicht in allen Fällen. Denn Pumpernickel mit frischer Butter gegessen, wird als eine Delicatesse gehalten, und kömmt daher auf vornehme Tische. Es sind einige Speisen, die besser schmecken, wenn sie nicht mit weißem Brode, sondern mit schwarzem gegessen werden. So sind auch einige Speisen, deren Zubereitung in der Küche durch einen Zusatz von schwarzem Brode, dergleichen z. E. der saure Kalbskopf ist, einen so guten Geschmack erlangen, der

der ihnen mit feinem oder weißem Brode gar nicht kann gegeben werden.

Aus beygebrachten Erläuterungen wird man nicht hefftlich verstehen können, was die Regel von Beobachtung des Unterschiedes der Speisen zu sagen habe. Ist diese Regel hinterangesezt worden, so entsehen daraus Mahlzeiten, von denen man nicht sagen kann, daß sie im feinem Geschmacke gegeben oder bereitet worden. Es können entweder plumpe, oder lächerliche Mahlzeiten daraus ihren Ursprung nehmen, und die Frau des Hauses außer Achtung bringen.

Man muß nicht verlangen, daß man zur Beobachtung dieser Regel das allgeringste angeben, und aufs schärfste bestimmen solle. Man kann das in dieser Absicht Schicksliche oder Unschicksliche in jedem Lande treffen lernen; wenn man in guten Häusern öfters zu speisen Gelegenheit hat, und hier dasjenige sehen und lernen kann, was man als Sitte des Landes in Obacht nehmen muß.

Arntbalde und ihr erster Ehemann waren geringen Standes, hatten aber in dem vorigen Kriege Gelegenheit gehabt, viel Geld zu erwerben, und reich zu werden. Sie ward durch den Tod dieses ihres Mannes eine reiche Witwe, nachdem sie mit selbigem noch immer gemein weg gelebet, und die Erhaltung und Vermehrung ihres Reichthums nur zum alleinigen Zweck gehabt hatte. Eine so reiche Witwe, und dazu ohne Kinder, die schon vor dem Ableben ihres Mannes gestorben waren, konnte nicht lange ungesucht bleiben. Unter vielen Freyern, die sich um ihre Gunst beiferen, glückte es einem jungen Manne des Mittelstandes, ihr zweyter Ehemann zu werden. Arntbalde wußte sich in ihrem neuen Stande halb umgürkelt, auch ein leeres Haus mittelst ihres vielen Geldes bald auszumöbliren; ob solches gleichwohl in einem

einem etwas gößlichen Geschmacks geschah, da sie aus Auctionen allerley Längst aus der Mode gekommene Meubles zusammentrachte, und mit einigen mehrertheil vertrieb, welches denn ihrem Reichthum nicht recht Ehre machen konnte.

Arnibaldens Küche ward eine der possertlichsten. Vor neuer Mann, Arnibald, mußte ihr in allem den Willen lassen. Arnibald! pflegte sie, wenn er gehen sie laut werden wollte, zu sagen: ich habe dich zum Mann gemacht; ohne mich wärest du dein Lebenlang ein Stümper geblieben. Dieser ließ es denn auch gehen wie es gieng. Er hatte doch seinen Hauptzweck, sein armer Beruf mehr zu seyn, völlig erreicht.

Arnibald, der junge Mann, führte seine besetzte Gebieterin zu seinen Nachbarn umher, bey denen die neuen Eheleute meistens mit einer Mahlzeit bemüthkommert wurden. Es vergieng eine ziemliche Zeit, bevor Arnibalde Höflichkeit mit Höflichkeit zu erwidern schicklich ward. Endlich setzte sie den Tag an, an welchem sie ein großes Gastgebot geben, und ihre Nachbarn und Nachbarinnen dazu einladen wollte. Diese schlugen die Ehre nicht aus, und erwarteten mit Ungeduld den Tag, an dem sie ihre Neugierde stillen und Arnibaldens Einrichtungen in der Nähe beschauen könnten; wovon sie schon eine und die andere lächerliche Züge gehört hatten.

Hier übergehe ich die allerlächerlichsten Geschichtchen. Arnibalde, bald nach dem Eintritt der Nachbarinnen in ihr Haus, am meisten glänzen wollte. Ich will ist allein eine lächerliche Mahlzeit erzählen. Man wird in den Esaal geführt. Die Tafel war mit einem vielleicht auf dem Trödel erkaufen damastenen Tischschache bedeckt. Aber es war mehr gelbliche als weiß glänzend. So sahien es auch sehr passend zu Arnibaldens Herkommen. Es war nicht glatt. Die

Servietten mußten auch zusammen getrübelt seyn. Es waren lauter verschiedene und nicht übereinkommende Muster. Die Teller von verschiedener Güte, Größe und Signaturen. Kein Paar Messer egal. Das Messer mit schwarzer, die Gabel mit weißer Schale. Bald der Griff von Hirschhorn, bald von Ebenholz. Dieses Messer oben rund, das andre spiz. Hier eine dreyzackigte, dort eine zweyzackigte Gabel. Nun die lächerliche Maßigkeit selbst, wenn ich noch die Jahreszeit genannt habe, die man mit merken muß, um das lächerliche desto mehr zu empfinden. Es war acht Tage nach Michaelis.

1) Die Suppe war von weißen Bohnen mit angeschäbter Petersilie, sehr dünne, und die Bohnen fast zu zählen. Dieses konnte vielleicht Arnibaldens Festsuppe in der ersten Ehe gewesen seyn. 2) Zwey alte Hühner mit steif angefochem Reis und Korinthen. Die Hühner geformt wie eine gebratene Gans. Kopf, Hals, Flügel und Füße waren nicht daran. 3) Dicke Erbsen und Kindsstaune. Die Erbsen mit Kalbbrühe übergossen, dickhülft und faum halb gebrochen. 4) Ein gebratenes Vorderviertel eines jungen Fleischschweines, woraus für vier und zwanzig Personen am Tische Portionen geschnitten werden sollten. Die Zufost zu diesem Braten war statt Pfaffen oder etwa eines Sallats, gefochter Merrettig auf einer kleinen Asstete. 5) Ein Baumfuchen, oder Stangenfuchen, der aus einer großen Stadt war verschrieben worden, und seiner innern Güte nach ganz unverbessertlich. 6) Saleinisse, Bergamotten, Bergamontes, S. Germains, Borsdorferäpfel und Pongonleuse, S. Germains, Borsdorferäpfel und Pongonleuse, alles zusammen auf einer großen porcellanen Schüssel. 7) Butter, in einer Butterbüchse, die nicht voll oder eingebrückt war. Es waren nur einige Schellen Butter los hinein geworfen worden. Der

die Bohnen von meinem Keller abfische, und sie ihm gebe, er hat keine mehr.

Armb. Es ist jetzt Mode nur dünne Suppen zu essen. Mein Herr Nachbar macht es nur, wie mein Mann öfters zu thun pfleget, und frumen sich Brod in die Suppe: ich will ein Kohlsbeckn herein bringen lassen, damit die Suppe, mit dem eingekrumten Brodte, wieder warm, und das Brod bald durchgezogen werde.

Crit. Es bedarf der Weisheitsigkeit nicht, mein Mann würde sich auf solche Weise mit einemale satt essen, und sich die ganze Mahlzeit verderben. Denn ich glaube, es werden noch mehr Gerichte folgen.

Armb. Es werden gleich Hühner mit Reis und kleinen Kosinen kommen.

Crit. So viel Mühe hätten sie sich nicht machen sollen. Die Hühner hätten zugleich die Suppe abgeben können, und so hätten wir kurz und gut die Bohnen sparen können.

Armb. Wenn man gute Freunde bey sich hat, so sieht man eben nicht sehr auf Ersparung.

Crit. Diese Ersparung ist aber bey Leuten unsrer Art einmal Mode. Man läßt die Bohnensuppe weg, und nimmt dafür eine Hühnersuppe, wenn man Hühner der Gesellschaft zugebacht hat. Künftig bitten wir es uns zur Freundschaft aus, daß Sie uns mit Gedachter Sparsamkeit tractiren. Warum haben Sie aber den Hühnern nicht Hals, Kopf, Flügel und Füße gelassen?

Armb. Ich habe nur einen Lops, der zu den beyden Hühnern passet; und wenn ich die fehlenden Glieder dran gelassen hätte, so hätten sie nicht Raum darinn gehabt, und ich hätte in zweyen Löpfen sie forthen müssen. Zudem ist an den fehlenden Stücken nicht viel zu essen.

Crit.

Crit. Es sind doch für manchen niedliche Kniesfüßchen, die er ungern vermisset, und sie fast lieber, als das übrige Fleisch ist.

Armb. Eh nun! Die fremden Rufscher halten heute auch eine gute Mahlzeit bey mir. Wir wollen ihnen auch einmal was Nützliches gönnen; dergleichen kömmt ihnen so nicht oft vors Maul.

Crit. Wie so! sollen unsre Rufscher heute so hoch leben?

Armb. Ja Freundin, ich habe ihnen die von den Hühnern abgehauenen Stieder zur Suppe kochen lassen.

Crit. So haben Sie wohl die Butter an der Suppe ersparen können, da aus den Hühnerknöcheln genug Fett auskochen müssen?

Armb. Noch besser, ich habe vor vierzehn Tagen ein Schwein geschlachtet, und davon noch Wurfsuppe gehabt. Diese ist an die Hühnersuppe mit angegessen worden.

Crit. Sie thun des Guten, was Suppe anbe-trifft, zu viel. Aber die Hühnerknochen sind für Rufscher zu fein, sie werdet nicht viel sättigere.

Armb. Dafür ist gesorget, ich habe nach der Hühnersuppe ihnen ebenfalls noch eine Bohnensuppe kochen lassen.

Crit. Auch noch eine zweyte Suppe? Die Reis werden bey Ihnen verwöhnet. Sie werden ganz Herrenmäßig tractiret.

Armb. Es sey darum! es ist das erste mal, daß sie in meinem Hause essen. Sie sollen wissen, daß sie bey keiner Krauserinn, sondern bey einer reichen Frau gespeiset haben. Ich habe ihnen noch an die Bohnensuppe auch Wurfsuppe angelesen lassen.

Crit. Wir haben aber seit vierzehn Tagen sehr warmes Wetter gehabt, wird Ihnen die so lange gestandene Wurfsuppe nicht sauer geworden seyn?

Armb.

E e 2

Armb. Dawider weis ich guten Rath. Ich habe noch vom vorigen Frühjahre her Pöfellaake vom Pöfelrindsfleische stehen gehabt, diese goß ich zu der Wurfsuppe in Zeiten zu, daß sie sich nicht hat umfähen und sauer werden können.

Crit. Was lerne ich von Ihnen für eine kräftige Gefindesuppe! Sogar Rindsfleischgeschmack muß darin hervor stehen. Aber eins, eins!

Armb. Und was denn?

Crit. Ihr Keller dauert mich. Die Kusscher werden nach der Pöfelsuppe sich nicht satt trinken können.

Armb. In meinem Biere würden sie sich voll trinken. Ich habe meiner Küchenmagd Geld gegeben, daß sie hernach die Kusscher in die Schenke führe, und für jede Person ein Maas Bier begahle. Das Bier in der Schenke köchet, da es nicht so stark als das unfrige ist, am besten den Durst. Auch habe ich meiner Urfel Erlaubniß gegeben, in der Schenke zu bleiben, und mit den Kusschern zu tanzen. Der Mann mit der Leyer, der hie herum sich vor den Thüren sein Brod zusammen leyert, ist heute in der Schenke, und macht der Wastse zum Tanz. Meine Urfel ist die beste Tänzerin im Dorfe. Die jüngeren Leute holen sie, wenn sie eine Lust haben wollen, mit immer ab; und wenn sie selbige wieder heim bringen, so bringen sie mir zur Erkennlichkeit einen Krug Bier mit aus der Schenke.

Crit. Ich denke, daß unsre Kusscher nicht weniger lebendart, als die hiesigen Dorfnechte verstanden sollen. Ursula veräußert mit dem Tanze ja vieles ihrer Herrschaft. Unsre Kusscher werden es an Erkennlichkeit um so weniger setzen lassen, als sie uns zu Hause nur die Rechnung geben, oder anzeigen dürfen, was ihnen das Bier in der Schenke gekostet. Was Sie aber, meine Freundin! an unsern Knechten, in Ansehung des Trinkens, ersparen oder gewinnen können, das

das werden Sie durch unsre Männer verlieren, denn die Kaldaune frarret von Salz.

Armb. Wenn die Kaldaune aus dem Pöfel und sehr fett ist, so wässere ich sie gar nicht aus, sie pfleget alsdenn besser zu bekommen.

Crit. Diese Pöfelkaldaune ist doch wohl nicht von Ihrem Hausflachten aus vorigem Winter oder Herbst her?

Armb. Nein, sie ist erst vier Wochen alt. Der größte Dorfbulle war unter die Ochsenheerde von ohngefähr gerathen, und hatte einen Ochsen darnieder gestossen. Das Gebrülle des darnieder liegenden Ochsen rief die andern herzu, daß sie auf den Bullen los giengen, und ihn dergestalt mit ihren Hörnern zerbohrten, daß er in drey Tagen nicht fressen noch aufstehen konnte. Da die Dorfgemeinde sahe, daß der Bulle nicht wieder genesen konnte, so ward er geschlachtet, und das Fleisch unter alle Einwohner vertheilet.

Crit. Ich wollte um alle Welt, ich hätte nichts von der Kaldaune gefragt, nun kann mir übel werden.

Armb. Ist Ihnen Bullenkaldaune zuwider? Wir essen ja Hirschbullen, Rehböcke, wilde Schweine, alle ungeschnitten.

Crit. Nicht eben Bullenkaldaune oder Bullenfleisch, sondern deshalb wandelt mir eine Uebelkeit an, daß Sie mir gesaget haben, das Thier habe vor dem Schlachten drey Tage lang gelegen. Es ist also krank gewesen. Wie wird mir? (Sie geht heraus um sich zu übergeben.)

Armb. Nun ist ja die ganze Gesellschaft tod, nun Critippa nicht hier ist. Da kömmt sie ja endlich wieder. Wie ist Ihnen, Critippa?

Crit. Nun ist mir alles leichter und besser. **Armb.**

Armb. Sie haben aber allen werthen Gassen einen Schreck gemacht, daß keiner die Kalbaune hat anrühren oder kosten wollen.

Crit. Sehr wohl, daß ich für alle meine Freunde gebüßet habe, da mir zuerst vorgelegt, und die Kalbaune von mir vorwichtigen zum ersten ist gekostet worden.

Armb. Sie können alle die Kalbaune ohne Willen essen, sie war recht weiß und gar nicht blutrünstig, wie das meiste Fleisch, wo die Lachsen mit ihren Hörnern hatten ankommen können. Die Leichte sind Sie gemohnt in Ihren Häusern die Kalbaunen anders zu kochen, ich will sie mir unterdessen schmecken lassen.

Crit. Folgen Sie Ihrem Appetite, ich will Ihnen unterdessen sagen, wie wir es mit unsrer Kalbaune halten. Wir köfeln sie auch ein, und verpeisen sie, als eben keine verachtete Hausmannskost, nach und nach. Wir wässern sie aber aus, damit das Salz vom Pöfel ausgezogen werde. Am liebsten kochen wir sie, ganz klein zerschnitten, mit klein zerschnittenen mitgekochten Zeltauer oder kleinen Märtschen Rüben. Auch zumzeiten wird diese Kalbaune, wie die hier stehende, für sich allein gekochet; auch wohl eine Dorkost, etwa Sauerkraut, oder saurer Kohl, daneben gegessen. Wenn wir aber Kalbaune, allein gekochet, und für sich allein in einer besondern Schüssel, aufgeben haben, so streuen wir viel klein gekochenen Ingwer darüber, als das sich am besten dazu schickende Gewürz. Und dieses glauben wir, mache die Kalbaune, wenn sie fett ist, dem Magen nicht undienlich; nachdem, wie vorhin gesagt worden, das Pöfelsalz mittelst des Einwässerns ist ausgezogen worden. Denn das Pöfelsalz benimmt der Kalbaune den natürlichen Geschmack.

Armb.

Armb. So muß ich künfftig auch wohl meine Kalbaune mit Ingwer bestreuen?

Crit. Sie werden nicht übel thun, wenn Sie der Landesitte hierinn folgen. Weil wir aber vom Gewürze reden, wie viele Muskatennüsse hatten Sie an die beyden Hühner verwendet?

Armb. Ich denke, es müßte unter Leuten unsers Standes so gehalten werden, daß man auf ein Huhn eine Muskatennuß nehme.

Crit. Sie konnten mit einer halben Muskatennuß beyde Hühner gewürzet haben. Sie hatten ohnehin so viel Muskatensblumen auch daran verschwendet, daß man mit jedem Bissen welche verkaufen mußte. Es schmeckte alles nach Muskatennüssen, die Sie ohnehin allzufrühe werden angethan haben, sonst der Reis noch schlechter würde geschmecket haben.

Armb. Was wollen Sie denn mit dem zu frühe angethanem Gewürze sagen?

Crit. Dieses, daß das Gewürz erst müße kurz vor dem Anrichten der Speise angeworfen werden, damit der Geschmack derselben durch das Kochen nicht verloren gehe.

Armb. So kann man also durch diesen Handgriff, daß man das Gewürz nicht zu früh anthue, vieles sparen?

Crit. Das können Sie denken. Ich muß Ihnen aber von der Kindeskalbaune noch mehr sagen. Wir essen selbige, wenn wir ohne Gäste sind. Käme etwa kurz vor der Mahlzeit ein guter Freund unangemeldet: so müßte er freylich vorlieb nehmen, was und wie er es findet. Zuweilen sind vertraute Freunde, die sich auf dieses oder jenes besondere Gericht zu Gast bitten. Leben sie mit uns auf solchen Fuß, und sie verlangen, wie es zuweilen auch wirklich geschieht, Kindeskalbaune mit Zeltauer Rüben, so wird ihnen

ihnen gewillfährer. Allein bey etwas feyerlichen Gastgeboren lassen wir Rindsalbinne und mehr dergleichen Speisen, welche die Mode einmal als gemeine, und keine Gastspesen eingeführet hat, weg.

Arrib. Aber den Schweinebraten werden Sie doch wohl als eine Gastspese gelten lassen?

Crit. Ich sehe, daß es ein Vorderbierdel sey. Sie haben bey Gelegenheit der Wurstsuppe gesagt, daß Sie vor vierzehnen Tagen ein Schwein haben schlachten lassen. Die Keulen haben Sie doch wohl nicht als so genannte Schinken in den Rauch hängen lassen, da solche, aus dem Vorderbierdel zu urtheilen, nicht Speck genug, oder Fett an sich haben können?

Arrib. Dieser Keulen eine habe ich schon verköchet, und die andre habe ich lassen klein hauen, und sie ins Pöfelraß gelegt.

Crit. Es wäre doch schicklicher gewesen, da Sie ein Gastmahl auszurichten Willens gewesen, daß das gegenwärtige Vorderbierdel zum Pöfelraße wäre genommen, und dagegen die Schweinskeule gebraten worden.

Arrib. Ein gebratenes Vorderbierdel schmecket doch auch gut, und es kann in dieser einzigen Mahlzeit aufkommen, daß eben nichts von dem Fische wieder herunter kommen darf.

Crit. Was das Gurschmeden anbeliehet, so möchten wohl die meisten der Keule den Vorzug geben. Hiernächst muß man auch auf den Wohlstand, oder das Zierliche einer feyerlichen Mahlzeit sehen. Eine gebratene Schweinskeule hat doch wohl mehr Ansehen auf der Tafel, als ein Vorderbierdel.

Arrib. Sie meynen also, daß ein großer Braten besser den Fische ziere, als ein kleiner? Erinnern Sie sich aber noch wohl, daß wir in §. . . . auch keine große

große Braten auf dem Fische hatten. Es waren nichts als Schnepfen und junge Hühner.

Crit. Wenn die alten Hühner gebraten, besser als die jungen Hühner schmecken: so hätten Sie Recht zu tadeln. Je früher im Jahre junge Hühner aufzu bringen sind, desto mehr werden sie geachtet. Was aber junge Hühner an und für sich selbst anlanget, so entscheidet ihre mehrere oder mindere Größe eben nichts. Es kömmt nur darauf an, daß sie schon gut ausgefedert haben, und essbar seyn. Ich bestimme mich, daß es gleich nach Pfingsten war, als wir in §. . . . zusammen aßen. Damals waren junge essbare Hühner noch eine Seltenheit. Mit den Schnepfen war es eben so. Diese sind in unsern Gegenden zu aller Zeit eine große Seltenheit; daß also der damaligen Mahlzeit eines Gastgebots, unter Leuten unserer Art, kein größerer Anstand beynahé konnte gegeben werden. Ein Putehahn, wenn er damals, als ein sonst gekendter Hauptbraten da gewesen wäre, hätte auch können seine Liebhaber gefunden haben. Wären aber die Gäste, wenn ein Putehahn auf der Tafel gestanden hätte, gefragt worden, von welchem Braten sie beliebten: Sie hätten sehen sollen, daß die meisten würdigen Schnepfen, und hiernächst junge Hühner verlangt haben; weil jene hier zu Lande immer eine große Seltenheit ausmachen, diese aber das Neue vom Jahre waren. Eine große Schüssel enthielt einige Duzend Schnepfen, und eine andre ein Duzend junge Hühner. Hierzu waren unser zwölf Personen. Der dritte Theil Schnepfen und fast eben so viel Hühner kamen wieder herunter von dem Fische, und sonnten des Abends wieder kalt gegessen werden; wie solches auch geschah, und Sie es sich noch werden zu erinnern wissen. Nun vergleichen Sie Ihren Braten mit jenem. Ich darf nun frey reden, da Sie mir die Erlaub-

Erlaubniß, als einer vertrauten Freundin, bergleichen wir nun hier alle sind, dazu gegeben haben. Ihre Vorderviertel ist einer der allgerneinsten Braten, und gar keine Seltenheit. Er ist auch für so viele Personen viel zu klein. Eine Schweinskeule hätte kaum hinreichen sollen. Der Nerrettig paßt aber gar nicht zum Braten.

Armb. Es ist doch bey mehreren Essen nicht dar- auf angesehen, daß man sich an dem Braten allein satt essen solle. Man muß zur Sättigung mit den vorhergehenden Speisen schon das Meiste gethan haben.

Crit. Wenn bey leuten unsrer Art, bey Gastgeboten, an die drey bis vier Essen aufgetragen werden: so hat man die Absicht, daß, wenn einer oder der andre sich an diesem Gerichte nicht halten will, er es an dem andern thun möge. Denn Sie müssen wissen, daß der eine diese, der andre jene Speise mehr liebet. Wir Menschen sind, was diesen Punkt anlanget, gar sehr von einander unterschieden. Sie werden schon bemerkt haben, daß mancher von einem Gerichte wenig oder gar nichts isst. Er versparet seinen Appetit auf etwa folgende Essen. Zuweilen läßt man wohl gar mehr auf einander folgende Speisen vorbehey gehen, und wartet auf den Braten. Denn was den Braten anbetrifft, so werden wohl wenige in der Welt seyn, die ihn nicht allen andern Speisen vorziehen sollten. Wenn nun einige von den vorhergehenden Speisen nur wenig essen können oder wollen, so sieht ja schlecht aus, wenn das Hauptgericht, der Braten, allzuknapp eingerichtet ist, und die Portionen so klein geschnitten werden müssen, daß es scheint, als ob man kleinen Kindern abschmitte, denen man, in Vergleichung mit Erwachsenen, nur ganz kleine Portionen vorlegt.

Armb.

Armb. In diesem Falle müßte man sich an Butter und Käse erholen, wenn kein Gebäckenes vorhanden ist.

Crit. Das wird heute Ihrem Baumfuchen begeg- nen, denn es scheint, als ob alle Ihre Gäste ihren vollen Appetit darauf versparet haben.

Armb. An dem Baumfuchen wäre also nichts zu tadeln?

Crit. Meine Freundinnen werden mich doch wohl künftighin nicht mit dem Namen einer Tadelerin bele- gen? Sie haben als eine angehende Landwirthinn mei- ne Meynung über das Schicksal einer Mahlzeit bey Gastgeboten wissen wollen. Ich bin zwar so jung, daß Sie, den Jahren nach, fast etwas mehr als mei- ne Mutter seyn könnten. Inzwischen können Sie mich doch als eine Lehrmeisterinn ansehen, da ich in dem Stande, in welchen Sie erst vorigen Winter ge- treten sind, geboren und erzogen bin. Wollen Sie mich nun als Lehrmeisterinn, und nicht als Tadelerin ansehen, so kann ich Ihnen mehr sagen.

Armb. Schönste Freundin, Sie können mir alles sagen, deshalb frage ich ja. Es ist besser, daß ich von Ihnen, als von einer Köchinn lerne, die mir mein Mann schon lange vorgeschlagen, und wozu ich gar keine Lust habe.

Crit. Nun so will ich denn gar nicht zurückhal- ten. Der Baumfuchen, wie Sie uns zu Anfange der Mahlzeit gesagt haben, ist nicht von Ihnen, son- dern von einem Conditor in der Stadt gemacht wor- den. Dieser ist dafür bekannt, daß ihm die Baum- fuchen, die vielmals nicht die besten sind, recht wohl gerathen. Sobald Sie uns den Namen dieses Con- ditors nannten, so konnten wir es schon voraus wissen; daß wir keinen schlechten Baumfuchen essen würden. Es ist aber eine ganz andre Frage: ob dieser Kuchen der

der ein Hauptfuchen unter uns ist, auch zu der ganzen Mahlzeit passe? Für Ihr Haus, Stand und Vermögen ist es kein ungereimter Kuchen. Ich denke für die Gäste, die wir Ihres Standes sind, wenn schon nicht unser Vermögen dem Ihrigen gleich, auch nicht. Sie werden auch wohl bey den meisten unter uns Gebackenes gefünden haben; daß also in Ansehung des Gebackenen gleiches mit gleichem, so zu sagen, vergolten würde. Nur für das übrige Essen dieser Mahlzeit ist der Baumfuchen ein unharmonischer Kuchen. Sehen Sie, jetzt tritt dieser Tagelöhner herein, der bey Ihrem Gemahle etwas anzubringen hat. Er trägt einen groben Kittel, Sträuflinge und bloße Füße, alles seinem Stande gemäß. Wenn nun dieser Mensch ein feines weißes Mletzhemde, mit Jabot und Manchetten zugleich, anhätte, würde uns sein Anzug nicht ungeremt und lächerlich vorkommen? Eben so ist es mit einer unharmonischen Mahlzeit. Saget man von Leuten unsrer Art, sie wissen sich mit Geschmack zu Leuten: so sagt man auch, sie wissen mit Geschmack zu speisen oder zu tractiren. Zu der heutigen Mahlzeit hätte sich ein gemeiner Rosinfuchen, wie er in der Gesindestüche vorkommt, gar nicht übel geremet.

Armb. Wir hatten auf unsrer Hochzeit einen Baumfuchen, und nicht einmal lauter so angesehene Gäste, als wir jetzt hier gegenwärtig haben. Da ich nun heute zum erstenmal meine werthe Nachbarschaft tractire, so dachte ich derselben eine Nachhochzeit zu geben.

Crit. Da Sie in der Stadt getrauet worden, und Ihr Hochzeitreffen bey einem Roche verdingen gehabt, daß er es Ihnen ins Hochzeitshaus hat hinschicken müssen: so wird derselbige auch, als ein Koch einer großen Stadt, die Gerichte auf eine anständige Art zusammen gepastet haben. Sie haben ihn übel kopiret,

kopiret, und Sie hätten allenfalls den Kuchen gar weg lassen können. Hatten Sie denn Dohnensuppe, Hühner mit diesem Reis, Erbsen und Kalbaunen nebst einem gebratenen Schweinsviertel auf der Hochzeit?

Armb. (Sie seufzet.) Ach mein schönes Geld! Werhüte es doch der Himmel, daß ich in meinem Leben keine so theure Mahlzeit mehr thun dürfe! Ich hätte meinem Manne das Geld gegeben, der den Koch voraus bezahlen mußten. Wir hatten eine Potage mit Hühnern, Fische, Pasteten, Saucifügen mit Sauerkohl, Boeuf a la mode, Hirsch- und Hasenbraten, Mandelforte, Biscuit und Baumfuchen. An die Mahlzeit werde ich mein Lebtage gedenken. Der Koch bekam fünfzig Thaler.

Crit. Es wird nicht zu viel gewesen seyn, wenn das Getränke vielsleicht mit darunter begriffen gewesen. Sie haben aber aus der Verbindung der Speisen unter einander sehen können, daß der Baumfuchen zu den übrigen Speisen Ihrer Hochzeit sich vollkommen nebst den übrigen Kuchen gepastet habe. Halten Sie nun die Speisen Ihrer Nachhochzeit, wie Sie diesen Tag zu nennen beliebt, zusammen, und urtheilen nun selbst, ob dieser Hauptfuchen wohl recht angebracht sey? Je mehr Sie die Speisen Ihrer Hochzeit sowohl, als die Speisen, die Sie bey Ihren neuen Freunden in der Nachbarschaft gegessen haben, überdenken, desto mehr werden Sie den Mangel der Harmonie Ihrer heutigen Tafel zu empfinden im Stande seyn.

Armb. So wird es nun meinem Nachsische auch noch wohl voran fehlen?

Crit. Auch hier fehlt noch der richtige Geschmack. Sie haben vorreffliche Obstarten aufgesetzt. Es ist aber damit nur für die Augen, aber gar nicht für die Zunge gesorget worden.

Armb.

unschmackhafte Birne. Im October, oder noch später, kann sie schmackhaft geworden seyn; und denn ist sie eine schmelzende, oder im Munde zerfließende Birne. Der Borsdorferapfel kann aber, je nachdem er auf dem Lager gehalten wird, auch im October essbar werden. In dem Hause des Arnobius aßen wir länglicke Birnen, Cuissemadamegenant. Diese reifen Birnen werden Sie unter den Zähnen gleichsam brechend (castant), aber nicht hart oder jähe gefunden haben.

Arnob. Aber die Bergamotten sind doch recht, wie sie seyn sollen. Sie sind fließend.

Crit. Sie sind gegenwärtig nicht mehr, was sie seyn sollen.

Arnob. Wie könnten sie denn weicher werden? sehen Sie, wenn ich eine anschneide, so läuft das Wasser heraus.

Crit. Als wir bey dem Arnobius aßen, da hatten wir frühzeitige Pfirsichen: diese Obstart war eine schmelzende. Birnen also, die schmelzende heißen, müssen eben so im Munde zergehen, daß kein Fleisch davon zuletzt zum Beißen und Hinunterschlucken übrig ist.

Arnob. Meine Küchenmagd kann aber die Bergamotten nicht genug loben: ich habe sie ihr alle in die Schüssel von der Obstkammer zugehlet, daß sie nicht welche davon heimlich wegnaschen sollte.

Crit. Ich räthe Ihnen, lassen Sie, je eher je lieber, alle Bergamotten Ihre Urstel ganz offenbar essen; denn sie müssen in wenigen Tagen saul seyn. Jetzt sind sie, wie mans nennt, taige; und dieses ist der nächste Grad zur Fäulniß. Die Bergamotte gehöret zu den fließenden Birnen, ehe sie taige geworden. Dann ist ihr Geschmack ganz unbergleichlich. Jetzt ist sehen sie alsdenn ganz weiß inwendig aus. Wenn die inwendige Farbe eine weiß braunte Farbe. Wenn

Arnob. Ich habe doch einigemal gehört, daß es schön sey, wenn brüchiges und schmelzendes Obst zugleich aufgesetzt wird. Noch vor einigen Wochen habe ich in des Herrn Arnobius Hause davon reden gehört.

Crit. Sie glauben also dergleichen Obstsorten uns vorgelesen zu haben?

Arnob. Sehen Sie diese Kessel, und von den Birnen, die Virgouleuses und Bergamotten.

Crit. Sie irren gar sehr, und haben von brüchigem und schmelzendem Obste noch keinen Begriff.

Arnob. Ey versuchen Sie doch den Borsdorferapfel, ob er nicht brüchigt sey. Diese Virgouleuse desgleichen. Und die Bergamotten können ja nicht schmelzender seyn.

Crit. Wie können Sie in aller Welt jetzt den Borsdorferapfel, und mehr andre Daueräpfel, schon essbar halten, um sie als brüchigt anzupreisen?

Arnob. Unsere Borsdorferäpfel waren schon vor Michael essbar: unsre Schenjungens haben uns viele von den Däumen herunter gefressen, ich bin dazu gekommen, und habe es mit meinen Augen gesehen.

Crit. Wir sind doch lange keine Schenjungens, wenn wir auch noch so junge und gute Zähne haben. Für uns ist der Apfel erst essbar, wenn er auf dem Lager gelblicht geworden, und anfängt einigen Geruch von sich zu geben; er auch, wenn man mit dem Däumen gedrückt, etwas nachgiebt. Denn schmecket dieser Apfel erst, wie er schmecken soll, und hat etwas von seiner gegenwärtigen Härte verloren. Denn hat er auch einen brüchigten Geschmack, der von seiner stigen Härte gar sehr zu unterscheiden. Schmelzende Äpfel aber haben wir gar nicht. Die Birne aber, die Sie mir als eine brüchigte präsentiren, kann nimmermehr eine werden. Jetzt ist sie eine harte ganz unschmack-

die Birnen taige sind, denn haben sie alle einerley Geschmac, und kann man keine Art mehr von der andern dem Geschmacke nach unterscheiden. Auch ist überhaupt jede taige Birne eines ganz matten Geschmacks, und muß in diesem Zustande gar nicht auf unsern Tisch kommen.

Arnb. Wenn ich also auf Aepfel und Birnen nicht nöthigen kann, so bitte ich, sich die Haselnüsse gefallen zu lassen.

Crit. Sie sind so gütig uns Nüsse vorzulegen, dazu gehören aber Nussknacker.

Arnb. Was wollen Sie damit sagen?

Crit. Sie sind so dickschälicht, daß man sie mit dem Messer nicht aufschneiden, mit den Zähnen aber höchst schwerlich aufbeißen kann. Die Kinder kaufen sich von den Drechslern ein hölzernes Instrument, welches ein Nussknacker genannt wird. Durch dieses Instrument werden die Haselnüsse mittelst einer Schraube aufgekackt, oder die Schale zersprengt.

Arnb. Meine Urkel soll die Nüsse draußen aufknacken, und wieder herein bringen; denn sie hat immer welche in der Tasche, und knackt mir den ganzen Tag die Ohren voll.

Crit. Es war nur mein Scherz mit den Nussknackern. Ich glaube ohnedem nicht, daß die Gesellschaft an Haselnüssen Belieben trage.

Arnb. So werden die Haselnüsse auch wohl nicht recht zu meinem Festin passen?

Crit. Nicht sonderlich. Lampertsnüsse hätten ihre Stelle vertreten können. Es sey aber darum, ich weiß, daß Sie viele in Ihrem Weinberge haben; vielleicht finden wir noch welche im Weinmeisterhause auf dem Boden. Denn ich erinnere mich, daß uns vor diesem Ihr Gemahl, in seinem unverheyratheten Stande, zuweilen hingeführt, und uns die Taschen mit

mit vortrefflichen Lampertsnüssen gefüllet hat. So wollen wir auch uns an den Weintrauben daselbst erholen, die heute eine Hauptzierde Ihres Nachtsisches hätten seyn sollen.

Arnb. Sie werden zwar noch alle Lampertsnüsse in dem Weinmeisterhause finden; aber ich bedaure, daß ich sie schon verlaget habe. Denn der Conditior will sie für den Baumfuchsen annehmen. Er candiret sie. Wenn welche davon kämen, so möchten sie vielleicht den Werth des Baumfuchsen nicht ausmachen; und ich würde dem Conditior noch baares Geld nachgeben müssen. Weintrauben aber hatte mein Mann heute Vormittag in einem Korbe, durch den Weinmeister, mir in die Küche bringen lassen, damit sie heute auf den Tisch möchten gesetzt werden. Es war aber eben eine Höfenfrau zugegen, der ich meine junge Trauben verkaufte. Sie bot mir für den Korb Weintrauben sechs Groschen. Ich lies sie ihr fogleich, weil ich mir das Geld nicht wollte wegtragen lassen. Eine gute Wirthinn muß aus allem Geld zu machen wissen.

Crit. Recht so! wenn man Geld sieht, so muß man es nehmen. Wir hätten es Ihnen gar nicht übel genommen, wenn Ihnen die Höfenfrau die Bohnensuppe und Bullenkadaune auch abgekauft hätte. Wir hätten doch wohl satt werden wollen. Wo man Gott lob! nur Butter und Brod, nebst einem guten Trunke Bier findet, da brauchet man gar nicht hungertig vom Tische aufzusehen.

Arnb. Ich sehe also doch, daß das letzte das beste seyn wird. Meine Butter gefällt Ihnen, sie ist ganz frisch, ich habe sie erst heute früh buttern lassen.

Crit. Sie ist nicht wohl ausgehäret, wie ich sehe. **Arnb.** Es kömmt ja wohl, daß Haare in der Butter sind, wenn es nur keine Menschenhaare sind.

Hausmutter I. Band. **S f**

Crit. Wie sollten Menschenhaare ins Butterfass kommen können?

Arnb. Denn wenn ich mich von meiner Küchenmädch. kämme lasse, so muß sie alle meine ausgekämmte Haare in einen Kübel zusammen drehen, und verbrennen. Die Küchenmädch. muß mit ihren Haaren aber von dem Feuerherde wegbleiben; denn sie hätte einß den Kübel ihrer Haare, in der Geschwindigkeit des Sonntags, in eine Suppe mit Lauben geworfen. Ich mußte mich recht schämen. Meines Mannes Bruder, ein junger artiger Student aus H., war eben bey uns, und bekam die Haare auf seinen Zeller; daß der junge Mensch, der doch sonst sehr heßungerig ist, uns die Suppe stehen lies. Seit der Zeit haben wir keine Haare von Urseß mehr in dem Essen gehabt.

Crit. Madammens Haare sind weiß, und Urseßs Haare schwarz; diese sind also von den kleinen rothen Haaren, in der Butter, wohl zu unterscheiden. Lassen Sie denn nicht den Seiftruch, wodurch die Milch abgeseihet wird, nach jedesmaligem Gebrauch auswachen?

Arnb. Ich weiß nicht, was meine Mägde thun, allein Kuhhaare sind eben nichts unreines.

Crit. Sie können keine Butter verkaufen, daß weiß ich; sie geht alle darauf in Ihrem Hause. Allein wollen Sie mir wohl glauben, daß Sie diese herrliche Butter, wenn Sie solche verkaufen sollten, nicht würden los werden? Sie ist, als wenn sie aus Irland wäre, wo man das Unshären der Butter auch unterläßt; weshalb auch die Irlandsische Butter, in Deutschland, keine courante Waare hat werden können.

Arnb. Wenn ich nur Butter verkaufen könnte, ich wollte sie wohl los werden. Ich knäte meine Butter

Butter mit den Händen durch, und nehme manche Haare mit den Fingern heraus. Aber alle heraus zu suchen, das würde einer Landwirthin zu viele Zeit wegnehmen. Man hat doch genug zu thun.

Crit. Nun Sie mir von dem Durchfräßen der Butter sagen, würde es mir eben wie mit der Kalbaugehen, wenn ich mir schon welche aufs Brod geschnietet gehabt hätte. Hat Ihr Herr Schwager der Student Ihnen wohl nicht auch die Butter stehen lassen, wie ers mit der Suppe gethan; nachdem Sie es ihm gesagt, oder er es gesehen, wie Sie mit der Butter beym Waschen derselben umgehen?

Arnb. Nein, er hat es weder gehört von mir, noch gesehen, wie ich meine Butter wasche. Und warum sollte ihm vor meiner Butter eßeln, die ich mit den Händen wasche, und durchfräße? Machen es doch die Bauerweiber mit ihrer Butter auch so. Und mein Herr Schwager ist ein feiner artiger Mensch, der mir die Hände bey aller Gelegenheit küsset.

Crit. In unsern Häusern gehen wir mit der Butter aufs allergenaueste reinlich um. Es muß Morgens und Abends der Seiftruch ausgewaschen werden, damit alle Kuhhaare, die beym Melken in den Milchmeier gerathen sind, davon kommen. Bey dem Butterwaschen bedienen wir uns nicht der Hände, sondern einer großen hölzernen so genannten Butterkelle. Hiernächst hären wir die Butter aus. Dieses geschieht mit einem Messer, womit wir die Butter in der Mulde so lange durchschneiden, bis an der Schneide des Messers kein einßiges Haar von den Kühen mehr gefunden wird. Dieses geht bey einer reinlichen Hausmutter so weit, daß sie immer zwanzig Ducaten gegen einen demjenigen auf die Wette setzen kann, der in ihrer ausgehärten Butter noch ein Haar finden sollte. Die meisten Bauerweiber ohmen uns in unsern

fern Dörfern nach, und wir kennen deren genug, von deren Butter wir und unsre Männer, ohne Bedenklichkeit, essen würden.

Armb. Außer den Haaren in der Butter, hätten Sie doch nichts weiter zu sagen?

Trit. Da ich die Butter nicht gekostet, so kann ich nicht urtheilen, ob sie auch keinen sauren oder älterlichen Geschmack habe. Aber in Ansehung der Form müßte ich noch erinnern, daß es anständiger gewesen wäre, eine so genannte Butterdecke für ein so großes Gastmahl zu bereiten, und selbige auf einem Teller auftragen zu lassen.

Armb. Ich habe von dem heute früh erhaltenen Klumpen Butter einige Scheiben Butter abgeschnitten, und solche in die Butterbüchse gelegt. Butter ist ja Butter, sie schmecket einerley auf dem Brodte, wenn sie aufgestrichen worden; sie sey von einer ganzen Butterdecke, oder von einigen einzelnen Schnitten Butter aus der Butterbüchse.

Trit. Kleider sind Kleider, und das eine, wenn es ganz ist, decket so gut den Leib, als ein andres; und doch ist ein Unterschied in den Kleidern, Freunbinn! Sie trugen bey Ihrem sel. Manne andre Kleider, warum haben Sie solche geändert, und nicht die vorigen beygehalten? Ehedem trugen Sie die Kleidung einer gemeinen Bürgerfrau, jetzt aber nicht mehr. Was haben Sie für Ursachen dazu?

Armb. Mein jetziger Stand hat es so mit sich gebracht, daß ich mich, gleich Jhnen, dainenmäßig kleide.

Trit. Gut! Der Wohlstand legte Jhnen nun das Gefes auf, sich nicht mehr so zu kleiden, als Sie es, in Ihrer ersten Ehe, gethan haben. Die Art zu essen, und die Speisen zu bereiten, auch solche in einer gewissen jierlichen Form aufzusetzen, muß sich, so gut wie

wie die Kleidung, nach unserm Stande richten. In Ihrer ersten Ehe war es nicht unanständig, die Butter in gegenwärtiger Form aufzutragen. Doch pflegen die Bauern so gar auf ihren Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnißen, nicht wider den Wohlstand anzufloßen. Sie bringen, bey solchen ihren feyerlichen Mahlzeiten, immer ganze große Stücke Butter, die nicht angeschnitten sind, durchaus aber keine Scheiben, oder Stückgen Butter, auf den Tisch. Es ist daher bey der Speise nicht nur auf den Geschmack, sondern auch auf das Bierliche gar sehr zu sehen. In den Sträßen kann es so genau nicht genommen werden, was die Butter betrifft. Denn man kann in den meisten Häusern nicht so die frische Eischbutter haben, wie man will. Man muß sie nehmen, wie man sie zu Kaufe bekommen kann. Man verarget es dabei selbst gar nicht Häusern unsers Standes, wenn sie auch angeschnittene frische Butter einst auf dem Tische hätten. Allein uns Landwirthen wird es allemal übel ausgeleget, wenn wir, wenigstens nicht bey mäßigem Gastereyen, eine ganze Butterbüchse voll Butter aufsetzen könnten. Noch festlicher aber ist es, wenn wir ein ganzes großes, bis zu einem Pfunde wiegendes, Stück Butter zu Tische bringen. Dieses geht so weit, daß wir auch, wenn wir keine Fremden bey uns haben, doch alle Wochen, an gewissen Tagen ganze Stücke Butter, oder volle Butterbüchsen, aufsetzen; wenn die Menge der täglichen, häuslichen Eischgefessschafter solches nicht alle Tage erfordert.

Armb. Nun so werden Sie wider meine Käse das Nämliche zu sagen wissen?

Trit. Ja freylich! Ich sehe viele Stücke von feinen Handkäsen, denen noch gar keine Spur einigens Alters anzusehen ist.

Armb. Es hätten also alte und auch ganze Käse seyn sollen?
Crit. Nicht anders. Der heutige Tag hätte noch wohl mehr von einer Landwirthin, in Ansehung der Käse, erfordert. Denn wie ein großes Stück Butter festlicher auszieht, als ein kleines; so ist es mit den Käsen auch also. Je größer ein Landkäse in dem Hause einer Landwirthin ist, desto mehr zieret ein solcher den Tisch.

Armb. Man dürfte also nur einen ganzen großen Holländischen Käse auf den Tisch setzen, der machte die meiste Parade.

Crit. Wenn man keinen Landkäse hätte, so würde man es mit einem Holländischen Käse auf diese Art machen.

Armb. Sie sagen, wenn man keinen Landkäse hätte, sollte denn ein holländischer Käse nicht mehr seyn?
Crit. Der Größe, oder dem Gewichte nach, kann der Holländische Käse mehr seyn, als der Landkäse; allein nicht der Achtung nach. In den Städten muß man sich zwar öfters mit Holländischem Käse begnügen; aber auf dem Lande wird es einer Hausmutter schimpflich gehalten, wenn es ihr an Landkäse fehlen sollte. Je größer nun diese seyn können, desto mehr sind sie im Werthe. Man fängt sie jetzt mehr, als sonst an, sehr groß zu machen. In den Städten sind diese große Landkäse noch eine Seltenheit. Sie werden eben nicht zu Markte gebracht, und werden auch nicht recht bezahlt. Die Bauern bringen daher nur kleine Handkäse zum Verkauf in die Städte, und diese haben ihren alten Preis, über und unter welchen sie fast nie zu kommen pflegen.

Armb. Wenn man also in unsern Häusern großen Landkäse hat, so müßte man ihn also auch, wie die Butter, unangeschnitten auf den Tisch bringen?
Crit.

Crit. In den Städten kann dieses zwar nicht so genau genommen werden, weil man froh ist, wenn man nur alten Landkäse haben kann. Aber auf dem Lande müßte bey großen Gastereyen der Landkäse ganz und unangeschnitten das erstemal auf den Tisch kommen. Blieben die Fremden im Hause, so könnte bey den folgenden Mahlzeiten der Käse wohl wieder auf dem Tische erscheinen, der bey der ersten Mahlzeit angeschnitten, und davon gegessen worden. Doch könnte und müßte auch dieses noch mit Unterschied gesagt werden. Denn es kann dennoch der Wohlstand erfordern, daß des andern Tages ein neuer, unangeschnittener Käse müßte aufgesetzt werden. I. E. auf Mahlzeiten, die länger als einen Tag währen. Hier würde es sich durchaus nicht schicken, daß die angeschnittenen Käse des vorigen Tages wieder auf den Tisch kämen. Es müssen ganze, unangeschnittene Käse, auch am zweyten Hochzeittage, auf den Tisch gegeben werden. So können auch wohl andre feyerliche Zusammenkünfte seyn, die des andern Tages, in Ansehung der Butter und der Käse, die nämliche Vorrichtung erforderten. Der holländische Käse würde hier eine Ausnahme machen. Der kommt die folgenden Tage immer wieder auf den Tisch, wenn er am ersten Tage einer feyerlichen Gesellschaft angeschnitten worden. Denn man setzt es zuweilen, daß auch, neben den Landkäsen, holländischer zugleich mit aufgesetzt werde, um mehr denn eine Käseart zu haben, und verschiedenen Liebhaber zu vergnügen. Doch bleibt, wie vorhin gesagt worden, der Landkäse noch geachteter, und der muß immer auf der Tafel seyn. Der holländische Käse kann fehlen oder da seyn.

Armb. Nun sind wir alles durch bis aufs Brod, damit werden Sie doch zufrieden seyn?

Crit. Es ist viel Schimmel daran, und es ist auch zu schwarz. Man pfleget sonst bey solchen Gelegenheiten, wo nicht ganz frisches, doch kein schimmeltes, und auch kein so grobes oder schwarzes Brod zu haben.

Arrib. Wir essen mit dem Gefunde einerley Brod, und backen auf einmal recht viel, um Holz und Mühe zu sparen.

Crit. Dieses so alte Brod läßt sich doch noch so ziemlich essen. Ich sehe, daß unsre Gesellschaft, ehe der Kuchen angeschnitten ward, viel Brod zum Wette gegessen hat.

Arrib. Es schmecket auch nichts besser zum süßen Weine, als schwarzes Brod.

Crit. Wenn Sie weißes Brod von eben dem Alter gehabt hätten, so würde es wie Holz geschmecket haben. In dem Falle thut das schwarze Brod eine bessere Wirkung.

Arrib. Dieses weiß mein Mann wohl: denn er sagt öfters, daß Brod und Wein seine beste Mahlgut sey, es gebe ihm eine rechte Stärkung.

Crit. Seinen Umständen nach kann er wohl nichts bessers thun, als daß er sich den Wein nie abgehen läßt. Er hat vor seiner Verheyrathung immer unter uns den besten Wein im Keller gehabt. Nun kann er den Abgang mancher Mahlgut sich dadurch ersetzen.

Arrib. Es geht aber so viel Geld bey dem Weine darauf. Die Weine, die er in dem Keller hat, habe ich bey meiner Herkunft schon gefunden. Künftig muß er von unserm Landweine, den wir selbst gewinnen, trinken. Ich kann ihm kein Geld zu ausländischem Weine geben. Man muß mit Geldausgeben an sich halten. Es sind schlechte Zeiten, es geht bey aller Sparsamkeit doch genug darauf. Das hätte ich

ich mir nimmermehr eingebildet, daß man zur Landwirthschaft auch so viel Geld ausgeben müsse. Ich vermeynte, man habe auf dem Lande fast alles umsonst.

Crit. Sie glauben also, daß der Landwirth ein Mensch sey, der nur Geld einnehmen und nichts ausgeben dürfe. Dieses muß man niemals wollen oder wünschen. Denn es wäre wider die Menschenliebe und Gerechtigkeit, oder soll ichs geradezu Geiz nennen? Denn dieser will alles nur allein haben, und seinem Nächsten nichts gönnen. Du sollst aber deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Was das Weintrinken Ihres Mannes anlanget, so sehe ich nicht, warum Sie ihm solches, bey Ihrem Reichthume, abbrechen wollten. Lassen Sie ihn dabey. Sie ersparens ja an den Mahlgütern.

Arrib. Da ich aber meinem Manne gutes Bier halte, so könnte er wohl mit unserm Biere und Landweine sich begnügen.

Crit. Ist denn das Bier, welches Sie ihm halten, immer von der Art, wie wir es jetzt auf dem Tische haben, und welches von mir gekostet worden?

Arrib. Ja! solch gutes Bier halte ich ihm immer, und ich lasse es von M... holen, wo das beste Bier in dieser Gegend gebrauet wird.

Crit. Ist das Bier, das wir trinken, schon alt?

Arrib. Ja! ich habe es schon einige Wochen im Keller.

Crit. Sie gehen mit dem Biere nicht recht um. Es schmecket äußerst schaal. Sie lassen heute das Bier in Boutheilen auf den Schenkstisch tragen; Ihre Küchenmagd hintergeht Sie. Das Bier ist erst heute von der Sonne in die Boutheilen gekostet worden. Daher ist es sahl und schaal. Ihre Kirsche hätte gleich vom Anfange an die ganze Sonne Bier auf theilen sollen.

teillen sollen gegogen haben, so wäre daraus ein guter Krurf geworden.

Arrib. Eine ganze Tonne Bier auf Boutheillen?
Crit. Um wohlgeschmeckendes Bier zu haben, eine ganze Tonne auf Boutheillen.

Arrib. Ich habe die böse Wirkhschaft in meinem Hause abgeschafft, denn wo ich hinsehe, da finde ich zerbrochene Boutheillen. Jetzt haben wir kaum ein Duzend Bierboutheillen, und mehr wolte ich nicht haben: wer kann den Aufwand ausstehen?

Crit. Unstre Fabriquen müssen davon bestehen, daß ihre Producte Abgang haben. Man muß mit den Boutheillen gut umgehen, daß sie nicht überflüthlicher Weise zerbrochen werden. Man muß, so zu sagen, in jedem Hause eine gewisse Boutheillenordnung einführen, und feste darauf halten, so wird der Aufwand nicht zu unmaßig werden.

Arrib. So käme man wohl mit steinernen Krurfen besser weg; die sind von besserer Dauer, als die Boutheillen?

Crit. In Ansehung der Dauer haben die Krurfen den Vorzug. Allein wenn es mit ihnen versehen wird, daß eine Meige Bier darinn stehen bleibt und einsauert, so kann man einen gewissen mülterichten Geschmack nicht gut, oder gar nicht recht, wieder heraus bringen; dergestalt, daß alles künfftighin in mültericht gewordene Krurfen gegogenes Bier immer den übeln Geschmack annimmt und behält. Dieses ist aber bey gläsernen Boutheillen nicht zu besorgen. So wird auch das Bier in Boutheillen früher und mehr wohlgeschmeckend, als auf Krurfen; des Vortheiles nicht zu gedenken, daß man das Bier von Boutheillen aufs Klärste abgießen kann, und sogleich den Anfang der Hefen sehen kann, welches bey undurchsichtigen Krurfen nicht möglich ist. Denn da muß man entweder unklares

unklares Bier mit abgießen, oder aus Besorgniß, dergleichen auszugießen, zu frühe mit dem Abgießen aufhören, und kann nicht wissen, wie viel klares Bier man noch darinn gelassen habe.

Arrib. Es wäre ja wohl so viel nicht daran gelegen, wenn der Bodensatz mit-ausgegossen würde?

Crit. Es ist nicht jedermanns Sache, die Hefen des Bieres mit zu trinken. Unter uns ist es nicht gebräuchlich; so ist es auch den Gedärmen nicht dienlich. Das geringste Uebel sind Blautulzen, die man sich mit solchem Getränke zuzieht. Eben deshalb sind auch in unsern Häusern Trinfgläser überall eingeführt, damit man sehen oder wissen könne, ob man klares oder unklares Bier in seinem Trinfgefäße habe? So ist es auch ein den Augen gefälliger Blick, wenn man durch das Bier im Glase durchschauen kann. Man hat daher die so genannten Krüge fast überall, wenigstens bey Gastereyen, abgeschafft, und überläßt solche nummehr dem gemeinen Manne, der überdem auf klares Bier so genau nicht sieht; weil er es, wie man sagt, sich wieder ausarbeiten kann, wenn er dieses oder trübes Bier getrunken hat. Sein Eingeweide ist viel vermögender, dergleichen Bier zu vertragen.

Arrib. Sie sagten von einer im Hause einzuführenden Boutheillenordnung, daß solche zur Erhaltung der Boutheillen zuträglich sey, darf ich wohl bitten, mir solche zu beschreiben?

Crit. Ich will sie Ihnen einst zeigen, wie ich solche in meinem Hause halte, sobald Sie mir die Ehre erzeigen, mich wieder zu besuchen. Jetzt will ich nur mein Ganzes über die heutige Mahzeit beschreiben. Und dieses betrifft noch das Tischzeug und das Sinn. Das Gedeck ist schöner Damast, aber die Servietten sind von gar verschiedenen Mustern zusammen gebracht. Wenn Sie das Tischgedeck nicht einzeln

einzelnen erkaufet haben, so hätten Sie das Tischstuch und die Servietten einerley Musters zusammen haben müssen, wenn es ein complettes Tischgedeck heißen sollte. Ordnung und Geschmack in unsern Häusern verlangen solches. Es wäre hierlicher gewesen, statt eines nicht completten damastenen Tischgedeckes, ein complettes von Zwillingisch aufzudecken. So werden Sie es überall in unsrer Nachbarschaft auf dem Lande, wenn Sie darauf Acht gehabt, gefunden haben; weil wir sehr in hiesiger Gegend aufs Leinengeräthe halten. Ferner werden Sie auch gesehen haben, wie schneeweiß und glänzend geplättet die Tischstücher und Servietten bey uns gewesen. Eine Hauptzerde unsrer Mahlzeiten. Wir sind der Meynung: lieber schlechte Essen, als schlechtes oder ungestalktes Tischgedeck. Unser Auge findet sich durch den ersten Blick beleidiget, wenn gelblichtes, lodderichtes, oder runzelichtes Tischgedeck aufgesetzt worden. Also harmonisches Gedeck und Spielzeug, wie es unser Stand mit sich bringt. Was aber Ihr Zinn betrifft, so hätte die Küchenmagd zu einer Wasserey, wie die heutige seyn sollen, Schüsseln und Teller blanker scheuern müssen. Das Zinn hat eine ganz dunkle Farbe. Hesse müßte es wie ein Spiegel an dem heutigen Tage geglänzet haben. So ist auch das Zinn nicht unter sich selbst harmonisch. Große und kleine, tiefe und flache, breit- und schmaltwandige, ganze, und am Rande schiefe oder eingebrochene Schüsseln und Teller, wie es ein Ohngesähr Ihnen hat in die Hände spielen können. Dieses ist auch wider den guten Geschmack eines Hauses. Doch eine so reiche Frau kann diesem Uebelstande bald abhelfen, wenn sie will.

Artrib. Nachdem Sie mir so viel gefaget haben, so fehlet noch etwas, nämlich dieses: daß Sie mir anzeigen, wie die heutige Mahlzeit anständiger geworden wäre, wenn Sie solche ausgerichtet hätten?

Crit.

Crit. Da ich Ihnen alle Fehler bemerket, so werden Sie solche inskünftige wohl vermeiden, und nun selbst dergleichen Mahlzeit bessern können.

Artrib. Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie mir es jetzt gleich sagen, wie die Mahlzeit hätte unter Ihren Händen ausfallen können.

Crit. Sie meynen also die Speißen an sich selbst, und darüber will ich Ihnen meine Ideen geben. Ich setze voraus, daß Sie es schon lange Willens gewesen, dieses Gastgebot anzustellen. Sie haben, wie Sie mir gefaget, vor vierzehn Tagen ein Schwein geschlachtet. Dieses hätten Sie noch können die Paar Wochen länger leben, und solches erst vor einigen Tagen schlachten lassen, um davon die Bratwurst und einen frischen, uneingepöfelten Braten zu haben, wenn Sie nicht lieber den Puterhahn auf Ihrem Hofe, den ich bey meiner Ankunft da gesehen gesehen, zum Hauptbraten hätten nehmen wollen. Nun sehen Sie mein Ideal! 1) Eine Portage mit Hühnern, oder Hühner in der Suppe. 2) Bratwurst und eine gefochte Schweinskeule, die Vorkost aber daneben Sauerkraut oder Milchsohl. 3) Ein Gericht Fische, die in unsrer Gegend überall zu haben. 4) Ein gebratener Kalkute, oder Gase, oder Hirschbraten, da es jetzt an Wildpret unter uns nicht mangelt; weil es doch, wie Sie gefaget haben, Ihre Nachhochzeit hat seyn sollen. 5) Eine Sorte von Obst, z. E. Aepfeln oder Kirscheln, Himbeeren, Hahnbutten, Pfaffenmuss und dergleichen. Hätte ich etwa noch eine andre Kuchenart dazu nehmen wollen, so wäre solche etwa Krausgebäckenes oder Sprigkuchen gewesen; Kuchen, die noch nicht vom ersten Range sind, und die wir in unsern Häusern alle selbst machen, ohne zu einem Conditior, oder Kuchenbäcker in der Stadt unsre Zuzucht zu nehmen. 6) Weintrauben, Lamperts- oder Wälschemüsse und Birnen.

nen. 7) Ein Stück tierlich mit der Relle gefornie Butter, und ein großer Käse, oder allenfalls kleine ganze alte Handkäse. Wäre es kein Kuhkäse gewesen, so hätte es ein großer gewürzter Schaffkäse seyn sollen. 8) Weises, und wo nicht ganz frisches, doch nicht zu altes Brod. Zur Butter hätte ich für Liebhaber auch auf einem Zeller schwarzes Brod herumgegeben, wenn kein eigentlich so genannter Pumpernickel aus der Stadt wäre zu erlangen gewesen. Endlich hätte ich mich mit dem Biere auch darnach gerichtet. Denn zu einer lange vorher im Sinn gehalten Gasirung hätte ich einige Wochen zuvor genugames Bier auf Bousteillen gejogen, daß es im Geschmacke scharf, und beym Ausgießen aus der Bousteille recht hätte bubdeln oder schäumen sollen. Dieses wäre mir ein Vortheil gewesen, und ich hätte mir viel Wein ersparen können. Denn alle diese, in der Gesellschaft befindliche Herren sind mehr Biertrinker, als Weintrinker. Ich kenne Sie dafür alle. Wenn sie gutes Bier haben, so lassen sie den Wein dafür stehen. Wenn sie keinen trinken sie, bey gutem Biere, kaum ein Paar Gläser Wein, um den Wohlstand zu beobachten, wenn sie keine Verächter des Births seyn wollen, und diese darauf besohlet, daß sie keinen Wein versuchen sollen. Dieses geschieht aber nur in neuern Gesellschaften. Denn alle diese hieher gekommene Herren sind unter sich als Nachbarn schon so überein gekommen, daß sie sich gutes Bier einander vorsetzen. Manche unter ihnen rühren denn gar keinen Wein an; man ist über diese Züchtreiheit schon verglichen, und läßt jeden seinen Willen, daß er thut, und zwanglos leben kann, als ob er in seinem eignen Hause wäre. Und nun sehen Sie, meine Amnivalide! ich bin die jüngste in der Gesellschaft, und doch die Sprecherin gewesen. Und ihre andre Freunde und Freundinnen haben theils geschwie-

schwiegen, theils nur wenig dazwischen geredet. Daß ich aber alles zu sagen so frey gewesen bin, ist Ihre Schuld, Sie haben es so gewollt. Einen Lehrmeister soll man ja doch haben. Und wenn man lernen will, so liegt nichts daran, wir lernen von jungen oder von alten Leuten. Sind Sie nicht auch der Meynung, meine Candide! (Dieses war eine in der Gesellschaft mit befindliche Freundinn aus der Nachbarschaft, die wegen ihrer Wirtschaftswissenschaft, und guten Characters, die angesehenste Frau der ganzen Gegend war.) Sie haben heute nicht ein Wort bey Tische geredet; Sie haben mich aber zuweilen stark angesehen, als ob Sie mir etwas hätten sagen wollen. Habe ich etwas Nichthausmütterliches gesprochen?

Candide. Das meiste ist von Ihnen recht gut gesagt worden, aber = = =

Crit. Was wollen Sie mit dem Aber sagen?

Cand. Unter vier Augen will ich es Ihnen eben nicht bergen. (Die Gesellschaft steht vom Tische auf, und zerstreuet sich.)

Crit. Nun wir alleine sind, Candide, so sagen Sie mir, was Sie wollen. Ich weis es schon, Sie werden mich als eine Geschwähige, oder gar als eine leichtfertige strafen wollen. Allein ich ehre Sie, wie meine leibliche Mutter, wenn Sie mir auch Berweise geben.

Cand. Freylich verdienen Sie Berweise; die serhalb sahe ich Sie, während Ihres Redens bey Tische, einigemal stark an; Sie möchten sich begreifen und zügelh.

Crit. Ich hätte also nicht so geschwähig seyn, und Ihnen, als einer ältern und weit erfahremn Freundin, sollen das Wort lassen?

Cand. Wenn Sie es selbst nun empfinden, so hätten Sie, als die jüngste unter uns, eben nicht die

Wort-

Vorhälterinn seyn sollen. Dieses ist aber das geringste, was ich zu tadeln habe. Bedenken Sie doch, wie Sie die alte Frau in ihrem eignen Hause aufgezogen haben! Welche beißende Züge sind Ihnen entfahren! Sie sehen Arnibalden auch zu einfältig an. Dank sey es Ihrer Erziehung! Sie sollten wohl, als eine in unsem Stand erst eintretende Person, gleiche Fehler begehen.

Crit. Ich vermeynte, wenn man die Maitone ein wenig durchschelste, so wäre solches für sie das beste Aenderungsmittel.

Land. Sie kennen die Frau ja nicht genug; Sie sehen sie heute zum zweytenmal erst. Sie können sie erbittert haben. Ich glaube es an ihren Mienen gemerkt zu haben. Arnibalde schien mir in einigen Stücken artiger als Sie zu seyn. Sie widersand ihrer Empfindlichkeit, und unterdrückte ihren Zorn. Sie aber thaten weit weniger. Sie ließen Ihrer Laustucht und Geschwägigkeit vollen lauf. Ihre Mutter, meine Freundin, hat von mir das Wort genommen, daß ich an ihrer Statt Ihnen alles sagen soll, wenn ich etwas in Ihrem Hause nicht recht finde. Habe ich nicht allemal Ihnen ganz insgeheim dieses und jenes gefaget? Sie haben einer alten Frau gepostet. Sie dachten gar nicht an die Regel der Billigkeit: was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht. Da kömmt Arnibalde her, Sie müssen ihr Abbitte thun.

Crit. Seyn Sie meine Vorsprecherinn, ich bin bereit alles zu thun, was Sie mir befehlen.

Land. Kommen Sie her, Arnibalde, die junge Critippa hat Sie heute beleidiget, sie will es Ihnen wieder abbitten.

Arnib. Ich will es Ihnen, Critippa, vergeben, daß Sie meines Herkommens, meiner Unerfahrenheit

renheit in meinem neuen Stande, und so gar auch meines Alters gepostet. Ich hätte Ihnen zuweilen auch etwas misfälliges sagen können, aber Sie waren bey mir zu Gaste. Es ist mein Fehler geizig zu seyn. Ich habe mir ihn bey meinem ersten Manne zu sehr angewöhnet, ich werde ihn aber je mehr und mehr ablegen. Und was meine Haushaltung anbetrifft, darinn werde ich mit Candiden zu meiner Lehrmeisterinn erbitten; sie hat ein gutes Herz, alle Welt muß sie loben und lieben.

In der That Arnibalde hielt sich in Zukunft zu Candiden, und lies sich von ihr ratthen und weisen. Es währere kaum ein Jahr, so stellte sie wieder ein Gastgebot an. Nun hatte sie sich schon sehr dem guten Geschmacke genähert; sie machte ihrer Lehrmeisterinn, der Candide, so ziemlich Ehre. Inmittelfest muß man doch auch sagen, daß Critippens satyrische Geißel desto mehr Antrieb für Arnibalden gewesen war, forthin keine lächerliche Mahzeiten mehr zu geben. Wenn man kann, oder nicht ganz süßlos ist, so läßt man sich nicht gern auslachen.

6) Die meisten Speisen haben nicht zu aller Zeit ihre rechte innere Güte, weshalb die Hausmutter die beste Speisungszeit wissen, und daher die beste Gebrauch machen soll.

Diese Regel hängt mit der vorhergehenden genau zusammen, und beyde müssen, der Ausübung nach, in Verbindung bleiben. Denn, da die meisten Speisen bald mehr bald weniger innere Güte und Schmachthaftigkeit haben, die mehrere Güte und Schmachthaftigkeit der Speisen aber ihre Achtung vermehren, und der Unterschied der Achtung einer Speise in der vorhergehenden fünften allgemeinen Regel angewiesen worden:

Der vollständige

Sortes- & Gebrauchshund

feine

Züchtung, Erziehung, Dressur und Führung

für Haus und Hund, in Feld, Wald und Wasser

auf bewährter Grundlage

VON

E. Wörz,

Höchst. Oberförster.

Motto: „Es gab einst eine Zeit, in der auch ich der Aelterung war, man müßte betriebl. Helfer, den ein junger Hund begehrte, alsdann derb dreinschlagen; allein in späteren Jahren bin ich davon abgekommen, weil die Erfahrung mich eines Besseren belehrt hat.“
Diesel.

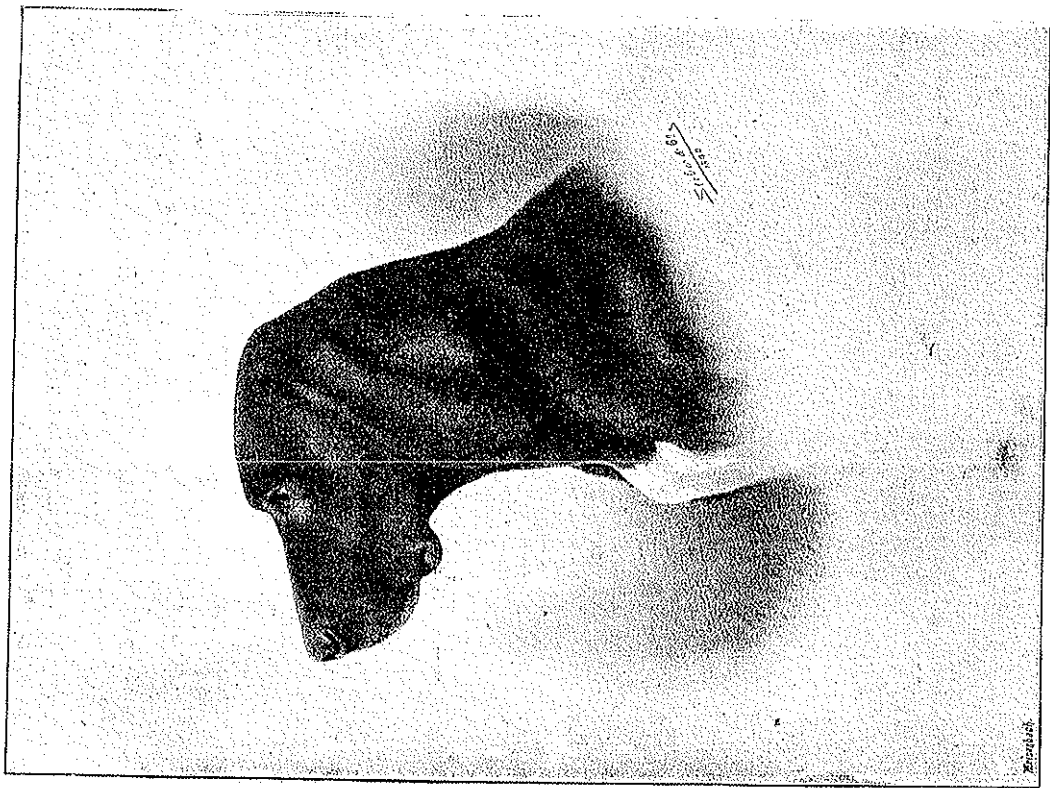
Dritte, veränderte und vermehrte Ausgabe.

Mit 28 Abbildungen.

München

Heinrich Killinger

1894.



Deutscher Kurzhaariger Würgerhund.

So würde nun auch diese Auflage in der Kennt-
niß und richtigen Behandlung des Vorsehundes
weiter führen und zur Abschaffung der Prügelstrafe
bei der Dressur beitragen.

Wiesbaden, im Herbst 1893.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Theil.

Züchtung und Anfaucht des Vorsehundes.

Begriff und Einleitung	Seite
Technische Zeichnungen der Körperteile	3
	4

I. Abschnitt.

Ueber Rassen und Stämme des Hühnerhundes.

1. Kap. Die Abstammung bezw. Verwandtschaft der Vor- sehunde	6
1) Die langhaarigen Rassen	8
2) Die glatte- (und kurz-) haarigen Rassen	9
2. Kap. Rassenzeichen	10
1) Die langhaarigen Hühnerhundrasen	10
2) Die kurz- und rauhhaarigen Hühnerhundrasen	14
3. Kap. Vergleichende Kritik der Hühnerhundrasen	21
4. Kap. Das Exterieur des Hühnerhundes und seine Be- deutung	28
5. Kap. Die Stämme	34

II. Abschnitt.

Die Züchtung.

1. Kap. Die Züchtungsregeln	44
2. Kap. A. Zuchtverfahren.	
1) Kreuzung	46
2) Zucht	48
B. Zuchtwahl.	
Regeln für die Auswahl der Zuchthunde bezw. Paarung	50

3. Kap. Züchterliche Maßnahmen und Gewächseleistungen.	Seite
1) Hundestammbuch und Eintragung	52
a) Namensregistrierung	52
b) Webringungen und Verfahren bei der Eintragung	53
Kosten der Eintragung	56
Eintragungsanträge	56
Defegierten-Kommission	57
2) Hundesatzstellungen: Vorbereitung	59
3) Hundesatzstellungen: Leistungsprüfungen	62
4) Die Prüfungssachen und Führung der Hunde	62
4. Kap. Das Belegen, Werfen und Säugen.	
1) Die Begattung und ihre Erfordernisse.	67
a) Die Hitze der Hündin und das Belegen	69
b) Das Hebergehen	69
2) Die Tragzeit	70
3) Das Werfen und die ersten Tage nach demselben	71
4) Die Zeit des Säugens und das Absetzen	75

III. Abkchnitt.

Die Aufzucht und Haltung.

Vorbemertung	78
1. Kap. Das Nahrung	78
2. " Die Fütterung	81
3. " Die Bewegung	83
4. " Die Reinhaltung	84

II. Heil.

Die Dressur des Vorstehhundes.

I. Einleitung.

1. Kap. Bequiff und Eintheilung	87
2. " Dressurmethode und Kritik	88
1) Die Geine	90
2) Die Gerte	90
3) Die Peitsche und der Stod	90
4) Korallen	90
5) Freiheitseitziehung	91
6) Hunger und Durst	92
3. Kap. Allgemeine Regeln über Dressur, Erziehung und Erdung	95

Seite

II. Die Erziehung.	
1. Kap. Beginn, Umfang und Bedeutung	101
2. " Erziehung des Hundes:	
a) zum Hause- und Zimmergenossen:	
1) Hamlichkeit	102
2) Hausordnung	103
3) Hagen	104
4) Plab	105
5) Betteln und Nacten	106
6) Unfahen von Personen und Thieren	107
7) Seinenführigkeit	108
8) Appell	108
b) zum Begleiter:	
9) Das Nachfolgen auf dem Fuße	110
10) Das Ablegen und Nachhalten	112
c) zum Wächter:	
11) Anzeige des Eintritts Fremder in Haus und Hof	113
d) zur Jagd	114
III. Die Parfordressur.	
1. Kap. Das vortheilhafteste Alter zur Dressur	114
2. " Gegenstand, Zeit und Zeitdauer der Dressur	117
3. " Preis und Probe der Dressur	121
4. " Angewohnung des Hundes	121
5. " Probe vor der Dressur	124
6. " Apparate zum Dressiren	125
A. Stubendressur.	
1. Allgemeines	127
2. Die Hebungen nebst Anleitung:	
a) Positionen und Bewegungen:	
Sitzen	128
Stehen	130
"Vor" "rum"	130
"Zurück"	131
Siegenbleiben	131
"Gertin"	134
"Couche!" "Down!"	136
Couche — voran	137
b) Apportiren:	
Größen des Apportirhofes	138
Ausgeben	139
Aufnehmen	140
Apportiren von Wild etc.	141

Verforensthuchen	Seite	144
c) Werbelten:		
Lautgeben	146	
Lobberellen	148	
Lodmelden	150	
d) Dressurwiederholung:		
1. Mit Hindernissen:	151	
a) Der Sprung	151	
b) Ausweichen	152	
c) Das Schonen	152	
d) Dogmamentreten fremder Personen	153	
e) Mit lebenden Tieren	154	
2. Ohne Leine	154	
3. Im Galopp	155	
4. Mit Zeichen	155	
5. Mit Combination mehrerer Uebungen	156	
6. Im Freien	157	
B. Die Dressur und Führung im praktischen Dienste.		
1. Im Felde.	158	
a) Die Suche	158	
b) Das Vorziehen und Verhalten des Hundes vor dem Schusse	163	
c) Das Verhalten des Hundes nach dem Schusse	167	
d) Das Apporriten nach dem Schusse	170	
e) Die Suche vor mehreren Schützen und mit mehreren Hunden	171	
f) Der Hund im Feldtreiben	172	
2. Die Arbeit im Walde.		
Uebungen		
a) Die Suche auf Fieber- und Quarrmilb	173	
b) Der Hund an Raubjagd	178	
c) Der Hund auf Schweiß	181	
Lodberellen und Lodmeldeb	183	
d) Der Hund als Treiber	190	
Die Arbeit im Wasser:	195	
a) Uebungen: 1. Der Gang in's Wasser	202	
2. Apporriten im Wasser	203	
b) Die Wasserjagd: 1. Auf Sumpfbügel	205	
2. Auf Schwimmbügel	206	
C. Die Dressur des Stöcherhundes.		
1. Das Bewachen von Gegenständen	209	
2. Bewachung von Haus und Hof	210	

3. Bewachung und Vertreibung des Herrn und seiner Angehörigen	Seite	211
4. Verfolgung der Spur des Dieblers	212	
5. Angriff auf denselben	213	
D. Behandlung und Correctur verorbener Hunde.		
Im Allgemeinen	214	
Der veraltete Hund	215	
Der Hakenhater	216	
III. Theil.		
Die Krankheiten des Hundes.		
1. Die Hausapotheke für Naturreilmethode, Homöopathie und Akrobathie	218	
2. Die Krankheits Symptome und Diagnose	225	
3. Eingeben der Arznei und Vornahme chirurgischer Operationen	229	
4. Die einzelnen Krankheiten und deren Heilung:		
1) Staupe (Sucht)	231	
2) Fieber	234	
3) Gehirnentzündung	235	
4) Congestionen	236	
5) Schlaganfall	236	
6) Rückenmarksentzündung	236	
7) Epilepsie	237	
8) Wetzanz	238	
9) Ekzeme	239	
10) Wuth	239	
11) Säuhungen und Krämpfe	241	
12) Augenkrankheiten	241	
13) Ohrenkrankheiten	243	
14) Zahnkrankheiten	244	
15) Krankheiten der Respirationsorgane	245	
16) Brust- und Rippenentzündung	247	
17) Brustwasserjucht	247	
18) Herzkrankheiten	247	
19) Würmer im Blut	248	
20) Nierenentzündung	248	
21) Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane	248	
Schwere Geburten	250	
22) Magen- und Darmkrankheiten (Diarrhoe, Verstopfung)	251	

23) Knochenkrankheiten (Rachitis, Gelenkentzündung)	Seite 253
24) Wunden	255
25) Hautkrankheiten (Flechten, Hautentzündung, Krätze, Säule, Fische, Federn, Milben)	255
26) Eingeweidebrüche und Beinbrüche	259
27) Entzündung der Milchdrüsen und Herabhängen des Gesanges	260
28) Wärmer in den Eingeweiden	260
29) Vergiftungen	262

IV. T h e i l.

An- und Verkauf des Vorsehundes, Transport und Dressur.

1. Der Kauf und Verkauf:	263
a) Von der rechtlichen Seite	269
b) Von der praktischen Seite	276
2. Kaufvertrag	280
3. Der Transport	286
4. Uebergabe in Dressur	288
5. Verlorene Hunde	288

Die angegebene Tafel enthält:

Figur 1. Ellenbogen nach außen gedreht.	
" 2. Hakenpote.	
" 3. Kappenpote.	
" 4. Kuppelrig. Haken nach innen gedreht.	
" 5. Schwammrig: nicht gefüllte Kaffeebe Zehen.	
" 6. Behaarte und Fahrenrute, die längsten Haare mehr gegen die Mitte der Länge der Rute (deutscher Hund).	
" 7. Dorentappe.	
" 8. Knopfohr.	
" 9. Schwanzspinnanze, hervorsteckender Oberkiefer.	
" 10. Trinkgefäß.	
" 11. Behaarte und Fahrenrute, die längsten Haare mehr an der Wurzel der Rute (engl. Setter).	
" 12. Apparatbock.	
" 13. Korallen.	
" 14. Gütle.	
" 15. Gebiß.	
" 16. Hervorstechender Unterkiefer, Bulldoggiekiefer.	

I. T h e i l.

Züchtung und Aufzucht
des
Vorsehundes.

Empfindlichkeit ist verschieden nach Rasse, Behaarung, Alter, Abhärtung und Gesundheit. Ein englischer Pointer kann auf die Dauer seinen Kältegrad ertragen wie ein langhaariger deutscher Hund, ein halbjähriger nicht Kälte und Nässe wie ein vierjähriger. Dem Lufzug lange oder bei Erziehung auch nur vorübergehend ausgesetzt, ist schädlich und kann bei Erkrankungen innerer und sogar äußerer Organe selbst tödlich wirken. Dennoch darf der Hund nicht verzärtelt, er muß, soweit es seine Natur erlaubt, an Kälte, Hitze, Nässe und selbst an die Zugluft gewöhnt werden — aber alles ohne Extrem! Hierüber ist's Einzelne zu gehen, würde zu weit führen.

Der junge, der Milch entwöhnte Hund verlangt mehr als ältere Hunde einen mäßig temperirten und vollständig trockenen und hellen Aufenthaltsort. Er wird bei Tag im Wohnzimmer gehalten, sofern man nicht etwa einen Zwinger hat. Der Aufenthalt im Stalle, namentlich im Pferdestall, ist mit der Länge der Zeit einen ungünstigen Einfluß auf die Nase des Hundes aus.

Durch anhaltend übermäßige Wärme wird der Hund sehr bald verweicht. Er soll deshalb sein Lager im Wohnzimmer nie am Ofen haben, andererseits allerdings auch nicht an der Thüre, wo es zugig ist, und an solchen Stellen, wo er den Seiten immer im Wege liegt und er selbst keine Ruhe hat. Feinhaarige Hunde können nicht einmal das Liegen auf bloßem Boden ertragen. Die Herrichtung eines Lagers in Form eines Strohsacks oder Haarpolsters ist aus diesem sowie Reinlichkeits- und Ordnungsründen zu empfehlen.

Mit Beginn der Dresse kommt der Hund an die Kette, entweder im Zwinger oder an der Hütte, nach Beendigung derselben, außerhalb der Arbeitszeit, ist er frei im Zwinger, an der Hütte aber wie vorher angelegt, oder er bekommt das Recht, wie die anderen Hausbewohner, im Hause zu sein (natürlich ohne Haus Schlüssel), vorübergehend, um ihm von Zeit zu Zeit eine Freude zu machen. Freies Raß für den ganzen Tag bekommt er erst, wenn er sich einmal anständig im Hause und auf der Gasse aufhält, beim Hause bleibt und nicht „wilden Umlauf“ nimmt. Es macht den Jäger recht verdrießlich, wenn er, bevor er auf die Jagd geht, zuerst seinen Hund suchen und alle Dungenlegen in der ganzen Markung nach ihm abrevieren soll.

III. Abschnitt.

Die Aufzucht und Haltung.

Vorbemerkung.

Die Aufzucht ist ein Theil der Erziehung, sie hat die Leibliche Entwicklung zu ihrem Gegenstande. Es ist klar, daß die geistige Entwicklung, der andere Theil der Erziehung, mit ihr gleichen Schritt halten muß und von ihr praktisch untrennlich ist. Theoretisch aber müssen sie auseinander gehalten werden und ich habe deshalb die geistige Erziehung ihrer gänzlich anderen Grundlagen und ihres Umfangs wegen in einem besonderen (II.) Theil niedergeschrieben.

Wir betrachten hier alle, das Leibliche Wohl bestimmenden Faktoren und zwar zunächst bis zum dreijährigen, also etwa einjährigen Alter, als: Obdach, Fütterung, Bewegung, Reinhaltung, und fügen in einem weiteren fünften Kapitel die fernere körperliche Pflege des erwachsenen Hundes, welche man gemeinlich mit „Haltung“ bezeichnet, an.

1. Kapitel.

Das Obdach.

Der Hund ist gegen schädliche Witterungs-Einflüsse zu schützen und zwar entsprechend der allgemeinen und individuellen Empfindlichkeit gegen dieselben. Der Grad der

Die Einrichtung eines Zwingers ist etwa folgende: Der äußere Bau ist von Stein oder Holz, doch so massiv, daß der Zwinger Sommer und Winter benützt werden kann und nur bei außergewöhnlicher Kälte geheizt zu werden braucht. Der Boden ist gepflastert oder besser cementirt.

Im Innern ist (für jede Klasse abgefordert) eine Abtheilung für ältere, eine andere für junge Hunde, ein heizbares Zimmer für kranke und wässende Hunde und ein Spielplatz im Sand, womöglichst mit Brunnen. Die Höden der Abtheilungen sind etwas nach einer Seite geneigt der Reinhaltung wegen. In jeder Abtheilung sind so viele Pfeisfen als Hunde darin sind, wie denn auch die Dimensionen des Zwingers und seiner Theile, sowie die Zahl der Wärrer von der Zahl der gehaltenen Hunde abhängen.

Bei Haltung eines oder nur weniger Hunde genügt ein Zwinger einfacher Art: man zieht um die Hundeshütte und den an sie anschließenden Hofraum von 6—10 qm ein Drahtgitter von 1,5 m Höhe mit verschließbarem Eingang.

Die Hütte ist ein so alldeterminiertes Möbel, daß ich seine Beschreibung übergehe und nur einige Bemerkungen über sie folgen lasse.

Die Hütte muß ganz und gut gefügt sein, d. h. Wasser und Wind nicht durchlassen. Sie stehe nicht unmittelbar auf der Erde. Für junge Hunde empfiehlt sich ein doppelter Boden, wovon der obere durchlöchert und der untere etwas schräge ist, damit der Urin abläuft und überdieß der leichteren Reinigung wegen entweder das Dach oder die Wändenungen sammt dem Dach, resp. der Boden, abnehmbar sind. Die Größe richtet sich nach der des Hundes und betrage für einen Vorstehhund mindestens 1 m in der Länge, 70 cm in der Breite und Höhe. Man stelle sie nicht an einen feuchten, dunkeln, zugigen Platz, aber auch nicht in die größte Sonneneihe, welche vielleicht ihren Stand je nach der Jahreszeit. Die Kette mache man nicht zu kurz (2 m lang) und überdieß bringe man eine Vorrichtung an, daß der Hund, um sich zu lösen, eine passende Strecke abwärts gehen kann.

Soll der Hund auch im Winter an der Hütte bleiben, so muß sie doppelte Wändenungen, einen Eingang so klein als möglich haben, mit schlechten Wärmeleitern, Stroh, Dünger zc. zc.

umgeben, oder die Hütte innerhalb eines Gebäudes aufgestellt werden und in die unmittelbar vorliegende Mauer ein Loch zum Ein- und Ausgehen für den Hund gemacht werden. Eine Brücke vor der Hütte gewährt dem Hund das Vergnügen, sich recht angenehm im Sonnenschein strecken und Altes, was sich um ihn her ereignet, recht gemüthlich betrachten zu können.

Ueber das Schlafloch magelt man einen guten Zwillichsaß (Zajamiengeleget, so daß er herabhängend das Loch zu deckt). Der Hund gewöhnt sich nach kurzer Zeit daran, beim Ein- und Ausgehen (mit der Nase) den Saß zu heben.

2. Kapitel.

Die Fütterung.

Die Fütterung soll naturgemäß, genügend, in der Zeit des Wachstums sogar reichlich, regelmäßig, nahrhaft und reinlich sein.

Die naturgemäße Nahrung für den Hund wäre rohes Fleisch, und jedenfalls einrige Monate lang nach der Enthaltung von der Muttermilch noch (Ruh- oder Ziegen-) Milch, Milken, wenn wir nicht zum Werbefleisch greifen wollen, ist die Fleischfütterung sehr theuer. Sodann hat diese noch andere unangenehme Eigenschaften im Gefolge, nämlich die widerliche Hautausdünstung und ein oft kann zu begleitender Gang zum Anschneiden. Das Werbefleisch ist wohl eine der billigsten Fütterungen, aber es erzeugt eine pestartige Hautausdünstung; sie erfordert außerdem viele Bewegung. Die Portionen müssen nach dieser regulirt werden, die Hunde bleiben nur bei sehr mäßigem Genuß derselben gesund.

Zu empfehlen ist und hat sich am besten bewährt die Mischung von Fleisch und Cerealien, getocht, leicht gefalzen, in Ermanglung des Fleisches Fleischbrühe, weiche Knochen und Gemüse zc., also Fischabfälle; das ist ein sehr gutes Futter.

Ein sehr gutes Futter sind auch die in Fabriken hergestellten Hundefuchen — eine in der That sehr bequeme und zweckmäßige Fütterung, aber eben theuer und deshalb nur, in Verbindung mit Rüchsenabfällen dargereicht, unter gewöhnlichen Verhältnissen anwendbar. Das anhaltende Füttern mit Hunde-

suchen hat schon den Ausbruch der Räude herbeigeführt (Schmidt). Hunde, die noch nicht abgezahlt haben, brauchen weiche Nahrung und daher abgekochte Hundekuchen. Die Oriven vom Seifenfieber sind ein schlechtes Futter; man sollte sie keinen Jagdhunde geben; das ist Schweinefutter, sie erzeugen Hautausschläge. Anders die Oriven aus Schmalzfabriken, sie sind eine gute Zugabe in Mehlsuppen.

Die reine Milchfütterung oder Milch mit Brod gibt zu wenig Ausdauer. Die Kuhmilch erzeugt bei jungen Hunden Wärmer und eine oft unerklärliche Abmagerung. Ziegenmilch hat nach Auslage vieler Züchter diesen Uebelstand nicht.

Ausschließlich Mehlsuppe ist noch schlimmer als fortwährend Milch. Sie gibt keine Kraft, schwächt die Verdauungsverfuge und macht die Haare glanzlos. Nicht jede Fruchtart eignet sich zu Hundefutter; am wenigsten Gerste und Dinkel, besser ist Weiz, Hafer, Roggen und Mais; Kartoffel sind für den Hund vollständig wertlos, er verdaut sie nicht. Haferschnuppe, gut getrockt, und altgedarntes Hausröb ein-geschnitten, hält den Hund lange in gutem Zustande und ein (wenn auch mäßiger) Zujag von Fleisch und Fleischbrühe, zerreibbaren und zerhackten Knochen und Fischknorpeln ist wohl die in Zügerhäusern weitverbreiteste, billigste und dabei eine bewährte Fütterung.

Der Hafer muß ziemlich fein geschrotet sein, jedoch die Hülsen nicht oder nicht ganz entfernt sein. Anderes namentlich Gerstenschrot macht den Hund schlapp und appetitlos. Bei Haferschnot bleibt er munter und bei Zujag von Fett (guter Fett) wird er glänzend im Haar.

Zur Erhaltung des Appetits und der Gesundheit erscheint eine Abwechslung in den Futtermitteln sehr angeeignet. Auch gebe man Weisse und Trauf weder zu warm noch zu kalt. Frisches, reines Wasser sollte dem Hunde nie fehlen.

In neuerer Zeit gibt man schwächlichen und jungen Hunden zur Kräftigung ihres körperlbaues präparirten phosphorsäuren Kalk (homöopathisch) und zwar mit gutem Erfolge (besser als Knochen). (Cf. Behandlung kranker Hunde.)

Man fragt es sich: Wann und wie oft im Tage soll der Hund gefüttert werden?

Hunde bis zu 3 oder 4 Monaten sollen alle drei bis vier Stunden Futter haben, also täglich 4—5 mal; ältere

bis zu 1 Jahr und darüber dreimal und zwar Morgens, Mittags und Abends (zur Kochens- und Essenszeit). Füttert man zu selten, so gewöhnen sich die Hunde an, den Bauch zu füllen, daß sie arbeitsunfähig und saul werden und es vielsleicht lebenslang bleiben. Hunde, die man Nachts im Zimmer hält, erhalten Abends die geringste, Morgens die größte Portion.

Viele Züger füttern ihre ausgewachsenen Hunde nur 2 mal täglich. Es ist dies nach meiner Erfahrung genügend, sofern das Futter kräftig und nicht zu sparfam ist, d. h. so viel als der Hund zum Satwerden braucht (nichts mehr übrig läßt) — mehr nicht! Eine einmalige Fütterung ist zu wenig, vorweg, wenn der Hund angestrengt arbeiten soll.

Wie schon bemerkt, sollen keine verdorbenen, laueren Speisen gefüttert werden. Es ist in dieser Hinsicht alles zu meiden, was ein rasches Verderben der Speisen herbeiführt. Die Schüsseln sollen trocken, nicht von Metall oder von Holz sein, nach jeder Mahlzeit gespült und verdorbene Lebertheilchen nicht wieder verwendet werden.

5. Kapitel.

Die Bewegung.

Bewegung ist die Grundbedingung für das Gedeihen und die spätere Brauchbarkeit und Leistungsfähigkeit des jungen Hundes. Ohne Bewegung wird derselbe schwammfölig, schlappbauchig, träge, energielos, und ohne sie ist die Dressur langwierig, mühevoll, wenn nicht gar erfolglos.

Ein Hund unter 6—8 Monaten soll nicht angebunden oder gar angeketet werden, jedenfalls nie an einen Strick (dadurch lernt er das Ausschneiden).

Nur besten ist's, wenn sich der Hund den ganzen Tag im geschlossenen Hofe tummeln kann, er soll nicht die Nachbarschaft auf eine Stunde Entfernung abjuchen, Tage lang vom Hause abwesend sein und alle Schüttleine abspülen. Sein Herr muß sich von Zeit zu Zeit mit ihm abgeben und ihn stets unter Aufsicht halten, ihn nicht Personen anvertrauen zur Begleitung auf Spazier- und Ausgängen, welche keinen Hund beaufsichtigen können und wollen.

Von besonderem Werthe für die Ausbildung der Augen und Muskeln ist das Aufwachen und Spielen zweier Hunde. Dies hat mehr Werth als das spätere gewagte Hantelheben für die Schnelligkeit und Ausdauer.

4. Kapitel.

Die Reinhaltung.

Sie erstreckt sich auf das Lager, dessen Umgebung und auf den Hund selbst.

Zur Verhütung des Anjammerns von Ungeziefer aller Art (Mäusedornen, Flöhe, Läuse) muß das Lager von Zeit zu Zeit erneuert, die Hunde mit frischem perlsäuren Insektenpulver eingestreut werden, jede Woche 1—2mal regelmäßig ohne besondere Anlässe. Auch die nächste Umgebung ist stets sauber von Excrementen, Mäße, Staub u. zu halten und täglich 1—2mal unter Umständen (bei Durchfall und anderen fieseln Krankheiten) mehrmals zu reinigen.

Die Pflege der Haut und der Haare ist eine für das gute Aussehen und das Wohlbefinden sehr förderliche Maßregel und sollte nicht vernachlässigt werden. Junge Hunde benötigen sie doppelt, erfordern aber auch in dieser Richtung Vorsicht. Wie anders als mit lauem Wasser soll gebadet, eingeseift und gewaschen werden. Hernach ist der Hund gut trocken zu reiben mit einem wollenen Lappen, dann an die Wärme zu bringen, in Decken einzuhüllen (auch bei nicht empfindlicher Kälte) und zu säumen. Es genügt im Sommer eine Wiederholung dieser Prozedur wöchentlich, im Winter alle 2—4 Wochen. Zwingerhunde müssen öfters gebadet werden als freilaufende Hunde. Sind sie trocken, so folgt Streichen mit einem (Seid-) Lappen, damit die Haare ihren Glanz wieder erhalten. Hebertriebeu soll das Baden und Waschen nicht werden, es macht sonst die Haare trocken, spröde. Bei Entzündungen, ganz besonders, wenn die Staube im Anzug ist oder wenn sie auch nur vermuthet wird, ist es ganz zu unterlassen.

II. Theil.

Die Dressur des Vorstehhundes.

Erziehung, Stubendressur und Führung
in Feld, Wald, Wasser

nachst Abweisung zum Schutze der Person und des Eigenthums seines Herrn.



Seines Verfahrens, junge rohe Hunde auf die Jagd zu nehmen, ist ganz zu verworfen. Man erweckt auf diese Weise Leidenschaftlichkeiten, welche ihnen nur schwer wieder wegzubringen sind.

Eine ganz besondere Sorge und Pflege erheischt der Appell, die bedingungslose Holsleistung auf den Befehl „Herein!“ jene herrlichste Tugend des Hühnerhundes.

Wir haben in diesem und im vorigen Kapitel mannigfache Winke bezüglich des Appells gegeben, auch später werden wir wieder darauf zurückzukommen haben; ich möchte hier die Aufmerksamkeit nur auf Fäulungen ziehen, welche den Appell untergraben. Dahin gehört, wie zum Theil schon gesagt, eine zu strenge Behandlung, Strafen, ohne daß der Hund angeleitet ist, nach ihm auszuhalten, werfen, mit den Füßen stoßen, festgesetztes Schultmeißern, freies Herumbummelnlassen, aus dem Hause und nach Hause jagen, Heranlocken mit Schmeichelworten mit nachfolgender Züchtigung. Entläßt ein Hund in der Vorahnung einer Strafe oder vertriebt er sich und will auf ernste Worte an seinen Herrn nicht herankommen, so ist es das Allerverstehteste, ihn unter Schmeicheln heranzulocken und zu bestrafen. Lieber verzichte man auf Züchtigung und sei bei der nächsten Gelegenheit darauf bedacht, daß er nicht wieder entkommt. Kann man ihn aber aus seinem Schlafwinkel hervorholen, so thue man dies, leue ihn an, mache ihm über seinen Fehler Vorhalt, applizire ihm die Strafe, halbe Repetition der betreffenden Uebung, lobe ihn, wenn er seine Sache recht macht, gehe man mit dem Hund (immer angeleitet) wieder an den Schlafwinkel, lasse ihn eisdienmal „herein“ und „zurück“ machen, jage ihn dort hinein und rufe ihn „herein!“ so oft wiederholt, bis er willig kommt.

Machen verschlagene, dressirte Hunde Wiene zum Davonlaufen, so rufe man ihnen irgend einen Befehl zu, den sie gerne ausführen, etwa „couche“. Dabei kann er angeleitet werden; man züchtige ihn aber nicht, sondern hole freundlich das Nichtbefolge mit ihm nach.

Wer sich in das Studium des Charakters, der psychischen Eigenschaften und Eigenheiten des Vorstehhundes vertieft, ihn mit Milde, Freundlichkeit und steter Aufmerksamkeit zu erbedeln sucht, der hat für die künftige Dressur desselben am erspriechlichsten vorgearbeitet. Er wird in den meisten Fällen

benutzt haben, daß sein Zögling mit Lust an die Arbeit geht und sein ganzes Ich mit den von ihm geforderten Leistungen verthematizt.

II. Die Erziehung.

1. Beginn, Umfang und Bedeutung.

Nachdem im 1. und 2. Kapitel der Einleitung vieles bisher Gehörige erwähnt, eingestreut und begründet worden ist, so kann ich mich hier kurz fassen.

Die Erziehung soll beginnen, sobald der Hund allein Nahrung zu sich nehmen kann, je früher desto besser, nicht erst, wenn er ausgewachsen ist.

Wenn möglich, nimmt man den jungen Hund etwa 1/4-jährig in die Erziehung und beginnt damit, daß man ihm einen Namen gibt, mit dem er nun fortan stets gerufen wird (cf. S. 77). Die Erziehung hat sich zu erstrecken auf den Umgang des Hundes mit dem Menschen als Haus- und Zimmergenosse, als Begleiter und Wächter. Für den Zwiingerhund ist nur die Erziehung zum Begleiter von besonderem Werthe, also das Minimum der Erziehung des deutschen Gebrauchshundes.

Die Erziehung muß eine systematische sein. Bei dieser Gelegenheit werfen wir einen Blick auf die heutzutage und von Alters her gebräuchlichsten Erziehungsweisen.

Der Hundebesitzer in der Stadt, dem es an einem Summenplatz für den jungen Hund fehlt, dem vielleicht auch aus anderen Gründen die Aufzucht eines jungen Hundes unmöglich ist, kann nichts Besseres thun, als ihn auf das Land zu geben. Da hat er gewöhnlich die für seine leibliche Entwicklung günstigen Faktoren; aber, wer bekümmert sich um seine Erziehung, wer hat dort selbst ein richtiges Erziehungs-system im Leibe? Ist der Hund nicht vollständig auf der Gänze, so kann er ungehindert ein Stromer werden.

Noch mehr — das ist das Ärgste — der Hund, nie richtig zum Gehorsam angehalten, rückt in das eigentliche Stiegelalter ein, wird unbändig und im höchsten Grade widerhaarig; er braucht Bewegung, geht mit dem Fuhrwerke auf das Feld, benimmt sich ausgelassen, so daß der Bauer es

nicht übers Herz bringen kann, er muß ihm mit der Peitsche einig 'rumhauen. Der Hund läuft davon, wenn er nicht gar fortgejagt wird. Dieses Entlaufen ist eine böse Sache, dies wieder wegzubringen, kostet harte Mühe und eine Gesäßgebüß. Kein rauhes Wort kann der Hund mehr hören, immer steht ihm das Durchbrennen im Sinne. Er wird handfester.

Es hat am Ende nicht viel zu sagen, ob der Hund Knurren und übermäßigen Gehorsam gelernt hat, wenn eine gute Parforce-Dressur nachfolgt, aber nur keine Umringenden und vollends so gefährliche! Sie sind vor die Plätze, wo man Hunde auch nur halbwegs ordentlich er- d. h. aufziehen lassen kann. Da hat in dieser Hinsicht immer der Zwinger noch bedeutende Vortheile.

2. Die Erziehung.

a) Zum Haus- und Zimmergeossen.

In dieser Beziehung kommt in Betracht:

1. Reinigkeit.

Das Jög. Stubenrein machen ist eine recht unangenehme und meistens auch recht mühsame, ärgerliche Arbeit. Durch Ausschließen aus der Stube zc. wird nichts erreicht, im Gegentheil die Sache langwieriger und schwieriger.

Wenn sich der junge Hund anschickt, seine Nothdurft zu verrichten, so klatscht eine Person in die Hände und ruft: „Pfui, hinaus!“ Gleichzeitig oder schon vor dem „Pfui!“ öffnet eine andere Person die Thüre und belobt mit: „So recht!“ den hinausspringenden Hund. Oder:

Man nimmt den Hund am Genick, führt ihn hart an die verunreinigte Stelle hin, versetzt ihm einen oder ein paar gefinde Streiche mit einer kleinen Gerte, trägt ihn dann an die Thüre und jagt ihn hinaus. Man achte aber darauf, daß er draußen nicht davon läuft. Harte Strafen sind hier übel angebracht, wie es auch berkehrt wäre, bei einem ganz jungen Hund es darauf ankommen zu lassen, daß er hinaus verlangt. Im Gegentheil, man lasse ihn alle 2—3 Stunden hinaus, auch ohne daß er es verlangt. Dadurch gewöhnt er sich am besten daran, wenigstens rechtzeitig der Thüre anzulaufen. Er vertrieht sich bald nicht mehr aus Angst, wenn's noth thut.

Doch ist es unglücklich, wie lange viele Hunde brauchen, bis sie sich zum Austritt anmelden; lieber lassen sie sich hundertmal durchhauen. Da hilft dann kein anderes Mittel, als den kleinen Missethäter das Lanigeben zu lehren (sfr. III. Abschnitt), was bei jungen Hunden durchaus nicht schwer ist. Hat er dies erlernt, so führe man ihn öfters den Tag über an die Thüre, lasse ihn hier lautgeben und hinausgehen, gehe später vor die Thüre hinaus, mache zu, rufe den im Zimmer befindlichen Hund an die Thüre und befehle ihm wieder: „Laut! Hinaus!“ damit er auch lautwerden lernt, wenn Niemand im Zimmer ist. Ist er nun einmal im Begriffe, unreinlich zu werden, so rufe man ihn schnell an die Thüre, befehle ihm „Laut!“ und lasse ihn dann hinaus.

Wie aber geschähe ihm unter der Thüre, beim Aus- und Eingehen, ein Leid; namentlich Klemme und drücke man ihn nicht in die Thüre, sonst getraut er sich bald nicht mehr hinzuzugehen, wenn Jemand an der Thüre steht.

Ist der Hund einmal so weit, so kann ihn jeder Diensthote und jedes Kind an der Thüre lautgeben und hinaus lassen. Es ist dies auch fast unbedingt nothwendig, daß eine Zeitlang alle Hausbewohner zusammenhelfen und ohne Laut dem Hunde nicht öffnen, selbst auf die Gefahr hin, daß man zu spät damit käme. Natürlich würde das eine kleine Strafe und erneuerte Dressur an der Thüre nach sich ziehen.

Die Fütterungszeit hat einen großen Einfluß auf die Dauer und das Gelingen des Stubenreinmachens. Man füttere nicht spät am Abend. Ebenso ist zu beachten, daß die Abendportion eine mäßige ist. Hat der Hund Durchfall, so strafe man ihn ja nicht zu streng mit Hieben, sondern lasse es mit einem Verweise bewenden.

Einen Hund lehren, die Thüre selbst zu öffnen, ist sehr zu verpöhen. Einmal verdirbt er die Thüren und zweitens ist es insofern ein Unfug, als so der Hund sich entfernen kann, wann er will. So wird das Stromeu priviligirt.

2. Die Hausordnung.

Gerade beim Stubenreinmachen nimmt der junge Hund die erste Veranlassung, auf einige Zeit sich vom Hause zu verabschieden. Die üblichen Folgen davon kennen wir.

Um dieses Stromeu zu verhüten und dem Hunde abzuzun, geht man so zu Werke: Man beobachte den Hund, wenn er draußen ist, um sich zu verpuken, oder man gibt ihm sogar Gelegenheit zu entwischen, nachdem sich vorher Jemand an der Haus- und Hofthüre mit einer Peitsche postirt hat. Nach sich ihm der Hund, so wird er mit einer Tracht regalfirt und zur Hausthüre hineingestagt. Im Hause empfängt ihn der Herr, spricht ganz freundlich mit ihm und führt ihn an seinen Platz ins Zimmer zurück. Hat man aber keine geeigneten Platz, den Hund so abzufangen, oder ist der Hund schon außerhalb des Hofes, so schickt man ihm eine (fremde) Person mit einer Peitsche nach, die ihn mit Hieben nach Hause treibt.

Nach ein Blasrohr kann sehr gute Dienste thun. Man stellt sich an das Fenster neben oder über der Hausthüre, ladet eine Erbse, erwartet so möglichst verborgen den vom Hause entweichenden Hund und bläst ihm Eins auf's Fell. Schreiend wird er umkehren und bald so flug werden, daß er ohne Begleitung das Haus nicht zu verlassen hat.

Hunde, welche viel mit auf Spaziergänge genommen werden, werden seltener Veranlassung zum Stromeu nehmen, als so ganz conficirte, welche sozujagen nie das Tageslicht erblicken. Tägliche Bewegung bis zur Ermüdung ist das sicherste Mittel zur Bewahrung vor Stromeu.

3. Die Begierde zu nagen und zu zerreissen und Verderben von häuslichen Gegenständen.

Das Nagen scheint eine formliche Lust, ein Bedürfnis für den jungen Hund zu sein, und diese Lust hat der Hundes besser manchmal theuer zu bezahlen. Zu dieser Natur ist auch zu verzeichnen das unerlaubte Benutzen von Stühlen, Sopha, Betten und Fenstergesimjen.

Es kann sich fragen, ob es nicht angezeigt ist, dem Hunde geradezu Gelegenheit zum Nagen zu geben, wie es von mehreren Seiten empfohlen wird, oder ob man durch sorgfältiges Entfernen zertragbarer Gegenstände aus dem Zimmer jene Begierde zu eskistiren vermag. Ich habe schon beides wiederholt probirt, halte aber letzteres für das bessere Mittel. Was der Hund erfaßt, ist ihm zu entreißen unter Verweis, und wenn es öfters vorkommt, einigemal orbeullich um den Kopf zu schlagen.

Nach Kindern ist zu unterzagen, dem Hunde Gegenstände zum Spielen hinzunweisen. Was er an seinen Platz trägt, ist ihm zu nehmen und alle Gelegenheit zu dieser Untugend fern zu halten. Wer das Nagen wirklich für ein Bedürfnis des Hundes hält, der mag ihm Snodden, welche sich mit Mühe herbeibringen lassen, aber nichts anderes, geben.

Von Stühlen und vom Sopha, welche der Hund der Wärme wegen mit großem Genuß sich zum Lager auszerwählt, ist der Hund mit Gerte oder Peitsche zu vertreiben. Bei Nacht belegt man das Sopha mit Stühlen und streut einige Pfaffen gepulverten Pfeffer (oder Nießwurz) darauf. Dasselbe thut man an Stellen, welche er gerne beschmüffelt und verunreinigt (an Öfen).

4. Gewöhnung an einen bestimmten Platz.

Der Hund muß im Zimmer einen Platz haben, wo er den Seiten nicht und die Leute ihm nicht zur Last fallen. Darunter wird aber keineswegs verstanden, daß er sich unter Möbel (Sopha) zu vertrieben habe.

Im Gegentheil, das ist grundfächlich falsch; dadurch gewöhnt man den Hund daran, sich zu verstecken, er wird, wie man sagt, ein Duckmauser, der sich, wenn ihm etwas beschleu wird, überall zu drücken und abzuschlehen weiß. Der Platz soll in einer Zimmerecke zc. sein, wo er sich stets beobachten läßt. Hier legt man ihm ein Unterlager (Strohbad, Matratze) hin. Wird er überall, wo er sich sonst im Zimmer hinlegt, aufgesagt mit den Worten: „Marsch! an deinen Platz!“ so gewöhnt er sich bald an seinen Platz. Bei Unverbesserlichkeit in dieser Beziehung droht man mit der Beseurthe.

Diesen Platz hat er nur zu verlassen, wenn er gerufen wird.

Vertrieht er sich, wenn er unter „Beseurtheu-Androhung oder =Appfizierung“ auf seinen Platz geschickt wird, so ist er sofort aus seinem Versteck hervorzuholen (nicht herzuholen), mit ihm auf die frühere Station oder näher an seinen Platz zurückzugehen und er von neuem dahin (d. h. auf seinen Platz) zu schickten. Aber die Geduld braucht deshalb nicht zu reißen!

Wie zur Ruhe gewöhne man den Hund auch zum Zweck der Fütterung an einen bestimmten Platz außerhalb des Zimmers.

Man dulde unter keinen Umständen den Aufenthalt in der Küche; nur zu leicht lernt er hier naschen und flehen. Wer gibt in der Küche gehörig auf ihn Acht? Was gefällt ihm besser, als durch die Küche den Weg in's Freie zu nehmen auf einige Zeit, nur um unter Seinesgleichen Bildung zu lernen?! Hinter der Küchensthüre hat stets eine Gerte parat zu stehen, welche ihm bei etwaigen Besuchen spornstreichs aufgemessen wird.

5. Verbot des Bettelns und Raufens.

Das Betteln und Stehlen sind Eigenschaften, welche Hund und Herrn recht unlieb machen können. Ein bettelnder Hund ist lästig in Kammitie und besonders in fremder Gesellschaft, gern sieht Jedermann ihn während der Mahlzeit ruhig an seinem ihm angewiesenen Platz verharren. Nichts ist leichter, als dies zu erreichen.

Man leide nie an dem jungen Hunde, daß er während der Mahlzeit unter und um den Tisch herumlaufe, jage ihn weg an seinen Platz und gebe ihm grundsätzlich entweder nie etwas vom Tisch oder nur an seinem Plage. Dadurch kommt er zur Ueberzeugung, daß seine Mühe zu betteln umsonst ist.

Es versteht sich von selbst, daß Kindern und Dienstboten unteresagt wird, dem bettelnden Hunde etwas vom Tische zu geben oder es ihn gar selbst vom Tische herrunter holen zu lassen.

Recht unangenehm ist es, wenn Hunde überall hinaufsteigen, um zu naschen, so daß man nirgends eßbare Sachen hinstellen kann, ohne zu fürchten, in einem unbewachten Augenblick frisst's der Hund.

Um diesen Fehler in ihm nicht aufkommen zu lassen oder wegzubringen, legt man auf Bänke, Tische, Stühle zc. zc. Brod- und später auch Fleischstücke, so groß, daß er sie nicht auf einmal schlucken kann, zeigt sie ihm und weist ihn dann auf seinen Platz, beschäftigt sich ruhig mit irgend etwas, ihn anseheinend gar nicht beachtend. Er wird schließlich der Versuchung nicht widerstehen können, steht auf und greift zu. Sofort geht's über ihn her mit der Peitsche und hergeben muß er den Bißten. Nach wenigen Wiederholungen geht er in Gegenwart von Personen im Zimmer nicht mehr auf den Leim.

Man kommt die Probe im Zimmer, ohne daß jemand zugegen ist. Diebiel wird der Hund von außen durch das Schließloch zc. zc. beobachtet. Geht auch dies, so wird bei Nacht ge-

beizt, und so oft morgens ein Brocken fehlt, wird er am Geleide genommen, an den Ort des Frevels geschleift und ihm ausgenäht. Nach 4—6 Nächten ist ihm Selbstüberwindung in Nahrungsmangelheiten ein Leichtes.

Viele (besonders junge) Hunde haben die üble Gewohnheit, an ihrem Herrn und auch sonst bekannten Leuten aus Schmeichelei oder um zu betteln mit dem Vorderläufen hinaufzukriechen. Dies genöthigt man ihnen dadurch ab, daß man sie rasch im Anstieigen auf den Kopf schlägt mit der einen Hand, während man sie mit der andern an einem Laufe faßt, oder man hält sie mit den Händen vorn hoch und tritt sie mit den Füßen auf die Zehen.

6. Das Anfallen von Personen und Thieren.

Daß der junge Hünerhund, wenn er nicht besonders dazu angehalten und durch das Beispiel anderer Hunde verleitet wird, auf Leute losgeht, glaube ich nicht, er wird sich im Gegebenheit rückwärts retiriren.

Sollte es aber vorkommen, so muß er einigemal auf der That ertappt und abgetrafft werden. Das genöthigen sich manche Hunde mit der Zeit an: wenn man mit ihnen zum Hause hinausgeht, so springen sie auf Alles los, was ihnen gerade in den Weg kommt, allerdings ohne böse Absicht.

Hilft hier ein kräftiges „Herein!“ oder etwige Strafen nicht, so führe man ihn an der Leine hinaus und gewöhne ihn, daß er nicht vom Fuße weggeht, oder man lasse ihn irgend etwas apportiren, bis man eine genügende Strecke vom Hause weg ist.

Lässig ist es auch, wenn der Hund beim Eintritt eines jeden Fremden ein ellenlanges Gebell aufschlägt. Sei der Fremde gut oder schlecht gesteuert, was bekanntlich der Hund sehr wohl unterscheidet, so verweise man leiseren an seinen Platz und dulde, sofern der Fremde nicht geradezu gefährlich und unerwünscht erscheint, keinen Laut mehr. Man nehme die Gerte (oder Peitsche) zur Hand, strafe eine derartige rückfällige Unfolgsamkeit und incarcerire ihn in das Nebenzimmer. Hier wird er sich eines Besseren besinnen.

Mehr wird man mit dem Losführen auf Geflügel, namentlich auf Hausgänzhner und Hähner, zu schaffen haben. Gesten, Verweise und Streiche auf frischer That nichts, so wird das

„coucher!“ erzögert. Die Parforce-Dressur kennt überdies noch andere Mittel (vergl. die Dressur mit Hindernissen).

Speziell bei Hühnern, die der wilden Luft zum Opfer gefallen sind, verfährt man folgendermaßen: Man nimmt das todtte Huhn in die rechte Hand, so daß das Vordertheil, Kopf und Hals vorn hervorstecken, ergreift mit der anderen Hand den Hund am Halsband und haut nun mit dem Schnabel des Huhnes den Hund unter „Hui!“ = Rufen auf die Stirn. Zu Hause angekommen, verweist man ihn streng auf seinen Platz, legt ihm das Huhn vor und erwartet ihn wiederholt, bevor man es wieder wegnimmt. Am andern Tag wiederholt man diese Prozedur, falls der Hund ein starker Wildfang wäre.

7. Die Keinenführigkeit.

Daß ein Hund an der Leine geht, erfordert wenig Mühe. Man legt ihm ein zusammenziehbares, (vgl.) Würgehaltsband an und hängt die Kette ein, zieht den Hund auf der linken Seite an sich, hält ihn so kurz, daß er seinen Kopf am Knie (des Lehrers) halten muß, und erzögert nun langsam auf und ab. Der Hund wird nach allen Seiten auszureißen suchen, sich auch wohl auf den Boden hinlegen und sich fortziehen lassen. Darauf gibt man gar nicht Achtung, man geht immer zu, wie wenn alles in Ordnung wäre; 3—4 Tage nach einander je etwa 1/4 Stunde lang so geführt, sagt er sich. Man läßt man die Kette etwas länger und nimmt die Gerte zur Hand, um gedankenlose Anstreichungen zu bestrafen. Dabei warnt man ihn entsprechend mit „zurück!“ — „daher!“

8. Der Appell (d. h. der Gehorsam auf den Befehl „Herein“).

Schon in den ersten Tagen nach der Aufnahme eines jungen Hundes in das Haus beginnt man ihn unter Vorhalten von Leckerbissen zum Appell zu bewegen, gleichzeitig allerdings auch, um ihm seinen Namen in das Gedächtnis einzuprägen. Auf jeden Ruf „Herein!“ ruft man in ihm die Vorstellung zunächst eines gastrischen Gemisses nach; allmählich aber durch Deutung bei jeder Folgeleistung tritt innere Selbstbefriedigung hinzu und schließlich gewinnt die Oberhand; er kommt auch ohne Leckerbissen auf den Ruf „Herein!“

Allein er weiß auch sehr gut, wenn er Strafe verdient hat, daß diese seiner wartet, und dann ist es herum mit jenem frei-

willigen Appell. Der Hund muß unter allen Umständen dem „Herein“-Ruf gehorchen, und wie ihm das beibringen? — Ohne Parforce-Dressur ist es rein unmöglich und gerade das ist die Krone und der Zweck der Parforce-Dressur. Einigermassen befriedigende Resultate lassen sich immerhin unter Beachtung nachstehender Vorschriften erreichen; etwas parforce gehts zwar auch so oft zu.

Man ruft den Hund täglich öfters von seinem warmen Lager auf und wenn er nicht gehorcht, so packt man ihn im Genick und zieht ihn zu sich, resp. zu der Stelle, wo man gerufen hat, her, thut dies auch namentlich dann, wenn er eine Unart begangen hat und Strafe fürchtet.

Folgt er, wenn auch zögernd, so darf er unter keinen Umständen gestraft werden, man lobt ihn für seinen Gehorsam und ertheilt ihm, wenn er sich wieder zutraulich zeigt, einen etwas reservierten Verweis für seine Unart, schießt ihn an seinen Platz zurück, ruft ihn dann noch einmal herbei und entläßt ihn endlich in Gnaden. Folgt er aber nicht, so bekommt er für sein Nichterscheinen auf Kommando Strafe an seinem Platz, während er auf seinen zuvor begangenen Gehspritt nur erinnert wird unter Hinweisung mit dem Finger: „Was ist das!“ dann wird er wieder hereingerufen, auf seinen Platz befohlen und das „Herein!“ noch etlichemal nach gebenem Rezept genacht, nachdem man zuvor die Gerte oder Peitsche weggelegt hat. Später behalte man sie in der Hand, aber ohne sie zu gebrauchen.

Es wird eine ziemliche Zeit vergehen, bis der Hund nur im Hause gehörigen Appell zeigt.

Im Freien braucht's noch länger und mit einem unvor-sichtigen Schläge ist oft auf lange hinaus der Erfolg einer mühsamen Arbeit zerstört. Es erfordert eine wahre Stiefengeduld und Nachsicht bei fortwährender Ueberlegung, ob und wie sich im einzelnen Falle einschreiten läßt.

„Zu wenig und zu viel verderbt alles Spiel.“

Man glaube nicht, daß der fortwährende Umgang des Hundes mit seinem Herrn allein schon Appell erzeugt. Wir sehen dieß am Schäferhund.

Im Zwinger, im Ort ohne Verhütung, ist freilich die Sache einfacher; aber auch der Zwingerhund nimmt ohne Dressur keinen unbedingten Appell an.

Brotten im Zimmer, legt ihn zu Boden und läßt den Hund (mit den Korallen) dabei couche machen, anfangs einige Augenblicke, später Stundenlang, indem man ihm den Brocken vor die Hüfte hinlegt. Macht er Miene, unversehens ihn zu fressen, so wird er gewarnt und bestraft, und dies solange, bis er ihn Stunden- und tagelang liegen lassen kann. 5—10 Uebungen sind erforderlich. Dann folgt die gleiche Prozedur mit einem Brocken Fleisch, die etwa ebenso viele Wiederholungen und Bestrafungen braucht. Nun folgt das Apportiren des Brodes und Fleisches, dann des erlegten stark schweißenden und am Gude auch am Wauche aufgeschickten Wildes. Nie und nimmer darf der Hund Schweiß lecken. Hat er es über sich gewonnen, solches Wild zu apportiren, so läßt man es ihn auch bewachen, natürlich im Anfang unter privatpolizeilicher Aufsicht des Lehrers.

Das Ablegen im Walde hat bei jungen Hunden, auch wenn sie sich sonst gut ablegen lassen, einige Schwierigkeiten. Da ist der Muth nicht gar so groß als dasheim in der Stube. Mit gutem Grunde ertheilt deshalb Oswald den Muth, den Hund einigemal beim Ablegen an eine leichte Kette zu binden, damit er in der Angst nicht fliehen kann, sondern dem ihm drohenden und angreifenden Fremden sich zur Wehr setzen muß. Wie schon im Zimmer zeige sich der Fremde dem abgelegten Hunde gegenüber immer ängstlich; wenn letzterer nur gegen ihn murr, springe er zurück und verstecke sich einige Augenblicke. Solange der Hund sich nicht vertheidigt, mißt sich der Lehrer nicht in die Händel, er bleibt ruhig im Hintergrunde in seinem Versteck; zeigt jener aber Muth, so kommt er ihm zu Hülfe, feuert ihn an, schlägt selbst nach dem Fremden und belobt den Hund.

Sich habe schon Hunde gesehen, die so scharf in Bewachung von Gegenständen waren, daß sie gegen ihren eigenen Herrn loszuhren und nur ungern sich dieselben von ihm wegnehmen ließen.

2. Uebung.

Die Bewachung von Haus und Hof.
Ein Herausfahren und Anfahren auf herankommende Fremde wie bei den eigentlichen Hofsunden findet sich gewöhnlich beim Hünerhunde nicht. Er unterscheidet sehr genau, was Freund und Feind des Hauses ist, und macht wenig unnütigen Lärm. Wünscht man aber, daß er jeden Vorüber-

gehenden anzeigt und jede eintretende Person stelle, was auf der Einöde von großem Werthe sein kann, so lehrt man ihn dies in Oswald's probater Weise. Man gibt einem Fremden eine Gerte in die Hand, womit er den in der Hüfte liegenden Hund beunruhigen soll. Bei schneidigen Hunden nimmt jener noch ein Brett mit einem Loch, damit verthilt er die Öffnung an der Hüfte und stupft mit der Gerte nach dem Hunde. Während dessen ruft der Herr den Hund immerfort „herrein!“ Dieser knurrt und wird böse über solche Unverschämtheit. Auf einmal tritt sein Herr hinzu, hält selbst das Brett und zwar noch so lange, bis der Fremde weggesprungen und sich etwa an der Thüre des Hofraums aufge stellt hat, dann läßt er den Hund heraus, heßt ihn an den Fremden mit „faß ihn! leid's nicht!“ Der Fremde haut mit der Gerte einigemal auf die Erde und brummt dazu, um ihn zu reizen, geht aber schnell zur Thüre hinaus, schlägt sie zu und wiederholt das gleiche Versahren draußen. Sobald die Thüre zu ist, läßt der Herr den Hund los und heßt ihn gegen den draußen stehenden Mann.

In kurzer Zeit fährt der Hund gegen alle her- und vorbegehenden Personen los aus seiner Hüfte heraus, besonders wenn die Betreffenden einen Stock oder sonst etwas tragen.

Ist der Hund nicht an der Hüfte, sondern frei im Hofe oder im Hause, so braucht er nur einigemal an vorbegehende Personen geheßt zu werden; schlagen diese nach ihm, so wird er bald Niemand mehr „unbeschrien“ herein-, hinaus- und vorbeilassen. Man kann es so weit bringen, daß er beständig auf der Lauer liegt, bei jedem Geräusche, das er im Zimmer liegend vernimmt, aufspringt, zum Fenster hinausfliehet und thut, wie „der helle Teufel“. Doch sehe jeder, wie er's treibe.

3. Uebung.

Die Bewachung und Vertheidigung des Herrn und seiner Angehörigen.

Nachdem der Hund auf Kommando „leid's nicht, faß!“ auf jeden Eindringling losgeht, ist es nicht mehr schwer, ihn dazu zu bringen, daß er inner- und nachher auch außerhalb des Hauses seinen Herrn, dann zuerst auf dessen Kommando, nachträglich auf das der Hausangehörigen, diese mit aller Energie und selbst mit seinem Leben gegen jeden Angriff vertheidigt.

Die

Pressur des Luftsdruckes.

Von

Freiherr H. von Sreyk

Königl. Preuß. Leutnant a. D.
Ehrenpräses des kaiserlichen Klubs „Juno“ zu Berlin.

Mit vielen Abbildungen von Alfred Blöcke u. a.



Leipzig 1900.

Verlag von F. Neumann,
Verlagsbuchhandlung für Landwirtschaft, Fischerei, Gartenbau,
Jagd- und Jagdwesen.

Inhalts-Verzeichnis.

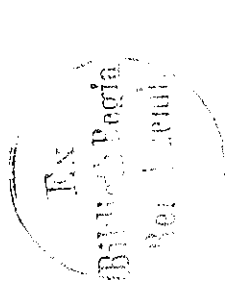
	Seite
Vorwort	1
Einführung	3

Teil I.

Der Surrushund	11
Allgemeine Grundsätze der Erziehung und Pflege	15
Erziehung	15
Ernährung	17
Bewegung	22
Putzen	23
Baden	24
Zehren	24
Die Nare	25
Künstliche Nahrung	26
Die Wohnstätten und Ausrüstungen des Surrushundes	28
Der Hund auf Reisen	38
Vom Kranken Hunde	42
Allgemeines, die Staupe	42
Die Klau	46
Wunden	49
Bergiftungen	50
Die Zwingerapotheke	51

Teil II.

Grundsätze der Hundedressur	55
Auswahl eines Hundes zur Dressur	58
Der Dresserraum	60
Reinenfähigkeit und Appell	63
Die Reinenfähigkeit	63
Wänge	63
Der Appell	65
Wie spricht der Hund?	66


 Rx
 Biblioteca
 dell'Università
 di Padova

No. 5454

	Seite
Stellungen resp. Sagen	68
Das Apportieren	79
Vertoreapportieren	93
Der Hund nimmt sich das Halsband selbst ab und zieht es sich wieder auf	95
Das Springen, Hüpfen, der Schlangenlauf, die Pirouette, stolzer Tritt, der Galopp auf zwei Läufen	97
Das Springen	97
Hüpfen	102
Der Schlangenlauf	105
Pirouette	107
Stolzer Tritt oder Girafsparschritt	108
Der Hund galoppiert auf zwei Läufen	110
Der Kreisgang	113
Das temporäre Abhängen im Galopp	114
Stehen und Laufen auf den Hinterfüßen	116
Das Tanzen	119
Das Gehen auf den Vorderläufen	119
Salto mortale	122
Die Dressur auf den Mann	127
Wie erwehre ich mich eines angreifenden Hundes?	138
Die Gedächtnis- und Augen-Dressur	139
Gedächtnis-Dressur	139
Die Augen-Dressur	141
Der Hund als Gedankenleser	144
Das Zusammenarbeiten mehrerer Hunde	145
Die Arbeit an und mit Requisiten	152

Teil III.

Die Dressur im Gelände	163
Felddressur	163
Hunde-Kennen	164
Der Hund als Kriegshund, Brief- resp. Depeschenbote	166
Der Hund im Wasser und als Begleiter des Radfahrers	185
Der Hund im Wasser	185
Radfahrer und Hunde	188

Teil IV.

Der Hund im Verkehr mit feinesgleichen und anderen Tieren	193
Der Hund im Verkehr mit feinesgleichen	193
Der Hund im Verkehr mit anderen Tieren	194
Hund und Jagd	196
Das Abgewöhnchen von Unarten und Korrektoren vorerbener Hunde	200

	Seite
Kauf und Verkauf	209
Musstellungen	215
Namensverzeichnis für Hunde	220
Technische Anstalten	223

Teil VI.

Historische Hunde	237
Der Bid-Bach durch die ganze Tierdressur	245
Litterarische Hilfsmittel	249



Verlorenjuchen	Seite
c) Verbeßen:	144
Kautgeben	146
Todbereiben	148
Tadmelben	150
d) Dressurwiederholung:	
1. Mit Hindernissen	151
a) Der Sprung	151
b) Anknäuelen	152
c) Das Schonen	152
d) Dagwiderstehen fremder Personen	153
e) Mit lebenden Thieren	154
2. Ohne Leine	154
3. Im Galopp	155
4. Mit Zeichen	155
5. Mit Combination mehrerer Aetionen	156
6. Im Freien	157
B. Die Dressur und Führung im praktischen Dienste.	
1. Im Felde.	158
a) Die Suche	158
b) Das Vorsehen und Verhalten des Hundes vor dem Schusse	163
c) Das Verhalten des Hundes nach dem Schusse	167
d) Das Apportiren nach dem Schusse	170
e) Die Suche vor mehreren Schützen und mit mehreren Hunden	171
f) Der Hund im Felde	172
2. Die Arbeit im Walde.	
Vorübungen	173
a) Die Suche auf Feder- und Haarniß	178
b) Der Hund an Raubzeug	181
c) Der Hund auf Schweiß	183
Todbereiben und todtmelben	190
d) Der Hund als Treiber	195
3. Die Arbeit im Wasser:	
a) Vorübungen: 1. Der Gang in's Wasser	202
2. Apportiren im Wasser	203
b) Die Wasserjagd: 1. Auf Entensdögel	205
2. Auf Schwimmdögel	206
c) Die Dressur des Sicherheitshundes.	
1. Das Bewachen von Gegenständen	209
2. Bewachung von Haus und Hof	210

3. Bewachung und Vertheidigung des Herrn und seiner Angehörigen	Seite
4. Verfolgung der Spur des Frevlers	211
5. Angriff auf denselben	212
	213
D. Behandlung und Correctur verorbener Hunde.	
Im Allgemeinen	214
Der verschlagene Hund	215
Der Hasenheger	216
III. Heil.	
Die Krankheiten des Hundes.	
1. Die Hausapotheke für Naturheilmethoden, Homöopathie und Allopathie	218
2. Die Krankheitslymptome und Diagnose	225
3. Eingeben der Arznei und Vornahme chirurgischer Operationen	229
4. Die einzelnen Krankheiten und deren Heilung:	
1) Scaupe (Sucht)	231
2) Fieber	234
3) Gehirnentzündung	235
4) Congestionen	236
5) Schlaganfall	236
6) Rückenmarksentzündung	236
7) Epilepsie	237
8) Weitsand	238
9) Ekampfie	239
10) Wuth	239
11) Sämnungen und Krämpfe	241
12) Augenkrankheiten	241
13) Ohrenkrankheiten	243
14) Zahnkrankheiten	244
15) Krankheiten der Respirationsorgane	245
16) Brust- und Rippenfellentzündung	247
17) Brustwasserjucht	247
18) Herkrankheiten	247
19) Würmer im Stut	248
20) Nierenentzündung	248
21) Krankheiten der Harn- und Geschlechtsorgane	248
Schwere Geburten	250
22) Magen- und Darmkrankheiten (Diarrhoe, Verstopfung)	251

Die Wohnstätten dieser kleinen Rassen war und ist heute noch der Salon des Wofshabenden. —

Weider wird die Mehrzahl der Salonhündchen verzärtelt. Man soll daher nie außer acht lassen, daß jedes organische Wesen, je nachdem es seine Natur erlanbt, an Kälte, Hitze und Nässe gewöhnt werden muß und daß es die Abhärtung in erster Linie ist, die Menschen, Tiere und auch Pflanzen vor Krankheiten schützt. Das Lager im Wohnzimmer darf daher sich nie am Ofen befinden. Nicht verzärtelte Schoßhündchen werden auch immer zu Spielen und Scherzen aufgelegt sein und mit freudigem Gekläff ihren Besitzern umspringen, verzärtelte dagegen sich mürrisch, träge, bißig und teilnahmslos zeigen.

Es wird aber auch vorkommen, daß man größere Lagershunde im Hause halten muß. In diesem Falle richte man ein Lager in Form eines Strohsacks oder Haarpolsters her und gebe diesem Lager einen geeigneten Platz. Es ist zu empfehlen, im Winter alle zwei Monate und im Sommer jeden Monat mit dem Lager zu wechseln und daselbe öfters entsprechend zu reinigen. Gleichzeitige Desinfizierungen sind namentlich während der Sommermonate sehr angebracht.

Die Hundehütte, welche im Freien steht, muß folgenden Anforderungen genügen:

Sie ist gegen Nässe und Kälte zu schützen und muß im Winter event. mit doppelten Wandungen versehen werden können. Eine Umgehung mit schlechten Wärmeleitern kann als Ersatz für Doppelwandungen gelten.

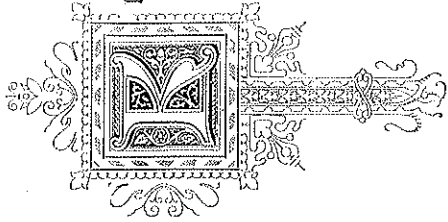
Die Wände, Futterbehälter und Lager sollen so konstruiert sein, daß sie leicht zu reinigen sind.

Die Größe muß sich nach der Größe des Hundes richten. Beträgt die Länge 1 m., so soll die Höhe ca. 70 cm betragen. Ein niedriger, tafelförmiger Aufsatz vor der Hütte gewährt dem Hunde einen guten Ruheplatz.

Es soll die Freiheit des Hundes durch ein Anketten nicht zu sehr beschränkt werden. Eine horizontal aufgestellte ca. 2 m lange Laufflange, an welcher eine Karbelfette derart angebracht ist, daß der oberste Anschlußring mit Leichtigkeit an der Stange hin- und hergleitet und so den Bewegungen des Hundes folgt, ist der gewöhnlichen Hundefette vorzuziehen.

Der Platz zur Aufstellung der Hütte muß den allgemeinen hygienischen Anforderungen entsprechen. Der Untergrund muß

Die Wohnstätten und Ausrüstungen des Lagershundes.

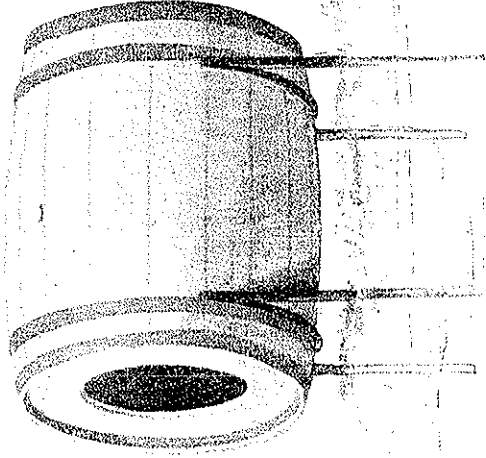


keine zierliche Rassen, wie das Windspiel oder der Mastifer, der in der Glanzperiode des alten Griechenlands ebenso der erklärte Liebling der Damenwelt war, wie er es noch heute ist, gehören in die Salons. Die zarte Konstitution, die dünne Haut und Behaarung des Windspiels ist ebenso auf den Salon angewiesen wie die Eigenart des Mastifers, der schon zur Zeit des Aristoteles (damals unter dem Namen „Mestänischer Hund“ bekannt) der Schoßhundrasse angehörte. Zählt man zu den erstklassigen Damenhündchen noch die japanischen Ohin, von denen die zierlichsten unter ihnen den bezeichnenden Namen „Macusa-Ohin“ (Riffenhündchen) führen und welche man zu den Ohigern unter den Hunden zählt, weil sie eine so besondere Sorgfalt auf ihre Toilette legen, so wird man zu der Einsicht gelangen, daß der Name Zwinger für dieses allerliebste Geschöpfchen nicht vorhanden ist.

Vorstichtig hebt das Windspiel die schamken Läufe, umgeht gerüstentlich schmutzige, nasse Stellen, fürsorglich zeigen sich Mastifer und Ohin bei ihrer Toilette, die sie zu tragen verstehen. Sind das nicht Eigenschaften, die diese kleinen Kerle förmlich für den Salon be stimmen? — Mit einigen Salonhundrasen trieb man denn auch zeitweise einen förmlichen Kultus. Ich erinnere nur an die Zeit der Königin Elisabeth von England, wo jede vornehme Dame ihren Toy-Spaniel besaß, den sie bei den Promenaden an der Brust trug und an die palastähnlichen Heimstätten, die die Königin von Großbritannien ihren black and toy Terriers errichten ließ.

Abfluß haben, was man an feuchten Stellen durch eine kleine Drainage erzielt.

Als Hundehütten selbst werden in unserer Zeit Petroleumfässer empfohlen, deren Aufstellung nach Art der Brauntweinässer auf aus-
geschüttelten Lagern erfolgt. Der Ausschütt muß konform dem Gasse sein, und die Lager selbst sind, um sie den Witterungsverhältnissen gegen-
über widerstandsfähiger zu machen, zu imprägnieren. Oeterte Lager sind schon deshalb vorzuziehen, weil Teer ebenso wie Petroleum ein treffliches Antiparasiticum bildet. Auch ist die Aufstellung auf einem



Figur 4.

Hundehütte aus einem Petroleumfaß hergerichtet.

Gestell von Stabelisen, wie hier im Bilde (Fig. 4) vorgeführt wird, sehr empfehlenswert.

Das Lager für den Hund hat aus Holzwalze oder Stroh zu bestehen und ist wöchentlich zweimal zu erneuern. Die Umgebung der Hütte ist stets sauber von jedem Urat zu halten. Bei aufsteigenden Krankheiten sind Desinfektionsmittel, wie Kreolin- oder Syllolösungen in genügender Maße anzuwenden.

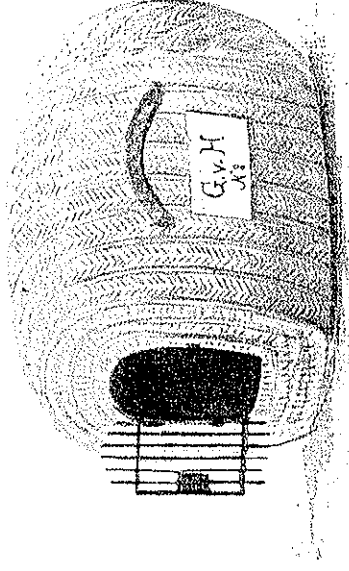
Eine weitere empfehlenswerte Hütte für Hunde kleineren Schlages, die gleichzeitig als Transportkorb dienen kann, ist die in Fig. 5 abgebildete.

Der Zwinger häutet die Tiere ab und macht sie widerstandsfähiger; es gehören also alle Hunde mittleren und großen Schlages

in denselben. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß bei der Zwinger-
aufsicht die Überwachung eine sorgfältigere sein kann und demnach die Erziehung einflußreicher sich gestaltet. Größere Meuten können überdies nur im Zwinger gehalten werden; eine Zucht im großen mit Hund größerer Schlages ist überhaupt nur im Zwinger denkbar.

Matrizz, die Stiefen unter den Hunden, sowie Neufundländer und deutsche Doggen werden fast nur im Zwinger gezüchtet, und gelten die Zwingerereicherungen von einem Ob. Meister in Charlottenburg und Hartmann in Plauen als die mustergiltigsten der Gegend.

Transportable Zwinger aus Trägervellblech und Drahtgitter hat



Figur 5.

Transportkorb und Hütte.

man in neuerer Zeit hergestell. Der Vorteil solcher Anlagen liegt auf der Hand.

Der Zwinger soll folgenden Bedingungen genügen: Keine Luft muß im Zwinger erhalten werden. Öffnen von Fenstern und Türen zu bestimmten Zeiten daher Grundbedingung. Ventilationsvorrichtungen erwünscht. Mit einer zweckmäßigen Ventilation gehe die Desinfektion Hand in Hand. Das Desinficiens sei ungiftig wie Kreolin-Pearson, Syllol, Sanitas, Condys Fluid u. a. m. Die Karbolsäure ist zu vermeiden, da sie giftig ist. Der Meister'sche Desinfektor (Figur 6) leistet namentlich bei Krankheiten gute Dienste.

Die Temperatur im Zwinger soll nicht weniger als 8° C. und nicht mehr als 20° C. betragen. Bei einer Temperatur von unter 8° C. soll der Zwinger, namentlich wenn er feinhaarige Hunde beherbergt, geheizt werden.

Wie die Luft möglichst trocken zu halten ist, so ist es auch der Boden. Das Tageslicht, welches genügenden Zutritt haben muß, ist ein guter Regulator für das erwünschte Luftverhältnis, und die Konstruktions des Bodens, der ein Abfließen der flüssigen Exkremente gestattet soll, wird gleichfalls bei entsprechender Behandlung zur Erhaltung einer gesunden Luft beitragen.

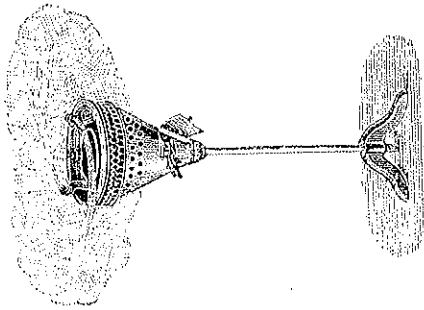


Figure 6.
Desinfektor.
System: Master.

Die Lager sollen reinlich, trocken und weich sein. Eine Pritsche soll im Innern des Zwingers angebracht sein und eine Pritsche unter der Veranda im Laufraum. Zur Entfremdung, die wöchentlich einigemal zu erneuern ist, verwende man feine gemachte Holzwohle, der Torfstreu beigemischt werden soll. Letztere hält Ungeziefer und üble Gerüche fern.

Die Tiere sollen freien Auslauf haben, und muß der Laufraum, in dem möglichst ein Brunnen anzubringen ist, mit einem festen Gitter umfriedet sein.

Lager, Trunkgefäße, Futterbehälter etc. müssen sich bequem reinigen und desinfizieren lassen.

Ausrüstungsgegenstände dürfen sich nicht im Zwinger befinden, sondern müssen in einem Nebengebäude untergebracht werden.

Der Zwinger für kranke Hunde muß so gelegen sein, daß die Patienten nicht unnötig aufgeregt werden und nicht durch fremde Personen und Tiere belästigt werden können.

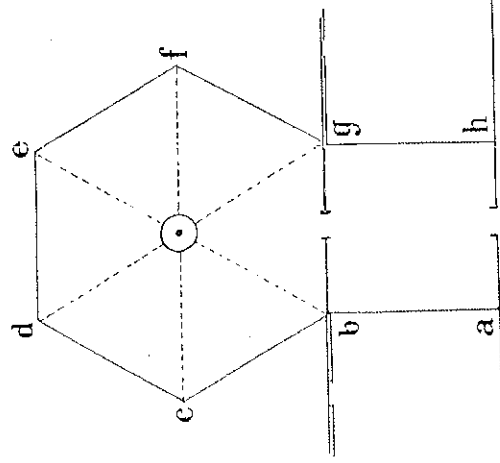
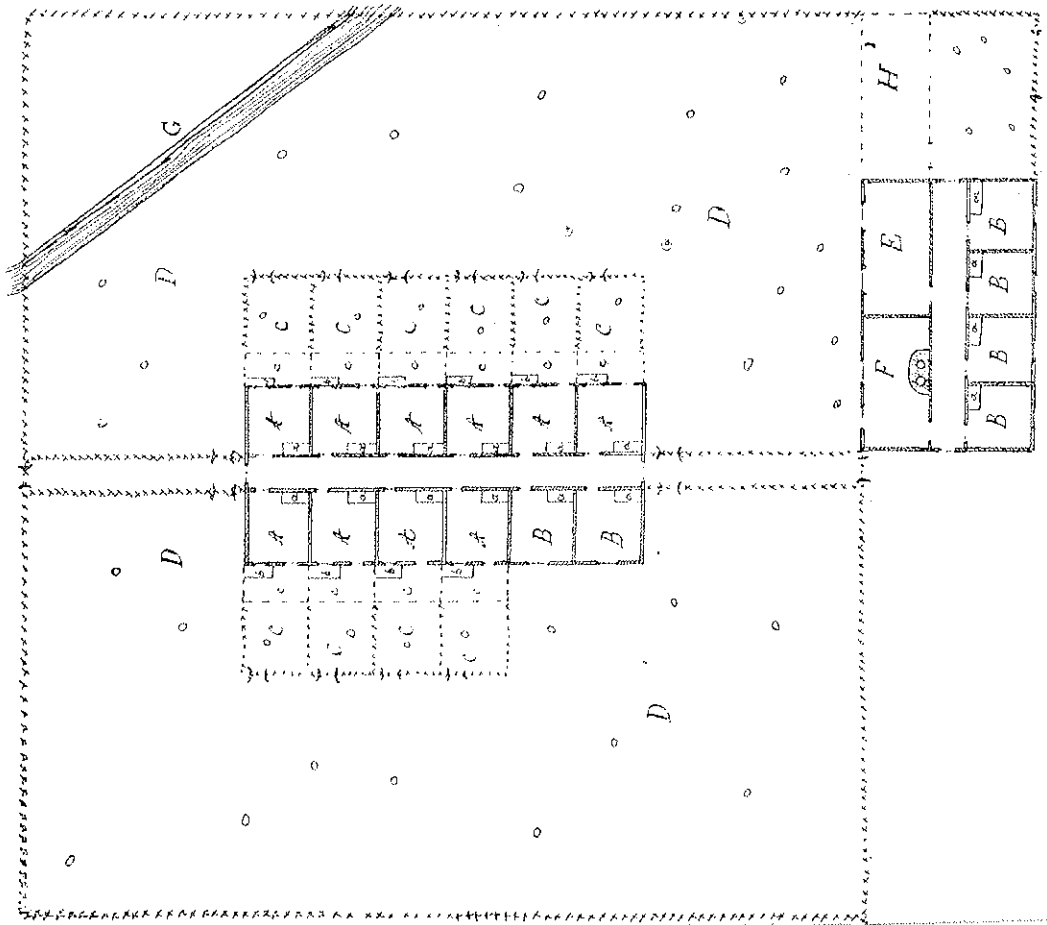


Figure 7.
Hundezwinger des Zoologischen Gartens zu Berlin.
a, b, g, h Winterzwinger, b, c, d, e, f, g Sommerzwinger.



A. 200

Figure 8.

Grundriß einer größeren Zwingeranlage.

- A Zwinger mit Käfen.
- B Zwinger.
- C Kasse.
- D Laufräume.
- E Wärterzimmer.
- F Räume und Wäschraum.
- G Wasser.
- H Schuppen für Käfen.
- a Pritschen.
- b Offene Pritschen.
- c Veranden.
- o Räume.
- xxx Dachstuhl.
- Holzwände.
- Mauerwände.

Daniel Miller

DER TROST DER DINGE

*Fünfzehn Porträts
aus dem London von heute*

Aus dem Englischen
von Frank Jakubzik

Über die moderne Welt sind viele diagnostische Mythen im Umlauf: Sie sei homogenisiert, individualisiert, und die isolierten Individuen gäben sich hemmungslos dem Konsum hin. Der englische Anthropologe Daniel Miller hat diese Mythen hinterfragt – genauer: Er hat die Bewohner einer Londoner Straße befragt. Und da die Menschen nun einmal nicht gerne über ihr Leben Auskunft geben, hat er mit ihnen über die Dinge in ihren Wohnungen gesprochen: über Simons 15 000 Schallplatten, die für ihn alle emotionalen Schattierungen zum Ausdruck bringen; über den Laptop, auf dem Malcolm Unmengen von Briefen und Photos speichert, um die Erinnerungskultur seiner Aborigines-Vorfahren aufrechtzuerhalten; über die billigen Spielfiguren aus dem Fastfood-Restaurant, mit denen Marina ihren Kindern ihre Liebe zeigt.

Daniel Miller (geboren 1954) hat in den vergangenen Jahren eine Reihe vielbeachteter Studien zum globalen Konsumverhalten vorgelegt. Ob er dabei das Einkaufsverhalten von Hausfrauen im Supermarkt untersucht, die Handynutzung in der Karibik oder die Bedeutung des Weihnachts-
festes in nichtchristlichen Gesellschaften – immer geht es ihm darum, all-
zu bereitwillig reproduzierte Mythen über unsere vermeintlich so ma-
terialistische und globalisierte Gegenwart zu widerlegen. Miller lehrt
Ethnologie am University College in London.

Suhrkamp

INHALT

Vorwort | 9

- 1 Leere (*George*) | 19
- 2 Fülle (*Mr. und Mrs. Clarke*) | 32
- 3 Sepiatöne (*Jenny*) | 49
- 4 Sternbesäte Quietscheenten (*Simon und Jacques*) | 62
- 5 Der Aborigine-Laptop (*Malcolm*) | 76
- 6 McDonald's Happy Meals machen glücklich (*Marina und ihre Kinder*) | 84
- 7 Gespenster (*Stan*) | 93
- 8 Achtung Hund! (*Harry mit Jeff*) | 106
- 9 Tätowierungen (*Charlotte*) | 116
- 10 Wiederauferstehung (*Anna, Louise und Florian*) | 125
- 11 Durchlässige Dinge (*Elia*) | 137
- 12 Heroin (*Dave*) | 155
- 13 Was soll's! (*Di*) | 166
- 14 Wrestling (*Sharon*) | 176
- 15 Charakterfestigkeit (*Charles*) | 189

Nachwort: Was lernen wir aus alldem über die Welt von heute? | 201

Zur Durchführung der Studie | 221

Danksagung | 227

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel *The Comfort of Things* bei Polity Press (Cambridge). Sie enthält insgesamt dreißig Porträts, aus denen für die deutsche Ausgabe fünfzehn ausgewählt wurden.

edition suhrkamp 2613

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Übersetzung

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photographie, Mikروفilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmel GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12613-4

2 3 4 5 6 7 - 16 15 14 13 12 11

DURCHLÄSSIGE DINGE

(Elia)

Von der »Ästhetik« einer individuellen Dingkultur zu sprechen mag manchem hochtrabend erscheinen – es geht doch nur um das Verhältnis eines Menschen zu den Alltagsgegenständen, mit denen er sich umgibt. Doch bei Elia kommt einem der Begriff ganz von selbst in den Sinn. Die Welt, die sie für sich geschaffen hat, ist ungeheuer lebendig, bunt und vielgestaltig – ganz und gar nicht das übliche Ein-Personen-Stück. Ihr Gefühlsleben ist ebenso reichhaltig wie intensiv, es umfaßt von Freude über Zorn bis zu Verbitterung ein großes emotionales Repertoire. Und alles in dieser Welt fließt, ist ständig in Bewegung, in einem rhythmischen Auf und Ab. Man kann diese Welt nicht photorealistisch wiedergeben, da sie von lauter Schemen erfüllt ist, von Geistern, die zwischen den Reichen der Lebenden und der Toten, des Handfesten und des Unaussprechlichen flirren. Elia ist sozusagen ein poröser Mensch: Sie ist ein Fels in heftiger Brandung, der ganz auf sich allein gestellt dem anrennenden Meer standhält, und zugleich ist sie durchlässig und erschütterbar geblieben, sie saugt alles auf, was an Gutem und Schlechtem auf sie einprasselt und gibt es ebenso unablässig in Form von Zuwendung, Mitgefühl und guten Gaben an ihre Umgebung zurück.

Mit Elia führt man nicht einfach ein Gespräch. Sie ist eine Geschichtenerzählerin, mehr noch: eine Schamanin. Wenn sie spricht, ist ihr Körper unablässig in Bewegung. Ihre Hände tanzen und beschwören mit einer flüchtigen Bewegung plötzlich einen Geist herauf, der in einem ihrer Möbel- oder Kleidungsstücke lebt und den Raum einen Augenblick lang beherrscht, ehe er wieder dorthin zurückkehrt. Hier wohnen viele solcher

Geister, und sie sprechen nicht nur mit Elia und durch ihren Mund, sondern auch zueinander. Ihre Vorwürfe und Beschwich-tigungen erfüllen den Raum, sie spenden Elia Trost oder werfen ihr zänkisch vor, sie gekränkt zu haben. An der Spitze dieses andersweltlichen Pantheons steht eine freundliche Figur, eine Offenbarung des Göttlichen, der Inbegriff der Weisheit – ihr Großvater. Meistens schläft er in dem kleinen Tisch in der Ecke des Zimmers, den er selbst gebaut und Elia geschenkt hat, als sie noch ein Kind war. Der Tisch ist ein Symbol für die frühe-ren und die kommenden Generationen. Daß er heilig ist, hin-dert nicht, daß Elias Enkelkinder an ihm spielen, ihr Spielzeug auf ihm lagern und ihn mit Kratzern und grünen Farbkleck-sen besudeln. Denn in Elias Augen ist das die den Kindern an-gemessene Weise, sich diesem Monument einzuschreiben; mit den spielenden Enkeln vereinigt der Tisch vier Generationen ihrer Familie.

Sobald sie ihn braucht, erscheint ihr Großvater. Obwohl Elia erst zehn war, als er starb, spielt er in ihrem Leben eine akti-vere Rolle als viele später Gestorbene – und sogar als viele, die formell noch lebendig sind. Er war und ist ein kluger, nachdenk-licher Mann, der ihr damals phantastische Geschichten von grie-chischen Helden erzählte. Heute ist er derjenige, der für jedes ihrer Probleme eine Lösung zu finden vermag. Wie sie sagt, ver-ehrt ihn die ganze Familie: »Er ist ein Heiliger für uns.« Photos von ihm stehen an prominenten Plätzen in ihrem Wohnzim-mer neben denen, die sie selbst als kleines Mädchen zeigen. »Er ist in meinem Kopf, in meiner Seele, in meinem Geist, er ist in mir, er ist in der Liebe in mir. Wenn ich ein Problem habe, wende ich mich direkt an seinen Geist, um ihn zu fragen, was er in dieser Situation getan hätte oder was er mir raten würde, und das ist immer etwas Liebevollnes. Wenn ich sehr traurig bin oder ein großes Problem habe, weil ich etwas falsch gemacht habe oder etwas nicht ertragen kann, sagt er mir, wie ich da wie-der rauskommen kann.«

Doch die Präsenz ihres Großvaters geht weit über transzen-dente Ratschläge hinaus. Vor einiger Zeit war Elia traurig, weil sie meinte, sie werde alt und müsse von nun an auf vieles ver-zichten. Kurz darauf saß ihr in der U-Bahn ein gutaussehender Grieche gegenüber, halb so alt wie sie. Zu ihrer Überraschung sah er sie die ganze Zeit über an, so daß die Zeilen des Buches, in dem sie las, vor ihren Augen zu tanzen begannen. Als sie schließlich ausstieg, atemlos schon, ging er ihr nach und stellte sich ihr vor. Damit begann eine zutiefst beglückende, wunder-bare Affäre. Sie dauerte nur einen Monat, weil er zurück nach Griechenland mußte, doch für diesen Zeitraum hatte sie einen Seelenverwandten gefunden, einen intelligenten, sensiblen und achtsamen Mann, der ihr genau das wiedergab, was sie unrett-bar verloren geglaubt hatte. Zunächst machte sie sich Gedan-ken wegen des Altersunterschieds, aber irgendwie tröstete es sie, als sie erfuhr, daß seine Mutter etwa so alt gewesen wäre wie sie. Sie hat nie daran gezweifelt, daß dieser Mann ein Ge-schenk ihres Großvaters war. Tatsächlich begegnete sie ihm auf dem Heimweg von einer Tanzveranstaltung, bei der völlig unerwartet eines der Lieblingslieder ihres Großvaters gespielt worden war. Er war es, der ihre Angst vor dem Altwerden ver-stand und dieses schöne Mittel gefunden hatte, um ihr zu zei-gen, daß ihr das Leben immer noch etwas zu bieten hatte. »Es kam mir so vor, als klopfte er mir auf die Schulter, um mir Mut für den neuen Lebensabschnitt zu machen. Um mich auf die richtige Bahn zu bringen. Das beweist doch, daß er mich geliebt hat, nicht wahr?«

Ihr Großvater lebte ganz in der Nähe, zusammen mit ein paar Großstanten und -onkeln, die alle im Blumenhandel arbei-teten, erst auf Großmärkten, später im Einzelhandel, oder auch auf dem Bau, wenn sich die Gelegenheit ergab. Er liebte den Tanz und das Kochen, genau wie sie. Nicht alle ihre Vorfahren ha-ben heute einen Platz in Elias Haus und begleiten sie durchs Le-ben, aber ihr Großvater ist keineswegs der einzige. Die Präsenz

ihrer Mutter etwa ist deutlich spürbar, vor allem in Elias Kleiderschrank, ebenso die von Tante Dimitra, die viele ihrer Kleider genäht hat. »Ich wende mich ständig an die dort oben, eigentlich müssten ihnen schon die Ohren weh tun. Aber so bin ich nun mal, und ich bin ja auch nicht die einzige. Man hat eben eine große Liebe in sich, und diese Liebe stirbt nie, man hat sie von diesen Menschen geerbt.« Sie kann auch an anderen Orten mit ihnen kommunizieren. Einmal begleiteten wir Elia auf einen schön gelegenen Friedhof, wo sie die Gräber ihrer Trost und Rat spendenden Ahnen mit großer Hingabe pflegte. Dabei sind auch ein paar böse Geister darunter, mit denen sie nur deshalb in Kontakt bleibt, weil es noch etwas zu klären gibt oder sie ihr Verletzungen zugefügt haben, die sie vielleicht nie ganz verzeihen wird.

Elia lebt in einer Welt des magischen Realismus. Sie beschwört nicht nur Geister, sondern reißt auch ihre Zuhörer aus der Verankerung in der normalen, rationalen und oft banalen Welt: durch die Sinnlichkeit, mit der sie ihre Hände und Finger bewegt, Bögen in die Luft malt oder Linien auf dem Sofabezugs zieht, in wellenartigen Bewegungen, die ihre Geschichten von Liebe und Gefühlen wie eigenständige Formen und Körper erscheinen lassen. Das macht sie übrigens nicht nur, wenn sie Zuhörer hat. Ihr Küchenfenster geht zur Straße hinaus, und manchmal bleiben Passanten davor stehen. Denn wenn Elia kocht, dann tanzt sie dazu. Wie bei allen anderen Dingen in ihrem Leben vermischen sich auch hier die Sphären wie von selbst miteinander. »Man muß den Rhythmus spüren, ohne Rhythmus kann man nicht arbeiten, egal, was man macht, man muß im Fluß bleiben, die Hände müssen Kontakt haben und den Rhythmus in sich spüren ... Ich tanze immer, weil ich es liebe, mich zur Musik zu bewegen. Eines Nachts war ich hier, das war kurz bevor Mama starb, und ich war sehr, sehr traurig, und im Fernsehen lief *Alexis Sorbas*, und dann stand ich einfach auf und tanzte mit ihm. Am Schluß tanzt er und schüttelt dabei seine ganze

Traurigkeit ab, und Tanzen ist ein wunderbares Medium, wenn man glücklich oder traurig ist.«

Daß sich ihr Empfinden durch Tanzen verändert, bestärkt Elia in der Überzeugung, daß sie für äußere Einflüsse durchlässig ist. Als ihre Großmutter unheilbar an Krebs erkrankt war und unter fürchterlichen Kopfschmerzen litt, erfuhr sie das so: »Sie jammerte immerzu, »mein Kopf, mein Kopf, mein Kopf, und als ich nach Hause kam, hatte ich mir ihre Kopfschmerzen eingefangen, es waren ihre Kopfschmerzen und sie waren fürchterlich, und ich mußte am nächsten Tag zum Arzt, weil es mir so schlechtging.« Wenn sie schildert, wie sie zum Tanzen geht, klingt es, als würde sie sich selbst als eine Art Netz in die Welt hinaus. Die Kleider, die sie anzieht, sollen ihr Aufmerksamkeit einbringen; sie hofft, ein paar Komplimente an Land zu ziehen, mit denen sie sich gegen alles Unerfreuliche wappnen kann, das ihr der abendliche Beutezug auch einbringen könnte: abschätzige Bemerkungen oder überhaupt die Begegnung mit Menschen, die Elia nicht so akzeptieren können oder wollen, wie sie ist. Der Ausdruck »fishing for compliments« verliert bei Elia alles Geringschätzigkeits, man stellt sich vielmehr vor, wie sie rittlings auf einem Felsen in der Ägäis hockt und ihre Netze auswirft, um eine funkelnde Schmeichelei oder ein subtiles Lob aus den Meerestiefen zu bergen.

Sie schildert diese Durchlässigkeit, vor allem wenn sie vom Tanzen spricht: »Man spürt die ganze Traurigkeit, die in einem ist, und man läßt sie aus sich raus, man zieht sie einfach heraus, das passiert alles im Kopf, man stellt sich vor, wie sie herauskommt, und dann bewegt man seinen Körper so, wie es die Gefühle wollen, egal, ob man nun traurig ist oder was man eben sonst machen will. Und man benutzt seine Hände, seinen Körper, seine Füße, einfach alles.« Dieses Hinauslassen der Gefühle mündet zuweilen in eine Beziehung zu einem anderen Menschen, die aber nicht unbedingt etwas mit ihr, Elia, zu tun haben muß, sondern ebensogut um das Gefühl und die Sinnlich-

keit kreisen kann, die sie in ihr Tanzen legt. »Er ist ein Blödmann, aber ich finde ihn wunderbar, und wenn wir tanzen, löst das so vieles aus, wir tanzen ganz einfach, unsere Körper bewegen sich zur Musik, die ganze Zeit über, wunderschön, es paßt einfach perfekt. Man ist auf derselben Wellenlänge, unsere Füße sind eins, und wir bewegen uns einfach so, und das allein ist schon wunderbar. Nachher denken die Leute immer, daß wir es miteinander treiben, aber das stimmt nicht. Wir haben sonst nichts miteinander am Hut, nur auf der Tanzfläche sind wir Liebende.«

Von jedem ihrer verstorbenen Verwandten hat Elia etwas anderes geerbt. Ihr Großvater schenkte ihr Weisheit, die Großmutter Humor und Eigensinn. Tante Dimitra verschönerte die Weihnachtsfeste mit zur damaligen Zeit luxuriösen Leckereien wie kandierten Eßkastanien, Eier- und Kirschkör. Von einer anderen Tante lernte sie, daß man Kindern nicht einfach Geschenke hinwirft, sondern sie zusammen mit ihnen ausprobiert. Es reicht nicht, ihnen Malsachen zu kaufen, man muß ihnen auch Zeit schenken und ein Bild mit ihnen malen. Ein anderer Verwandter hat ihr eine Fähigkeit vererbt, die sich Elia in ihrer Blumenhandlung zunutze macht: die Fähigkeit, auf Menschen zuzugehen, jemandem das Gefühl zu geben, daß er die richtige Entscheidung getroffen hat und ihn davon zu überzeugen, daß es wirklich schöne Dinge gibt. Das Wichtigste hat sie von Tante Dimitra gelernt: die Kunst zu loben.

Elias Welt kreist vor allem um dreierlei: Beziehungen, Gegenstände und Gefühle. Wie sehr diese Dinge ihre materielle Kultur ausmachen, zeigt sich am Inhalt ihres Kleiderschranks. Fast alle Kleidungsstücke, die sie besitzt, sind nicht nur Sachen zum Anziehen, sondern zugleich integrale Bestandteile der Beziehung zu einem anderen Menschen. Zwei der präsentesten Ahnengeister wohnen im Kleiderschrank: der von Tante Dimitra und der ihrer Mutter. Viele der Kleidungsstücke hat Dimitra genäht, meist für Elias Mutter. Auch die anderen Sachen ver-

weisen zumeist auf Beziehungen. Einige stammen von einer inzwischen verstorbenen Freundin. Ein anderes Stück hat ihr eine Bekannte geliehen, die sie nicht ausstehen konnte, weshalb sie es auch nach zehn Jahren noch nicht wegwerfen kann, obwohl sie es nie tragen würde – nur für den Fall, daß die Bekannte jemals um Rückgabe bitten sollte. Wieder andere Sachen bekam sie von Liebhabern geschenkt wie das Nachthemd mit dem Leopardenmuster.

Elias Verhältnis zu ihrer Kleidung wird durch ihre Vorstellung von Qualität bestimmt, die sie erwarb, indem sie Tante Dimitra beim Nähen zusah. Infolgedessen lobt sie gut gemachte, geschickt verborgene Nähte und erzählt Horrorstories von Frauen, deren topmoderne Kleider in den peinlichsten Situationen in Fetzen gehen. Andere Kleidungsstücke wiederum reäsentieren ihre Abneigung gegen ihre reichen Verwandten, die sich Klamotten für mehrere hundert oder tausend Pfund leisten können. Elia kann preisgünstige Sachen elegant erscheinen lassen, so daß sie andere, höhere Werte als den Preis widerspiegeln. Die Kleider, die sie sich kauft, sind ihr aus anderen Gründen teuer. So ist etwa ein guter BH oder ein Slip, der sich nicht unter dem Kleid abzeichnet, sein Geld wert – und wie viele Frauen zieht sie große Befriedigung aus der Chuzpe, mit einem Acht-Pfund-Kleid von Primark gegen eine hundertmal teurere Konkurrenz anzutreten. Sie lehnt nicht nur überteuerte Sachen ab. Sie lästert auch über Frauen, die einen auf jung machen und, mit einer englischen Redewendung, eine Hammelkeule als Schaf verkleiden – indem sie sich mit Modeschmuck behängen und sich in Sachen schmeißen, bei denen der Ausschnitt bis zum Bauchnabel reicht und überall der Speck hervorquillt. Elia hingegen zog für ihren jungen Liebhaber lange schwarze Röcke an. Obwohl sie sich meistens bei ihr trafen, kleidete sie sich stets so, als ob sie zum Essen ausgehen würden.

Wichtig sind auch die Sachen, die sie zum Tanzen braucht. Dazu gehören der unverzichtbare Zirkonia, die Netzstrümpfe,

die sie nur deshalb anzieht, weil sie so etwas eigentlich nicht mehr tragen kann, und vor allem die »ausgelatschten silber- oder goldfarbenen Tanzsneaker, die nur einen Fünfer kosteten, in denen ich aber die ganze Nacht durchtanzten kann«. Viele ihrer Sachen trägt sie heute gar nicht mehr – dafür verwandeln sie den Kleiderschrank in eine Art Museum: das Kleid, das sie sich gekauft hat, als sie achtzehn geworden war; die Pelze; das Schwarze mit den scharlachroten Blumenapplikationen; das blaue Negligé mit dem Gold- und Silber-Brokat und vor allem die guten Dessous von Janet Reger. Sie alle bewahrt sie liebevoll auf, zusammen mit anderen Erinnerungsstücken wie der Bettdecke, die noch von ihrer Urgroßmutter stammt, die sie vor vielleicht hundertdreißig Jahren auf ihrer griechischen Heiminsel gemacht hat. Die Kinder haben zwar ein paar Farbflecke auf ihr hinterlassen, aber Elia kann unmöglich etwas wegwerfen, bei dessen Anblick ihr die webende Ahnin förmlich vor Augen steht.

Bei jedem anderen könnte man sagen, die Kleider repräsentieren bestimmte Menschen und Ereignisse. Aber der Begriff »repräsentieren« unterschlägt, daß Elia Gegenstände als Mittler versteht, die Substanzen und Gefühle von einem Menschen zum anderen übertragen. Wenn sie in einem geliehenen Kleid zum Tanzen geht, fließen die Komplimente, die sie dafür einstreicht, nicht nur ihr selbst, sondern auch der Leihgeberin zu. Genauso ist es auch, wenn sie an einem Grab steht und die Liebe, die der Verstorbene einst für sie empfand, aus dem Grabstein auf sich einströmen fühlt; oder wenn eine Schmuckschatulle mit Intarsien sie daran erinnert, wie sie einmal schwer erkrankt war und ihre Großmutter mit dieser Schatulle an ihrem Bett saß und weinte. In allen Dingen sind die Empfindungen, mit denen man sie verbindet, eingeschlossen, und können jederzeit wieder hervorgeholt werden. Kein Wunder, daß das Aufräumen und Saubermachen dieses Zimmers für Elia ein Mittel ist, ihren Kopf und – der Begriff ist ihr wichtig – ihre Seele aufzuräumen.

Elia findet, daß man in einer Familie zusammenhalten muß und Dinge, Beziehungen und Gefühle miteinander teilen sollte. So wie damals, als sie ein Kind war und alle gemeinsam an einem Tisch aßen, den ihr Großvater geschreinert hatte. Doch die meisten Geschichten, die sie uns erzählt, handeln von Leuten, die anderen ihre Last aufladen. So wie die entfernte Verwandte, die einen Kredit ausgerechnet dann zurückforderte, als Elias Mutter im Sterben lag und ihr Laden schlecht lief. Diese Verwandte, die mehrere Häuser besitzt, trat Elia nicht nur unfreundlich, sondern mit einer derart unverhohlenen Arroganz gegenüber, daß es sie bis heute wurmt. Als Familienmitglied wußte sie nur zu genau, welche Beleidigungen ihr weh taten und wie sie das Messer in der Wunde drehen mußte. »Ich war wie gelähmt, und mein Kopf explodierte. Die Migräne nahm meinen ganzen Körper in Beschlag. Ich kann einfach nicht glauben, daß ein Mensch in der Lage ist, einen, der schon am Boden liegt, so brutal zu treten. Am nächsten Tag konnte ich die Trauer über diese Beleidigung nicht mehr aushalten. Ich ging in die Kirche und gab sie an Gott weiter, weil ich die Last nicht tragen konnte.«

Daß man seine Last mit anderen Menschen teilen oder an transzendente Instanzen weitergeben kann, spiegelt sich auch in Elias Gedanken zum Thema Weihnachten wider. Auch dieses Fest nutzt sie, um mit ihren Geistern zu kommunizieren – und wenn sie etwas besonders Gutes gekocht hat, teilt sie das Essen im Namen ihrer Großmutter aus, die so gerne mit ihnen gekocht und gegessen hätte. Außerdem ist Weihnachten eine Zeit, in der man die Vergangenheit wieder zum Leben erwecken kann. Eierlikör und Kirschkör anzubieten galt lange Zeit als altmodisch. Doch die heutige junge Generation hat keinen Bezug zu solchen Verdikten und begrüßte den Brauch, als Elia ihn wieder einführte, als innovatives Vergnügen. Es ist die Zeit der alten Rezepte, des Zerkleinerns von Nüssen und Sardellen für ihre Nudelsauce, der Zubereitung ihrer speziellen Pan-

nacotta. Allerdings führte ihr Ruf als exzellente Gastgeberin schließlich dazu, daß sie an den Feiertagen dreiundvierzig Verwandte zu versorgen hatte.

Dann konnte Weihnachten, die Zeit des Teilens und Schenkens, auch die grausamste und einsamste Zeit des Jahres sein. »Das traurigste war, daß damals die Geschäfte und alles an den Feiertagen geschlossen war. Am zweiten Weihnachtsfeiertag und am Tag danach war ich ganz allein. Jeder war bei seiner Familie, und ich saß im Nirgendwo. Ich war achtundvierzig Stunden lang völlig allein, denn ich wollte niemanden besuchen oder anrufen, weil ich dachte, sie wissen doch alle, daß ich allein bin. Das war traurig, so ganz allein zu sein, und ich hoffte immer, daß Weihnachten bald vorbei sein würde; und davor hatte ich all diese Leute im Haus gehabt und für sie gekocht und hinterher saubergemacht und Gott weiß wieviel Geld ausgegeben. Man glaubt es einfach nicht, oder? Einsamkeit ist etwas Furchtbares, schrecklich, schlimm, und man glaubt einfach nicht, daß man all diese Leute eingeladen hat und sich nachher keiner mehr für einen interessiert. Niemand denkt an einen.« Das ist die Kehrseite von Elias außergewöhnlicher Durchlässigkeit. Die Eigenschaft, die sie über sich hinausführt und für andere Menschen öffnet, was man in ihrer Gegenwart jederzeit spürt, macht sie zugleich verletzlich und läßt sie eine furchtbare Leere empfinden, wenn für das, was sie anderen gibt, nicht ein gewisses Maß an Liebe oder zumindest Aufmerksamkeit an sie zurückfließt.

Elia meint, daß die Intensität ihrer Gefühle auf ihre griechische Herkunft zurückzuführen sei. Immer wieder betont sie, daß es bei ihren englischen Verwandten in Dorking ganz anders zugehe. Vor vielen Jahren sei sie zu Weihnachten dort gewesen und habe kopfschüttelnd feststellen müssen, daß diese Leute bestimmte Nahrungsmittel im Schrank versteckten, damit die Kinder nicht an sie rankämen. Die Krönung ihrer Herzlosigkeit und Bigotterie war es, daß sie ihre griechischen Verwandten als

»Zigeuner« bezeichneten. Elia war damals von ihren Eltern zu einem Lehrgang in Hotelmanagement geschickt worden, aber sie ertrug die Hierarchien nicht, die von ihr verlangt, den Rezeptionisten anders zu behandeln als den Manager. Sie brach den Lehrgang ab und kellnerte eine Weile, um möglichst großen Abstand zwischen sich und diese kalte unfreundliche Welt zu bringen, mit der sie nichts zu tun haben wollte. Schließlich trat sie wieder in den elterlichen Blumenhandel ein.

In Philip Pullmans Fantasy-Trilogie *His Dark Materials* kann eine der Hauptfiguren mit Hilfe eines »Magischen Messers« Fenster in andere Welten öffnen. »Tatsächlich gibt es Hunderte solcher Welten um uns herum, man muß nur einen Weg finden, mit ihnen in Verbindung zu treten. Das ist Elias Ästhetik. In ihrem griechischen Kosmos verkehren mythologische Figuren, Lebende und Tote gleichberechtigt miteinander. So kann sie in ihrer Phantasie jederzeit zu einem verflochtenen Liehaber zurücktanzen und sein Leben mit allem Auf und Ab noch einmal mit ihm teilen. Sie spürt ihre Ahnen in dem, was sie isst, sie läßt den Schmerz anderer in ihren Körper dringen, wird aber gleichermaßen durch die Liebe anderer vor Schmerzen geschützt. Gegenstände haben magische Fähigkeiten: es gibt Talismane, die Übel abwehren, und Flaschen, in denen Geister wohnen, Kleider, die sie wieder jung werden lassen und selbst die ewigen Skeptiker bezaubern, Möbel, in denen ihre Großeltern und ihre Enkel verewigt sind. Das sind die Macht und die Reichweite ihrer Gefühle. Elia konfrontiert einen mit Gipfeln des Glücks und Tiefen der Verzweiflung, die einen glauben lassen, sie sei eine Bewohnerin des Hochgebirges unter lauter Flachlandmenschen.

Ein beträchtlicher Teil ihrer Erzählungen kreist um Todesfälle und Beerdigungen. Sie beginnen zumeist schon vor dem

* Auf deutsch unter den Titeln *Der Goldene Kompaß* (1996), *Das Magische Messer* (1997) sowie *Das Bernstein-Teleskop* (2001), alle im Carlsen Verlag, Hamburg, erschienen.

eigentlichen Todesfall. So erzählt sie zum Beispiel, daß sie den Tod ihres Großvaters vorausgeahnt und ihn »deshalb visuell in mich aufgesaugt« habe. Sie weiß noch, daß an seinem Grab zwieundsiebzig Kränze lagen, was ihr als Beweis dafür erschien, wie sehr er geliebt worden war. Der Tod ihrer Mutter hingegen weckt die Erinnerung an ein bitteres Scheitern. Sie hatte ihr hoch und heilig versprochen, daß sie nicht im Krankenhaus würde sterben müssen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr Vater sie dennoch dorthin brachte. Sie erinnert sich in allen Einzelheiten an das Essen, das sie für die Heimkehr ihrer Mutter vorbereitet hatte, zu der es dann nie kommen sollte.

In ihren Erzählungen von Todesfällen gibt es ein durchgehendes Motiv: stets fühlt sie sich von anderen während der Trauereritage im Stich gelassen. Nach griechischer Tradition ist die Teilnahme an der Totenwache eine wichtige Sache; doch man hat sie beispielsweise nach dem Tod ihres Großvaters in die Schule geschickt. Sie sah, wie die anderen trauerten, sich in Tränen auflösten, wie sie getröstet wurden und Zuspruch erhielten. Aber »mich ließ man immer allein, und dadurch ist mir klar geworden, daß ich meine Trauer selber tragen muß. Ich hatte nie irgendeine Unterstützung beim Trauern.« Sie hätte gerne am offenen Sarg gesessen und mit den anderen Hinterbliebenen getrauert, aber niemand beachtete das Mädchen. Als später ihre Lieblings tante Dimitra gestorben war, wollte Elia auf ihre griechische Heimatinsel fliegen und »auf einem Felsen sitzen und die Füße ins Wasser halten, das hätte mir gut getan«. Aber sie hatte nicht das Geld für die Reise, und ihr Mann war auch dagegen. In jedem dieser Fälle wurde die Trauer um den Verlust eines Angehörigen dadurch verschärft, daß andere ihren Kummer einfach nicht begriffen oder auch nur wahrzunehmen schienen. Als sie kürzlich bei einer Gedenkfeier für einen Verstorbenen war, litt sie sehr darunter, daß die anderen lieber über eine Fernsehsendung plaudern wollten, als ihr die Aufmerksamkeit zu schenken, die sie brauchte. Ihrer Ansicht

nach muß man seinen Kummer mit anderen teilen und ihn dadurch heiligen.

Wenigstens sie trauert. Und man sieht ja auch, was aus denen wird, die es nicht tun. Diejenigen ihrer Verwandten, die offensichtlich weder selbst weinen noch die Trauer anderer akzeptieren können, sind Elia zufolge, weil sie ihre Last mit niemandem teilen, kalte, isolierte und verbitterte Menschen geworden. Sie kommen mit ihrer Trauer um die Verstorbenen nicht ins Reine. Elia ist bewußt, daß jene Form des öffentlichen Trauerns, die in ihren Augen der einzig mögliche Umgang mit dem Verlust ist, im heutigen England geradezu als peinlich gilt. Daß dies vielleicht einer der Gründe dafür ist, daß die Leute ihr aus dem Weg gehen, weil sie sich vor jemandem fürchten, dessen Gefühle ihnen »überlebensgroß« erscheinen, der diese großen Gefühle aber auch von anderen fordert, die sie immer weniger zu ertragen oder zu erwidern in der Lage sind. Man spricht dann von »emotionaler Erpressung«, und die bloße Idee, man müsse die Gefühle anderer berücksichtigen, erscheint als Bedrohung der individuellen Freiheit. So werden Großzügigkeit, Freundlichkeit und Rücksichtnahme als Zudringlichkeiten verteuft. Für Elia hingegen sind Gefühle Geschenke, die denen, mit denen man sie teilt, helfen, ihre eigenen Gefühle zu bewältigen. Doch selbst in den Momenten tiefer Trauer mangelt es vielen Leuten an dieser grundlegenden menschlichen Fähigkeit, und sie lassen Elia mit ihrem Kummer allein.

Sie findet kirchliche Rituale hilfreich für den Umgang mit den Verstorbenen. So schöpft sie beispielsweise einigen Trost aus den Gedenkfeiern der griechisch-orthodoxen Kirche. Sie erinnert sich auch, daß ihre Großmutter für ihren verstorbenen Mann eine Art Schrein baute, mit Blumen und Kerzen und einem Photo von ihm. Diese Art der Ahnenverehrung ist ihr bei weitem lieber, als wenn man die Toten einfach vergißt. Wie es zum Beispiel ihre englischen Verwandten taten, die zu Lebzeiten schon derart gefühllos waren, daß der Tod dem

nicht mehr viel hinzuzufügen hätte. Elia weiß nicht, wo sie begraben sind, und es interessiert sie auch nicht besonders.

Sie macht keinen Unterschied zwischen verschiedenen Ver-lusterfahrungen: dem Tod der Mutter oder der Tante, dem Aus-zug ihrer Kinder, ihrer Scheidung und dem Alterwerden. Alle diese Ereignisse erfordern eine Form der Trauer. Sie meint, daß ihr in dieser Hinsicht der Rat eines Radio-Psychologen gehol-fen habe, der in etwa Folgendes sagte: »All ihr Frauen da drau-ßen, die ihr Kinder im Alter von dreizehn oder vierzehn habt. Kehrt eurer Küche den Rücken, geht in die Volkshochschule, seht zu, daß ihr etwas findet, das euch interessiert. In ein paar Jahren sind die Kinder aus dem Haus, und dann wird euch kei-ner mehr brauchen.« Sie folgte diesem Rat, fing an zu töpfern und besuchte Back- und andere Kurse. Zur Zeit nimmt sie an einem Schreibkurs teil, in dem sie dieselben Geschichten er-zählt, die auch wir zu hören bekommen, wenn auch in anderer Form.

In all diesen Geschichten spielt die materielle Kultur eine zentrale Rolle. Elias Umgang mit Verlust und Trauer stützt sich vor allem auf drei Objektgruppen: Kleidung, Gräber und Schmuck. Kleidung ist das einfachste Mittel zur Bewältigung von Trauer, Schmuck das schwierigste, der Friedhof das innig-ste. Viele ihrer Kleidungsstücke erinnern an zwei Menschen zugleich: sie gehörten ihrer Mutter und wurden von ihrer gelieb-ten Tante Dimitra genäht. Die meisten dieser Sachen verwahrte Elia lange Zeit in einer Kiste. Allerdings verschenkte sie auch manches Stück – jedesmal mit großer Sorgfalt. Der Empfän-ger mußte ein »liebenswerter« Mensch sein und das Kleidungs-stück aus irgendeinem Grund brauchen. Sie erklärte ihm seine Herkunft und Bedeutung und erwartete, daß er es entspre-chend würdigte.

Nach fünfzehn Jahren beschloß sie, die Sachen selbst tra- gen zu können. Zunächst nur privat, im Haus, wo sie niemand darin sah. Dann zog sie sie auch an, wenn sie ausging, aber nur

zu besonderen Anlässen. »Es muß schon feudal zugehen. Wenn die anderen Gäste in Fummeln für 500 oder 600 Pfund kom-men, dann ziehe ich eins von diesen Kleidern an.« Manche An-lässe schrien förmlich nach ihnen: beispielsweise die Hoch-zeit ihres Sohnes, bei der sie ein Kleid und ein Kopftuch trug, die ihre Tante genäht und ihre Mutter getragen hatten. Heute trägt sie eigentlich immer irgend etwas von ihrer Mutter, wenn sie zu einem Fest geht – sei es eine Handtasche, sei es ein Schal. Diese Dinge stellen unmittelbar Kontakt zwischen den Toten und den Lebenden her. Mit ihrer Hilfe kann Elia etwas für ihre Mutter tun: »So kommt sie zu unseren Familienfeiern und kann mitfeiern.«

Heute muß Elia die Herkunft ihrer Kleidung nicht mehr ausdrücklich betonen. Vermittels ihrer Garderobe hat sie etwas von dem wiedergewonnen, was sie zunächst betrauerte und dann im Prozeß des Trauerns losließ. Das heißt allerdings nicht, daß sie ganz auf Rituale verzichtete, in denen die Kleidungs-stücke ihre verstorbenen Vorbesitzer repräsentieren. »Manch-mal frage ich jemanden: »Möchten Sie das Kleid meiner Mut-ter sehen?« und führe es ihm dann vor. Wenn ich allein bin, kann ich mir die Sachen nicht ansehen, ich würde heulen und sie an-mich drücken und so, und ich würde um diese beiden wun-derbaren Frauen weinen, um Tantchen und meine Mama.«

Schmuck ist für solche Zwecke weniger geeignet, was auch am Material liegt. Kleidung hält nicht ewig, die Farben verblas-sen, der Stoff wird fadenscheinig und nimmt Gebrauchsspu-ren an. All das erleichtert die allmähliche Einverleibung des Ver-storbenen. Ein Schmuckstück hingegen verändert sich nicht, es verblaßt nicht und wird nicht fadenscheinig, knittert nicht und wirft keine Falten. Es erinnert auf abstraktere Weise an sei-nen Besitzer. Der hohe Geldwert verstärkt diesen Effekt nur noch, denn auch er ist etwas Abstraktes. Folglich ist Schmuck ein eher »kaltes« Medium, und Elias Verhältnis zu Armبändern und Ketten ein ganz anderes als das zu Kleidern und Jacken.

Denn Schmuck erinnert sie an Dinge, die sie nicht verzeihen kann.

Sechs Wochen vor ihrem Tod sah ihre Mutter ihren Schmuck durch und schenkte Elia ein Diamantenarmband. Keine vier Wochen später nahm es ihr Onkel an sich und schenkte es einer seiner Schwiegertöchter, um sich bei ihr beliebt zu machen. Elia hat ihm das bis zu seinem Tode nicht verziehen. Es nagte ebenso an ihr wie die Tatsache, daß der Grundbesitz der Familie griechischer Tradition gemäß an die Söhne vererbt wurde, obwohl sie es gewesen war, die sich aufgeopfert und ihre Zeit und Energie der Familie gewidmet hatte. Doch nicht auf den Grundbesitz, sondern auf das Armband kommt sie immer wieder mit Verbitterung zu sprechen. Die holte sie erst kürzlich wieder ein, als eine Verwandte zu ihrer Verlobung einen Diamanten von diesem Armband geschenkt bekam. Wie so oft bedurfte es einer Intervention der Geister ihrer Vorfahren, diesmal eines direkten Befehls, um sie zum Besuch der anschließenden Hochzeit zu bewegen.

Einer der Orte, an denen Elia ihrer Unversöhnlichkeit Luft machen kann, ist der Friedhof. Hier kann sie direkt mit den Seelen der Verstorbenen sprechen. Sie sitzt dann am Grab ihres Onkels, redet laut auf ihn ein – »Warum hast du das bloß getan, wie konntest du mir das antun?« – und weiß, daß ihm ihre Tante im Himmel jetzt »so richtig den Marsch bläst«. Sie liebt die Photos, die an keinem griechischen Grabstein fehlen dürfen. Hier sieht sie ihre andere Tante, Dimitra, mit ihrem breiten Lächeln wieder: »Sie lächelt mir zum Abschied immer zu und sagt: »Komm, sei fröhlich, mein Schatz, sei glücklich«, und einmal setzte ich mich auf den Grabstein und spürte die Liebe, die sie für mich empfand, und sog sie in mich auf. Ich kriegte die ganze Liebe, die sie empfand, und all ihr Mitgefühl, und ich sog das alles in mich auf, und dann ging ich wieder.«

Zum Friedhof gehen heißt, sich mit Lippenstift und allem zurechtzumachen, da ihre Angehörigen Wert auf diese Dinge

legen. Wie zu erwarten war, hat Elia auch zu anderen Gräbern einiges zu sagen. So trägt mancher Grabstein keine angemessene Inschrift, weil sich die Nachkommen nicht richtig darum gekümmert haben. Elia leidet, wenn da »mein Ehemann« steht, und nicht »mein geliebter Ehemann«, wie es sich gehört. Dann gibt es das geheimnisvolle Grab einer Familie, deren Mitglieder alle zum selben Zeitpunkt gestorben sind. Und dann sind da die Bilder und Reliefs, die vom Beruf oder den Leistungen eines Verstorbenen künden, den Elia nur von seinem Grabstein kennt.

Wenn es gute Neuigkeiten gibt, erzählt sie ihrer Großmutter manchmal in der Küche davon. Doch wenn es besonders gute Neuigkeiten sind, muß sie einfach zum Friedhof fahren und es ihr persönlich berichten. Und wenn sie einmal dort ist, kümmert sie sich auch um die Reinigung und Instandhaltung der Gräber: sie sollen gepflegt aussehen. Zum Glück wirken die griechischen Friedhöfe im Gegensatz zu vielen anderen wie sorgfältig gepflegte Parks.

Während andere am Grab ihrer Angehörigen beten, findet Elia, daß dies die persönliche Kontaktaufnahme nur erschwären würde. Sie verzichtet auf Gebete und andere formelle Bekennnisse. Für sie ist der Friedhof ein Ort, an dem man plaudert, sich mit einer Drahtbürste abplagt, Unkraut ausruft und Menschen begegnet, die nur, weil sie relativ körperlos sind, noch lange nicht ihre Persönlichkeit verloren oder die Fähigkeit eingebüßt haben, mit einem zu kommunizieren. Sie erklärt uns, daß man den Friedhof stets im Frieden mit sich selbst und im Gefühl der eigenen Lebendigkeit verläßt – ganz gleich, in welcher Stimmung man ihn betreten hat.

Der Friedhof ist die notwendige Ergänzung dessen, was die Kleidungsstücke zur Bewältigung ihrer Trauer leisten. Hier sind ihre Vorfahren ganz sie selbst geblieben, hier kann sie mit ihnen reden, als ob sie noch lebten, während die Kleidung allmählich verfällt. Der Friedhof ist auch ein Ort der Trauer, der

sie daran erinnert, daß manche ihre Kinder verlieren und daß der Tod dem Leben die Perspektive gibt. Die Kleider unterliegen ständiger Veränderung, sie sind in Bewegung wie so vieles in Elias Leben, sie eröffnen ihr verschiedene Möglichkeiten – neue Beziehungen, neue Kombinationen, Veränderungen. Elia erzählt oft davon, daß ihr die Kleidungsstücke helfen, einen Verlust zu verarbeiten. Daß die Toten am Leben teilnehmen, wenn sie ihre Sachen trägt, und daß sie ihre Mutter auf diese Weise in sich aufnimmt. Daß ihre Mutter infolgedessen, wie sie selbst, jetzt »am richtigen Platz« sei. Elia sieht in den Dingen das, was ich in ihr sehe: ihre Durchlässigkeit, die das wichtigste im Leben ist. Die kalte Unempfindlichkeit des Schmucks, die Porosität der Gräber, vor allem aber die aktive Durchlässigkeit der Kleider, in denen die Geister der Verstorbenen atmen, die uns ebenso leicht umarmen können wie wir sie.